Konrad Wieder

Der Teutone

C. F. Müller Verlag, Leipzig

Konrad Wieder

Der Teutone

Der Teutone

Kriegsroman von

Konrad Wieder

Leipzig 1915
C. F. Müller Verlag

Erster Teil.



„. . . Die Teutonen waren von den Küsten der Ostsee herniedergekommen. Ein Schriftsteller jener Zeit vergleicht sie mit dunklen Wetterwolken, die verheerende Blitze bergen."

(Aus einem Geschichtswerk Ferd. Schmidts.)

I.

Sonnabend . . . Der erste August! Im Jahre neunzehnhundertvierzehn!

Felix Lehmann hastete durch die Friedrichstraße — unter dem Arm seine Aktentasche. Ein Reisender. Er wollte etwas verkaufen, irgendeine Maschine, die die Fabrik in Halle anfertigte. Herr Lehmann war außer Fassung; er befragt sich immerzu: „Wird es heute ein Geschäft geben? — Wird es nichts? Vielleicht gibt's doch ein Geschäft?" — Der in seinem Innern arbeitende Telegraph hämmerte aber beharrlich die immer wiederkehrende Hoffnung nieder: „Es gibt doch kein Geschäft, es wird keines geben; lange wird es keines geben: es wird Krieg sein; Lehmann, du mußt mitgehen; Lehmann, du wirst Soldat, du wirst dreschen, dreinhauen, schießen, stechen; Herr Unteroffizier Lehmann, du wirst siegen . . . aber Geschäfte gibt es keine, nicht heute — und nicht morgen." Entsetzlich eintönig arbeitete Herrn Lehmanns Haustelegraph — von den Sinnen durch die Nervenbänder zum Gehirn. Herr Lehmann schwitzte und hastete weiter; mit dem ängstlichen Surren des in seinem Innern widerspenstig arbeitenden Telegraphen drängte er sich wie geistesabwesend durch die in Gruppen herumstehende Menge. Niemand schnauzte

ihn nach Berliner Art an: „Uffpassen!“ — Lehmanns Telegraph versuchte noch zuweilen vom Gehirn zu den Sinnen zurückzuklopfen: „Krieg? unmöglich; wozu? Für wen? ... Es wird sich schon ein Geschäft finden, vielleicht schwer, aber es wird sich finden ... Nur vorwärts, schnell, laufen! Wie wenn jemand hinter mir her wäre!!“

Die goldenen Strahlen der Augustsonne machten die Luft heiß erzittern. Durch den Asphaltdunst sah man schon die am Belle-Alliance-Platz stehende Säule flimmern, durch die Arkaden den Viadukt der Untergrundbahn. Herr Lehmann war bald am Ziele. Er hatte dort in der Filmgegend der Weltstadt in einem der Bureauhäuser zu tun ...

Eine herumlungernde Gruppe verstellte seinen hastigen Weg. Frauen, Männer, Kinder, Berliner Jungens zappelten und debattierten. Vor Aufregung gerötete Gesichter. Lehmann wollte erst ausweichen, am Fahrdamm blickte er aber unwillkürlich nach dem Fenster. Die Menge stand vor einer Konditorei. Am Fenster konnte man eine in Eile hingeklebte Sonderausgabe lesen:

Extrablatt.
Berliner Lokal-Anzeiger.

> Die zwölfstündige Frist, die Deutschland der russischen Regierung zur Abgabe einer loyalen Erklärung gestellt hat, ist ergebnislos verstrichen. Soeben ist der Befehl des Kaisers ergangen, der die sofortige Mobilmachung der gesamten deutschen Streitkräfte anordnet.

Jetzt erst hörte Lehmann das Gemurmel der Menschen, das empörte Brausen der tobenden, begeisterten, wahnsinnigen Menge; jetzt erst sah er die Straße, die dahinsausenden Autos, die Wagen, die Autobusse, die Ausrufer, die in den Ladentüren stehenden Krämer, die unter den Haustoren erregt streitenden Diener, die auf dem Bürgersteig sich vor den Nahrungsmittelläden tummelnden Frauen, die mit Mehlsäcken angehäuften Kinderwagen — all das bemerkte Lehmann erst jetzt.

Er fühlte einen heftigen Ruck in seiner Brust, in seinem Gehirn summte noch das entsagende Echo dieses Wirrwarrs: „Es ist nichts zu machen, kein Geschäft . . .“ Aber schon weitete sich seine Kehle — schon fuchtelten seine Hände in der Luft herum, ein Augenblick noch und Lehmann, der Reisende aus Halle a. S., war Soldat. „Es lebe der Krieg! Krieg! . . . Krieg!“ brüllte er. Vor der Konditorei Kehrt machend, rannte er im Sturmschritt nach den Linden. Alles und jeder strömte dem Herzen der Stadt zu. Als hörte man von rechts und links, oben und unten, aus den Kellern, von den Dächern, von den Fluren das Schlagen der Türen.

Es wird überall geschlossen. Es ist Feiertag. Nein: Werktag — denn jetzt erst beginnt die Arbeit. Bisher war Friede — Feiertag, jetzt ist Krieg — die Arbeit, der Werktag. Die Menschen rasten durch die Straßen, kletterten auf die Omnibusse, sprangen in die Autos und stiegen in die Droschken, so wie sie gerade aus Bureaus und Wohnungen herausstürzten. Zu viert, zu fünft, zu acht in einem Wagen — zu sechzig, zu achtzig, zu hundert in einem Autobus . . . „Krieg! — Freiheit!“ Sogar auf den Trittbrettern der Straßenbahnen durfte man stehen — soviel nur Platz hatten . . . Lehmann genoß und verarbeitete all dies; wo war schon die Mappe mit allen den geheimen Nettopreisen der Firma?! Er fuhr Autobus, Droschke, Schiebkarren, auf der Plattform, auf dem Wagendach, auf dem Trittbrett; er erhaschte Extrablätter, schwenkte seinen Hut; er fühlte sich nicht einmal beleidigt, als am Leipziger Platz ein Haufen Extrablätter gegen seinen Kopf fliegend seinen Hut mitriß — gratis. „Wenn das ein Schrapnell gewesen wäre!“ dachte er und brüllte hurra.

Die Begeisterung war aufrichtig und riesenhaft. Als nach einer halben Stunde die Extrablätter aus den Schaufenstern verschwanden, und ein enttäuschtes, zweifelndes, neugieriges Summen, feindseliges Murren die gespannte Erwartung auf den höchsten Grad geschraubt hatte, als man flüsterte: „Das Gerücht über die Mobilmachung ist falsch! . . . Der Redakteur wurde eingesperrt . . . er wurde gehängt . . .

erschossen . . . zerstückelt! . . . Es gibt keine Mobilmachung!" Selbst da bemerkte Lehmann noch immer nicht, daß seine Aktenmappe fehlte. Keine Ahnung! Ziemlich lange schon sprach er mit einem dicken Mitbürger; sie waren sich einig, daß das Dementieren der Mobilmachung eine falsche, freche, niedrige Lüge sei: „Natürlich gibt's Krieg . . . was? . . . er ist schon da." Sie verabschiedeten sich — „Mein Name ist Rußfang" — „Sehr angenehm — Lehmann"; er bemerkte nicht einmal, daß er bei seinem artigen Grüßen statt nach dem Hut in die Luft griff . . . Merkwürdig: Herr Lehmann war doch ein nüchterner Geschäftsreisender. Er merkte nichts, weder an sich, noch bei anderen . . . An diesem Tage, in jener Stunde ging's jedem so, mit sich selbst und mit anderen. Man verlor den Kopf, man war im Fieber.

Es wurde sechs Uhr nachmittags. Die Krise der Fieberkranken nahte. . . . Tod bringendes Siechtum, oder nur vorübergehende Ohnmacht? . . . Vor dem kaiserlichen Schlosse standen nahezu hunderttausend Menschen im Fieber der Erwartung. An den Sockel des gegenüber dem Tore stehenden Kandelabers war Lehmann wie eine Mücke angepreßt. Das Pferd eines Schutzmannes kitzelte seine Nase; wenn es den Schweif nach rechts warf, warf Lehmann seinen Kopf schnell nach links und so ging es von links nach rechts, ohne daß es jemand eingefallen wäre, über diese Kopf- und Schweifgymnastik zu lachen. Auf dem Sockel des Rossebändigers saßen junge Menschen, mit den Füßen über den Köpfen der Mitbürger bequem baumelnd. Auch dies befremdete keinen Menschen. Nicht einmal die Schutzleute . . .

Dies waren die Außenerscheinungen der Krankheit, die inneren waren noch versteckt in der schweren, großen Glocke des Domes . . .

„Bömm — Bömm, Bömm . . ." und so sechsmal hintereinander. Jetzt schlägt im Dom die sechste Stunde. Sechs Uhr . . . Das Ultimatum ist abgelaufen!

Ein brausendes, dröhnendes Hurra durchbebte den Platz;

durchbebte den Platz mit allem, was darauf stand — Mensch, Tier, Gebäude, Erde und Wasser.

„Hurra“ nochmals und fortwährend. Vom Firmamente schlägt das Echo zurück: „Hurra . . . ra . . . a . . . a.“

Der Befehl der Mobilmachung ist unterfertigt . . .

„Der Kriegsminister . . . der Generalstabschef . . . der Reichskanzler . . . der Staatssekretär kommt hier . . . dort geht er, hier geht er . . . dort steht er . . . An der Grenze hat man schon geschossen! . . . Fritz ist schon eingekleidet! . . . Die Lokomotiven sind geheizt! . . .“ Glockenschlag. Hufschläge. — „Weg frei! Kurier! Hurra! . . .“ Autos dringen bis zur Schloßwache. Von dort zurück. Darauf brüllen Menschen. Schwenken die Hüte, Taschentücher. Hier steht ein Schauspieler auf dem Notsitz, sich mit den Händen an das Wagendach klammernd: „Hoch der Krieg, wir wollen den Krieg. Verdreschen wir die Franzosen, nieder mit den Russen!! Hurra!“ Nur schade, daß der Mime nie Schießpulver riechen wird — er leidet an chronischem Größenwahn und hat eine silberne Kniescheibe.

Die Menge war in ständigem Brodeln, wie siedende Masse in einem Riesenkessel.

Um die Kandelaber Glucksen, gurgelndes Brummen, tosendes Gemurmel, da und dort lösen sich kreischende Stimmen empor. Was dieses unartikulierte Aufbrausen bedeuten soll, niemand weiß es.

Die sich weiter wälzende Strömung schleuderte auch Lehmann vom Sockel hinunter. Drehte ihn im Kreise herum, wie der Kreis des Wirbels ein feingeädertes Weidenblatt. Die unter der Automütze hervorquellenden Sätze des Gelegenheitsdichters, eines jungen Männchens, welches an dem Rossebändiger emporgeklettert war, und die Reime mit erschrockener Stimme abhackte, hörte er bald in der Nähe, bald aus der Ferne. Verstehen konnte er gar nichts, weil zu diesen Worten eine kräftigere Stimme gehört hätte und ein mutigerer Brustkasten. Nur Brocken hörte er mit abgehackten Reimen, Pausen. Lehmann wurde gewirbelt, aber wenn ihn die Strömung bald mit dem Rücken, bald mit

dem Gesicht gegen das Männchen drehte, versäumte er es nie mit zu schreien: „Deutschland, Deutschland über alles!“

„He! Lehmann, aufpassen! Sie rollen noch in meinen Magen hinein.“ Man quetschte Lehmann gerade mit dem Gesicht an die Brust einer mächtigen Gestalt. „Grüß Gott, Weidl! Wie geht's? Was sagst du dazu?“ Er erwartete gar keine Antwort — es bot sich eine neue Gelegenheit, Hurra zu schreien; der Poet streckte seine Beine nach unten, wobei ihm seine rechts und links sitzenden Freunde lebhaft zu Hilfe kamen. „Jung ist er genug, und diese Füße!“ sagte ein glattrasierter Patriot hinter Weidl. „Sie gleichen den Versen,“ erklärte Weidl. „Wieso?“ fragte der Glattrasierte. „Weil beide lang sind!“ erklärte ein dunkelhaariger Mann der kleinen Gesellschaft, die wahrscheinlich zusammengehörte. Tatsächlich: Weidl, der berühmte Komiker mit seinem ewigen Lächeln, Bahl und der schwarze Bieber kamen zusammen aus dem Atelier . . . Drei Künstler, Filmregisseure. Sie schnitten, flickten und klebten ruhig ihre Films, als das Gerücht der Mobilmachung sich zwischen die Filmrollen drängte. Die drei Männer blickten einander an, und der Entschluß war fertig. Sie wickelten im Nu die Films auf die Scheiben, nahmen ihre Hüte und turnten sich genau so durch die Friedrichstraße, durch die Linden, wie Lehmann und viele tausend andere Bürger . . .

Hauptbuch, Zeichenbrett, Bohrmaschine und Nähtisch standen verlassen in Berlin.

Es war die höchste Zeit, Lehmann in die Mitte zu nehmen, denn das Gedränge wurde lebensgefährlich. Das Summen und Lärmen der Menschenmenge schwoll zu einem unverständlichen Gebrüll an. Keiner verstand des Nachbarn Worte, noch weniger die dort oben hinter den verhängten Fenstern. Das brausende Getöse, die brummenden tiefen Stimmen, der schrille Sopran der Kinder, der metallene Tenor der Männer, der brummende Baß der Greise, das muntere Jauchzen der Gesunden, das zitternde der Kranken, das summende der Harrenden — alles, alles strebte und drängte zu den geschlossenen Fenstern. Von dort schmetterte

es schallend zum Platze zurück über die wogende Menschenmenge.

Auf der Schloßterrasse ging schweigend ein Grenadier auf und ab. Der Posten! In seinem Gesichte zuckte keine Muskel . . . Das einzige, schweigende, menschliche Wesen unter den Hunderttausenden.

Bieber brüllte eine Zeitlang mit der Menge . . . plötzlich ergriff er Weidls Arm, und mit einem Ruck brachte er die kleine Gesellschaft näher zusammen. „Meine Herren, so ist das kein Geschäft. Den Kaiser wollen wir hören — aber dieses babylonische Gebrüll versteht kein Mensch," sagte er mit fremder Betonung. „In die Menge muß man Leben bringen: Organisation! Paßt auf: ich werde im Takt schreien: Wir — wollen — unsern — Kaiser — sehen! . . . Weidl, Bahl hoppla! Zupacken! Raus mit der Puste!" Und er brüllte, die Arme zum Takt hochhebend, die einzelnen Worte scharf betonend, zwischendurch gleichmäßige Pausen einhaltend, aus voller Brust mit kräftig klingender, starker Stimme in die Menge: „Wir — wollen — unsern — Kaiser — sehen!" Und andauernd, ohne Pause, den Takt immer fest einhaltend.

Die Umherstehenden verstummten und starrten erst überrascht auf den mit seinem Stock taktschlagenden jungen Mann. Unerschrocken ließ Bieber in die herrschende Stille seinen Ruf ertönen und schlug weiter mit seinem Stock den Takt über den Köpfen der Menschen. Kaum erklang zum dritten Male sein rufendes Wort, da regte sich neben ihm Weidls hoher Kopfton „. . . sehen!" Bei der nächsten Runde half bereits Bahls Baß dem über dem Schloßplatze im Takte hinbrausenden Rufe: „. . . Kaiser — sehen!"

Jetzt kamen auch schon hier und dort einzelne, erst bescheiden Anlauf nehmende, aber gegen Schluß des Taktes kräftig erschallende Stimmen zu Hilfe. Fünf, zwanzig und hunderte von Kehlen schrien jetzt: „Wir — wollen — unsern — Kaiser — sehen!" Als Bieber den Hut herunterriß und sich auf den Zehen streckend heiser die rhythmischen Worte diktierte, schmetterten schon Tausende und aber Tausende,

der ganze Platz, von den Mauern des kaiserlichen Schlosses bis zur Terrasse des Domes und an diesem hinauf bis an das schwere, bronzene Tor, mit ihm: „Wir — wollen — unsern — Kaiser — sehen!“ und geduldig warteten sie ab und hielten die Pausen des Taktes ein. Ein älterer Herr wandte sich mit begeistertem Gesichte an Bieber: „Sie sind wohl Ungar, nicht?“ „Woher wissen Sie es?“ „Ich höre es an Ihrer Aussprache,“ und in der nächsten Sekunde schrie er mit dem aus Ungarn hierhergepflanzten Ausrufer aus Leibeskräften: „. . . unsern — Kaiser — sehen!“

Es erscholl bis hinauf zu den Fenstern, zu den Kuppeln, zu den höchsten Spitzen der Giebel: „Wir — wollen — unsern — Kaiser — sehen! Wir — wollen — unsern — Kaiser . . . unsern — Kaiser . . . unsern . . . Kaiser . . .!“ Ein wildes Toben war es, ein Rasen . . . „. . . unsern Kaiser!!!“

Die Menge verdichtete sich derartig, daß keiner sich rühren konnte.

Bieber wurde mit der kleinen Gruppe bis an das Monument gewälzt, sie standen jetzt dicht unter den mächtigen länglichen Fenstern. „. . . unsern — Kaiser . . .!“ und immer dringender, immer stürmischer . . . „unsern — Kaiser — sehen . . .!“

Bieber ergriff jetzt Lehmanns Arm und zeigte hinauf auf das Stockwerk. Es war ihm, als bewegte sich an dem über dem Tore gelegenen Fenster der schwere Vorhang.

Einen Augenblick stockte das dröhnende Rufen, in der nächsten Sekunde erscholl's desto mächtiger. Wie brausender Orkan sauste es: „Wir — wollen — unsern — Kaiser — sehen!“ Die Menschen tobten, der Takt verlor sich; die bis aufs höchste aufgepeitschten Nerven, Stimmbänder spannten sich . . . „Den Kaiser!!“ Aus der stürmischen, verschmolzenen Stimmenmasse schlug verzweifelt klingendes, hohes dünnes Quietschen und Piepsen durch: „. . . unser Kaiser!“ Es waren die Kinder.

Der Grenadier drehte sich auf seinen Hacken der Menge zu. Er blieb regungslos stehen.

Bieber wandte sich zurück zu Weidl und schnell über-

sprudelnd, mit lebhaftem Blitzen in seinem Blick rief er ihm zu: „Der Kaiser wird kommen!“ Die Menge ahnte ein geheimes Flüstern hinter den Vorhängen.

Hier und da regten sich die Gardinen . . .

Ein letzter, erhabener, dröhnender Aufschrei brauste von den Lippen der Volksmenge. Wiesen von Hüten und Tüchern, Wälder von Stöcken und Schirmen schwebten über den Köpfen: „Wir wollen den Kaiser sehen!“ Ein Mann in Arbeiterkleidung hielt hoch über seiner Brust sein kleines Kind. Das winzige Ding schrie über den Köpfen der Menge mit lachendem Gesichtchen und weit aufgesperrtem Mäulchen den Fenstern zu: „Hoch der Kaiser!“ Die dünne Kinderstimme verlor sich in das von einer Ecke des Platzes zur anderen jagende, sich kreuzende, wogende, hin und her zuckende Sausen: „Der Kaiser hoch, hoch, hoch!!“

Plötzlich öffneten sich die Vorhänge. Die Fenster sprangen auf . . . Man sah nur herumhantierende Handgelenke . . . Eine vorübergleitende, dunkle Livree.

An der Fassade des kaiserlichen Schlosses entstand ein länglicher, gewölbter, tiefer, schwarzer Fleck.

Das über dem Tor gelegene Fenster ging auf. Totenstille entstand; unerwartet rief jemand: „Ho . . .“ Tausende brummten ihn ungeduldig nieder! „Ruhe.“ — „Der Kaiser kommt!“ — „Ruhe! . . . Ruhe . . . Pst . . . still bleiben —“ „Hört den Kaiser!“ — „Schweigen!“ „Hoch!“ — „Ruhe . . . Ruhe . . . Ruhe . . . Ruhe . . .“

Lehmann starrte mit aufgerissenen Augen das dunkle Viereck an. Eine tiefe Baßstimme: „Der Kaiser erscheint vor seinem Volke!“ schuf eine Grabesstille.

Die Öffnung nahm am unteren Rande eine Veränderung an. Als wenn es aus unermeßlicher Weite langsam hervorkäme, wie wenn aus einem unklaren Bilde allmählich die Wirklichkeit herausträte — zeichnete sich scharf die Spitze eines Helmes ab . . . dann der Helm . . . der Kopf . . . die Schultern . . . die ganze Figur in ihrer erhabenen Verwirklichung: Hier bin ich!

Der deutsche Kaiser stand am Fenster. Bewegungslos

blickte er auf die unter ihm sich erstreckende Menge. Auf die Menge aus lauter, mit lebendem Leben pulsierenden Köpfen.

Mit unheimlichem Schweigen begrüßte die Menge ihren Kaiser, als wäre sie erschrocken.

Das Schicksal griff in die Herzen und schenkte ihnen einen Augenblick, von dem die Kinder und Enkelkinder Märchen hören und von dem die Gelehrten große Folianten vollschreiben werden.

Dieser Augenblick wird aus dem Munde der Großväter wie Märchen erklingen, und aus den Folianten mit flammenden Buchstaben als Weltgeschichte.

Es war nur ein Augenblick.

Als neben dem Kaiser die Gestalt der Kaiserin erschien, die mit ihrem Taschentuche der Menge zuwinkte, erscholl ein ohrenbetäubendes Hochrufen. Und jetzt dröhnte, tobte, krachte ununterbrochen das Hoch . . . Hoch! — Hoch! — Hoch!

Der Kaiser sprach:

„Ich danke euch. Eure Kundgebung war mir ein Labsal. Eine schwere Stunde ist heute über Deutschland hereingebrochen. Wir sind im tiefsten Frieden in des Wortes wahrster Bedeutung überfallen worden. 25 Jahre lang habe ich den Frieden geschirmt und gewahrt. Nun drückt man mir das Schwert in die Hand. Aber ich hoffe, es mit Ehren wieder einstecken zu können. Dem Gegner werden wir zeigen, was es heißt, Deutschland in so niederträchtiger Weise zu reizen und nun empfehle ich euch Gott. In dem jetzt bevorstehenden Kampfe kenne ich in meinem Volke keine Parteien. Es gibt unter uns nur noch Deutsche, und welche von den Parteien auch im Laufe des Meinungskampfes sich gegen mich gewendet haben sollte, ich verzeihe ihnen allen.— Geht in die Kirche, betet zu Gott, daß er dem deutschen Heere und der deutschen Sache den Sieg verleihen möge.“

Des Kaisers Worte verklangen. In der augenblicklichen andächtigen Stille fand er den Weg zum Herzen aller seiner Untertanen: „Ich kenne keine Parteien mehr . . . ich verzeihe ihnen allen.“ Dort summte es in den Ohren eines

jeden, — der Verzeihung erwartete, oder der etwas zu verzeihen hatte.

Bieber stand, mit vom Fieber der Erregung gerötetem Gesicht, dem Fenster gegenüber. Die Wacht am Rhein erdröhnte.

Herr Lehmann wurde in diesem Augenblicke Lehmann. Weidls ewig lachende Züge glätteten sich vielleicht seit langer Zeit zum ersten Male zum Ernst.

„Deutschland, Deutschland über alles,“ klang es aus Überzeugung über die Wiese.

Bieber, Lehmann, Weidl und Bahl faßten sich unter und zogen als unzerrüttbare Phalanx mit der Menge von den Fenstern ab. Deutschland, Deutschland über alles! ... Heil dir im Siegerkranz ... damit verabschiedeten sie sich von dem sich zurückziehenden Herrscher.

Der Grenadier schulterte das Gewehr.

Die Fenster wurden geschlossen. Die Köpfe der Schutzmannspferde wendeten sich nach den Linden und die Menge machte gehorsam Platz. Hier hatten die Schutzleute nichts mehr zu tun.

Bieber blieb mit der kleinen Gruppe stehen, legte die Hand auf den Arm des Komikers: „Weidl, ich hab den Kaiser nicht gekannt. Ich habe seine Stimme nie gehört ... Ich weiß nicht, was es heißt: Politik. Ich verabscheute den Krieg ... Jetzt weiß ich, wer dein Kaiser ist, jetzt kenne ich ihn. Der Mann, der so auf die Menge wirken kann, der über Leidenschaften und Begeisterung so herrschen kann — der ist Kaiser! Der ist ein großer Mann! Und ich fahre unverzüglich nach Hause und schlage mich bis auf meinen letzten Tropfen Blut: weil es euer Kaiser so will!“

Begeistert schüttelte Lehmann Biebers Hand: „Servus, Bruder ...“ Mehr konnte er nicht sagen, er weinte. Und er war doch ein Geschäftsreisender. — Weidl lachte nicht einmal darüber, trotzdem er Humorist war. — Bahl sang mit der Menge, trotzdem er wußte, daß er sehr schlecht sang.

Vor dem Hotel Bauer verabschiedeten sie sich.

Weidl ging nach Hause, den Linden zu, Bahl ins Café

Monopol zu seinen Schauspielern, Bieber auf das Konsulat, um sich zu melden, Lehmann in sein Hotel . . . Auf den Straßen tönte noch spät nach Mitternacht: „Lieb Vaterland magst ruhig sein . . .“

Am Abend des nächsten Tages waren alle vier unterwegs: Weidl fuhr nach Sachsen, Bahl nach Wien, Lehmann nach Halle a. S., Bieber nach Ungarn.

Mobilmachung!

In allen Ecken der Welt . . .

II.

Es klingelte.

Auf den Stockwerken, im Hofe, in den Werkstätten, in den Kanzleien erschollen die elektrischen Klingeln.

Unter dem Schall der Klingel verstummte allmählich das Summen der Riemen, das Poltern der Dampfhämmer. Das langgedehnte Heulen der Glockenpfeife auf dem Dampfkessel befahl für die Sommernacht Ruhe.

Georg Brant legte müde den Bleistift neben das Papierblatt und reckte und streckte sich auf seinem amerikanischen Schreibtischstuhl, der sich hin und her bewegte unter den Zuckungen des Körpers. Brant war der Ingenieur der kleinen Fabrik, die allerlei feine Werkzeuge fabrizierte. Im Verhältnis zu seinem Einkommen und seiner Position ein junger Mensch: Anfang der Dreißiger. In seiner frühesten Jugend kam er nach Amerika, er durchkreuzte ein Drittel der Welt. Nach einigen Gymnasialklassen sah er keine Schule mehr, aber um so mehr Bücher. Wie jeder, der aus sich selbst heraus etwas wurde, arbeitete er tags über mit den Händen, des Nachts mit dem Geiste. In militärpflichtigem Alter war er irgendwo in Südamerika auf einem Schiffe; der Arzt des dortigen Konsulates erklärte ihn, den damals hageren, schmächtigen jungen Mann, für untauglich. Aber die ozonreiche brasilianische Luft, das muskelstärkende Klima in Kanada und die darauffolgenden

Jahre eines regelmäßigen Lebens kräftigten ihn zu Beginn des Mannesalters körperlich und seelisch.

Heute war Brant ein gestählter, arbeitskräftiger Mann; die Körpermaße seiner mittelgroßen Figur konnten ebenso auf Stahlmuskeln wie auf schwache Konstitution schließen lassen. Seine Arbeiter liebten ihn sehr, weil er bei der Arbeit streng, in sozialen Fragen aber unendlich menschlich war.

Es klopfte. Listermann, der Werkführer, trat ein.

„Herr Oberingenieur, ich denke, für eine lange Zeit hat man mich zum letztenmal heruntergeklingelt.“

„Na — na, Listermann, was gibt's denn?“

„Ich muß morgen einrücken; dies ist aber nicht das Schlimmste — sondern, daß fast die ganze Fabrik mit mir gehen muß . . .“

„Mobilmachung?“

„Ja. Sie wissen es noch nicht?“

„Ich hörte noch nichts — ich glaube auch nicht, daß wir so weit sind.“

„Bitte hier ist die Extraausgabe.“

Brant las die Extraausgabe der Halleschen Nachrichten durch. „Sie rücken auch ein, Listermann?“

„Jawohl.“

„So bleiben wahrscheinlich nur die Alten hier — wieviel sind sie?“

„Ach, kaum dreißig Mann . . .“

„Morgen muß man Arbeiteraufnahme ausschreiben. Ich muß ohnehin heute noch mit dem Direktor sprechen . . . Sie gehen gern, nicht?“

„Ich? Ich kann's kaum erwarten, daß ich unter ihnen dreinhaue. Ich kenne die Franzosen und auch die Russen. Der Franzose ist leichtsinnig, der Russe dafür schlapp. Und interessant: beide rauchen an der Arbeitsbank. Die, wenn sie arbeiten, nehmen sie das Rauchen nicht ernst und wenn sie rauchen, nehmen sie die Arbeit nicht ernst . . . Wieso erreicht der Deutsche immer als erster höheren Arbeitslohn?“

„Sie haben recht, Listermann — ich kenne sie auch. Ich

arbeitete eine Zeitlang bei Hotchkiß, dann bei Putilow ... Na, Listermann! — Also, Sie gehen?"

„Jawohl. Ich bekam bereits meine Zeugnisse in der Kanzlei, wollen Sie sie unterschreiben?"

Während Brant nach den Schriften griff, fragte der Werkführer: „Wo haben Herr Oberingenieur gedient?"

Brant antwortete, während er unterschrieb, leise: „Ich bin kein Soldat, Listermann." Der Werkführer sah Brant erstaunt an ... er wollte etwas sagen, aber Brant stand auf: „Also Gott befohlen. Vielleicht treffen wir uns — bis dahin viel Glück. Wenn Sie zurückkehren, werden alle sofort wieder aufgenommen ..."

„Und als Freiwilliger werden Sie auch nicht kommen?"

„Wird sich zeigen ... Falls man mich braucht."

„Guten Tag, Herr Ingenieur," sagte Listermann stolz, ließ seine Hand drücken und ging zur Tür hinaus: „Wenn ich zurückkomme, werde ich trachten, diesen Feigling hinauszubohren. Jawohl!" dachte er.

Als er auf den Hof kam, strömten die Arbeiter bereits hinaus, die „Wacht am Rhein" singend.

— —

Brant stand auf und ging hinüber zu dem Direktor. Von der Straße hörte man die deutsche Hymne. Der Direktor stand am Fenster. „Also wirklich Mobilmachung?" fragte Brant.

„Aber feste, mein Junge. Hier ein Berliner Telegramm." Brant las es durch: Die Mobilmachung verkündet ... für morgen Kriegserklärung. „Also das ist der Krieg. Was tun wir? Wir behalten kaum zwanzig Mann ..." „Was ... daß jemand hier bliebe? Glaubst du denn, daß ich nicht mitgehe? ... Heute lasse ich jedem auf sechs Monate den Lohn auszahlen, ob er geht oder bleibt; dann schließen wir die Tore. Ich werde doch nicht im Kriege arbeiten lassen — wie?"

„Aber, wir könnten auch Kriegsmaterial fabrizieren."

„Wenn ich eine Kugel in den Leib kriege, wenn ich das

Gewehr nicht mehr halten kann, dann erst werde ich Patronentaschen machen, oder irgend etwas . . . ich backe Brot; aber solange ich gesund bin, ist's meine höchste Pflicht, diese elende Brut zu verprügeln . . . Und du, Alter, wie steht's mit dir?"

„Du weißt doch, ich habe nicht gedient, ich könnte höchstens als Freiwilliger mitgehen . . ."

„Also, dann mußt du so mitkommen — hier wird es ohnehin keine Arbeit geben . . ."

„Ich spreche noch mit meiner Frau darüber."

„Mit deiner Frau? Du willst dir erst die Einwilligung deiner Frau holen? . . . Habe ich denn keine Frau, habe ich keine Kinder?"

„Das ist's eben — du hast schon Kinder. Ihr seid schon seit sechzehn Jahren verheiratet . . . Dich reißt die unten erklingende Hymne von deiner Familie. Wir wissen erst seit einem halben Jahre was es heißt: glücklich sein . . . Bis dahin arbeitete ich wie ein Zugtier und arbeitete — allein. Ich stand allein in dieser Welt . . . bis ich meine Frau kennen lernte. Glaub' mir, wenn in der Werkstatt um mich die Arbeit fieberte, fühlte ich mich nicht allein; aber beim Tore, da mußte ich immer stehen bleiben; mich erwartete niemand. — Das Heim war mir nur ein Ankleideort und Badezimmer . . . Die Wärme, den ersten Schritt nach der Arbeit, der — nach Hause führt, den kannte ich nicht . . . Wir kosteten erst jetzt das Glück."

„Nun, Appetit habt ihr genug dazu."

„Ach — das verstehst du nicht. Ihr seid schon bei dem Nachtisch. Vielleicht würde ich nach sechzehn Jahren auch sagen, ich gehe. Ich würde dann denken, ich muß dem Geschick für die im Glück verflossenen Jahre zahlen . . ."

„Nun, du hast recht . . . Ich kenne diese Empfindlichkeit nicht. Bei mir kam stets zuerst die Arbeit, dann die Frau; jetzt aber vor allem das Vaterland . . ."

„Auch mir ist das Vaterland heilig; aber was die Heimat bedeutet, weiß ich erst, seitdem ich darin mein Heim gefunden habe . . ."

„So spricht der Zivilist, Brant . . . Na, Gott befohlen!“

„Was wird mit dem Betrieb?“

„Bitte, ganz eigenmächtig zu handeln. Brauchst du eine Vollmacht?“

„Gewiß.“

„Du findest sie bei meinem Rechtsanwalt.“ . . . Er ging. Brant blieb allein; er setzte sich und dachte nach: „Woher Arbeiter nehmen?“ Eine ehrliche Stimme erhob sich aber in seinem Innern und trieb ihm das Blut ins Gesicht: „Brant, du lügst! Du kümmerst dich nicht um die Fabrik — nicht das Glück hält dich zurück — du, ich sage es dir: du würdest dich schämen, den Tornister zu tragen! Gemach, mein Freund . . . nicht vor den Menschen würdest du dich schämen, o nein, dazu bist du zu stolz: vor dir selbst schämst du dich! Du schreitest auf den Straßen in den Reihen der Gemeinen, aber vor dem Spiegel kannst du nicht stehen — da errötest du. Habe ich recht? Sagst du dir's nicht: ich, der in dieses Stück Gehirn soviel Wissen gepreßt — mit diesen beiden Händen, mit denen ich so viele Geheimnisse der menschlichen Arbeit gelöst, ich soll mich mit Knechten und Schlossergehilfen hinlegen? . . . Wenn ich das Vaterland verteidigen soll, gibt es denn keinen besonderen Paß für mich, wo ich jeden Tropfen Blut, meinen ganzen Geist, mein ganzes Können opfern könnte . . .? Das Studieren in den durchwachten Nächten vieler Jahre soll nur der Arbeit im Frieden nützen, — braucht man denn im Kriege das alles nicht? . . . Soll denn mein Gehirn unter Schloß gehalten werden, soll ich im Kampfe nicht auf den mir gebührenden Platz gestellt werden, nur weil mein Vater vor zehn Jahren kein Geld hatte, um mich unterrichten zu lassen? . . . Muß also das papierene Zeugnis darüber entscheiden, wer führen darf? Darum wäre ich minder befähigt, Menschen zu leiten, Befehle auszuführen, bessere Dispositionen zu treffen, nur weil ich damals schwach gewesen, weil ich damals kein elendes, vollgekritzeltes Papier in der Tasche stecken hatte, welches mir jetzt den Offiziersrang ermöglichen würde? . . . Brant, darüber zerbrichst du dir jetzt den Kopf, nicht über

das Wohl und Wehe der Fabrik. Sieh mal, schon fährst du auf, schon schreist du wütend: Bah — wenn ich hier als Erster stehen konnte, habe ich auch dort das Recht voran zu gehen! Der Krieg ist keine harmlose Übung . . . jetzt geht der Tanz auf Leben und Tod . . . jetzt ist es die Pflicht des Staates jedem den Platz zu weisen, wozu ihn sein Können berechtigt. Das Können ist kein Papierwisch! . . . An der Zahl sind wir geringer als der Feind; deshalb müssen wir aus jedem einzelnen Manne das Höchstmaß seiner Fähigkeiten herauspressen; so sollen wir dann zusammen so viele, sogar mehr sein, als jene . . . Wenn ich an die Spitze von hundert Mann gestellt werde, vernichte ich ein feindliches Regiment, dessen Führer ein Offizier ist, der sein Patent mit einem Schulzeugnis errungen hat, aber seither vor dem Hauptbuch saß . . .“ Auf der Straße erscholl immer mächtiger der Gesang: Deutschland, Deutschland über alles — Die Wacht am Rhein.

„Ja, ja, ihr könnt singen . . . ihr seid glücklich. Ihr wißt, daß man euch führen muß. — Ihr könnt mit Vertrauen ziehen, aber ich fühle es, daß ich führen kann . . . Ich fühle es, daß wenn ich dort vergehe, wird mit mir nicht bloß ein paar Pfund Fleisch und Blut und Knochen hinstürzen, sondern mein Gehirn wird zugrunde gehen im Pulverdampf; mein Gehirn, das wohl gerüstet ist mit Intelligenz und Wissen, viel zu schade für eine Flintenkugel oder einen Schrapnellsplitter . . . Ich kann nicht mit euch gehen, denn das wäre Vaterlandsverrat; ich würfe nicht nur das, was ihr sehen könnt, meinen Körper dem Feinde hin, sondern auch meinen individuellen Wert! — Gewiß! Statt der Kupferfabrik hätte ich den Einjährig-Freiwilligenkurs besuchen sollen. Aber das konnte ich damals nicht schaffen!! . . .“

Brants Kopf hämmerte; er bemerkte es gar nicht, wie es kam, daß er jetzt am Fenster stand. Das Geheul und Singen der Straße drang nur langsam an sein Gehirn.

„Ich gehe nicht in den Krieg,“ murmelte er halblaut.

Er ging nach Hause.

Das Mädchen öffnete ihm die Türe seiner Wohnung.

„Ach, der gnädige Herr! Seit fünf Uhr schon will ich telephonieren, Sie möchten ins Café gehen, die gnädige Frau ist auch schon hingegangen. Da erwartet sie den gnädigen Herrn. Ich konnte keinen Anschluß bekommen . . .“

„Der Gustav soll mit dem Auto umkehren.“

Brant ging ins Zimmer. Er wollte das Parfüm seiner Frau fühlen; die Möbel sehen, die Winkel erraten, wo seine Frau hauste und herumhantierte, auf dem geöffneten Flügel die Noten prüfen: „Was wohl Helene gespielt hatte?“ Vor dem Sofa blieb er stehen: „Wo sie mittags ausruhte?“ . . . Das mittlere Fenster des Eßzimmers war geöffnet und auf dem nebenan stehenden Lehnstuhle lag ein Seidenkissen hingeworfen, an welchem noch die Spuren des Arms seiner Frau sichtbar waren. Weiche, mollige Linien, übermütige Falten.

Das Mädchen kehrte zurück. „Gustav steht schon unten, Herr . . .“

„Meine Frau sah hier zum Fenster hinaus, nicht?“ fragte Brant, nach dem Fenster zeigend.

„Jawohl, Herr . . .! Auch heute nachmittag waren gar viele Menschen auf der Straße . . . dort . . . bitte, dort ist die Mobilmachung ausgeschrieben. Man hat so schön gesungen — hören Sie? — Man singt noch immer . . . ach, die vielen jungen Leute mit Fahnen und Bändern . . . die Gnädige freute sich sehr. Ja, das besahen wir uns hier vom Fenster . . .“

„Na, Maria, Ihren Schatz nimmt man wohl auch, wie?“

„Bitte, gnädiger Herr, es ist eine Schande, was der mir antut — ich gab ihm einfach den Laufpaß. Er sagt, bitte, er müsse Gottlob nicht mit, weil er Staatskrüppel sei. Ich warf ihn hinaus . . . Nee, ich werde nicht die Frau eines Mannes, den man nicht einmal im Kriege gebrauchen kann . . .“ Brant belustigte sich über Marias patriotische Begeisterung und fuhr im Auto in das, dem Bahnhof gegenüberliegende Café.

Auf der Terrasse des Kaffeehauses tummelte, begeisterte, drängte sich Mensch an Mensch; Brant konnte kaum seine

Frau finden. Die junge Frau stand auf einem Stuhle und winkte mit geröteten Wangen der auf der Straße wogenden Menge zu. Junge, Alte, Frauen, Mädchen, Männer, Soldaten, Studenten, Arbeiter und Herrschaften drängten sich unter die Fahne mit Kokarden auf der Brust mit fieberndem, fanatischem Gesang. Kreischende Rufe: „Hurra, der Krieg! Hoch, hoch!“ ertönten von den Terrassen der Kaffeehäuser her. Tücherwinken, Menschenauflauf. Ein Offizier geht da, sein Gesicht ist gerötet. Die Menge macht ihm den Weg frei und begrüßt ihn mit ehrfurchtsvollem Gesicht. Dann ertönt es „Hoch unser Militär. Hoch!“ Der Offizier salutiert rechts und links, winkt glückselig. „Wir gehen . . . hoch!“

Brant drängte sich durch die Menge und eilte auf seine Frau zu. Die junge Frau winkte ihm heftig zu. „Georg, komm rasch, sieh, wie schön. Georg, hast du's schon gehört, in Berlin ist die Mobilmachung bereits proklamiert . . .“

„Helene, willst du nicht nach Hause?“

Die Frau stieg vom Stuhl herab und hängte sich an den Arm ihres Mannes. „Jetzt nach Hause? Bist du schlecht gelaunt? Du bist wohl müde?“

„Ich bin nicht müde, ich fürchte nur, daß du dich aufregst.“

„Georg, ich könnte jetzt nicht zu Hause bleiben, gehen wir irgendwohin Abendbrot essen, und vorher noch etwas spazieren; mein lieber Georg, gehen wir . . .“

„Meinetwegen.“ Brant bezahlte die Zeche seiner Frau, nahm ihren Arm, und einige Bekannte grüßend, gingen sie nach der Straße.

Die kleine Stadt war noch nie so belebt. Am Platze vor dem Bahnhof wimmelte es von Menschen, auch an den Straßenecken stauten sich heftig gestikulierende Gruppen. Autos sausten mit andauerndem Töf-töf vorbei. In den meisten saßen schon eingekleidete Reserveoffiziere, auf den Wagendecken sah man die Feldkoffer. Die Gesichter in fieberhafter Röte, wie bei Menschen, die vor einem großen Ereignisse stehen. In den Straßen kleinere und größere

Gruppen von singenden, jungen Leuten, die schon morgen des Kaisers Rock tragen werden. Unter der großen deutschen Fahne Studenten, die morgen die Kasernentore stürmen werden, um sich als Kriegsfreiwillige zu melden. Mit einer eigenen Bitterkeit im Herzen sah Brant die Straße. Seine Frau schmiegte sich fest an ihn und winkte jeder einzelnen Gruppe lebhaft zu. „Wie schön ist das Leben, Georg! Niemand zeigt eine Spur von Furcht. Als ob sie gar nicht in den Krieg zögen. Ich kann's noch nicht recht fassen . . . Was wird die Zukunft noch alles bringen? Welch tiefe, bedeutende Umwälzungen."

„Heute sieht der Fanatiker nur die farbigen Bilder der Fata morgana, aber die roten Flecken fehlen noch. Heute sieht noch alles heiter aus. Aber warte nur — wenn rote Bäche hindurchrieseln werden — wenn Blut fließen wird."

„Aber Georg, du erschreckst mich . . . mich fröstelt schon."

Um die Straßenecke bog eine Gruppe von Soldaten, in nagelneuer Feldausrüstung. Alles gesunde, junge Leute. Sie lachten, scherzten, ohne daß sich in ihren Reihen Ausgelassenheit zeigte. Auf den aufmunternden, anspornenden Zuruf eines Bürgers wandten sie fast im Takt die Köpfe dem Begrüßenden zu, nur mit einem verheißungsvollen, selbstbewußten Augenzwinkern zeigten sie, daß sie das volle Bewußtsein der Aufgabe hatten, zu der man sie aufgefordert: „Drescht nur die Franzosen — immer feste druff," hörte man hier und dort. Wogendes „Hurra" und Tücherschwenken. Ein begeisterter, feuriger Patriot, der sich nicht mehr beherrschen konnte, sprang hin zur letzten Reihe und schüttelte herzhaft die derben Hände der breitschultrigen Jungen. Die Frauen winkten und überschütteten die Soldaten mit duftenden Rosen und Nelken. Als das Bataillon am Bahnhof ankam, prangten an jedem Rock Blumen. Die ganze Straße sang mit ihnen die „Wacht am Rhein".

Das erste Bataillon fuhr aus Halle nach dem Kriegsschauplatz!

Als die Truppen bei Brants vorüberzogen, ließen die Angstgefühle Helenens nach. Ein heißer roter Strom wallte

aus ihrer Brust ins Antlitz, sie zog ihren Mann mit sich an den Rand des Fußsteigs und winkte den Soldaten: „Hoch, hoch die Soldaten!“ „Sieh, Georg, wie stolz sie marschieren. Wie schön! — Sie können nicht sterben.“

Mit lebhaftem Interesse betrachtete Georg die Truppen. Nach dem Rhythmus ihrer Schritte fühlte er ein unwillkürliches Zucken in den Muskeln. Er seufzte leise: „Wie glücklich sind auch die.“

„Wer denn noch? Du sagst: auch die.“

„Und ihr Frauen, die ihr euch so freuen könnt, Helene. Sich heute so freuen, ohne an das Morgen zu denken . . .“

„Mich bekümmert das Morgen nicht, weil ich Vertrauen zu ihm habe. Ich glaube auch an dich und an euch alle . . . Deshalb können wir Frauen uns freuen.“

Das Bataillon zog vorüber, man drängte sich zum Bahnhof, wo schon mehrere Bataillone warteten. Die Gewehre waren in Pyramiden gesetzt.

Auf der Straße sauste ein Auto mit lautem Hupensignal an Brants vorbei. Man konnte in dem Wagen nur einen feldgrauen, überzogenen Helm, darunter ein wohlgenährtes Gesicht und auch einen Arm erblicken, der lebhaft Abschied winkte.

„Georg, sieh doch, es ist Otto! Es fährt auch zur Bahn. Also Otto geht auch mit?“

„Tatsächlich, der Alte. Na, der macht's gut, läßt die Fabrik hier . . . bürdet mir alle Lasten auf.“

„Ha, ha, h—a, er steckt schon in der Uniform, der fährt jetzt direkt auf den Kriegsschauplatz, du kannst mir's glauben.“

„So ist's. Aber, Helene, ist dies nicht wirklich lächerlich? Schließlich heißt in den Krieg ziehen doch nicht dasselbe, als etwa ins Theater laufen.“

„Von uns verabschiedete er sich gar nicht. Was sagst du dazu?“

„Nicht nur das! . . . aber er sprach nicht ein Sterbenswörtchen, was wir mit dem Betriebe beginnen sollen. Solch ein Wahnsinn, ich soll nun alles unbeschränkt leiten.“

„Sagte er denn gar nicht, daß er noch vor seiner Abreise mit dir sprechen wollte?“

„Nein.“

„Er verabschiedete sich nicht einmal?“

„Doch. Er sagte: Grüß Gott . . . Er ist wahnsinnig. Man soll ohne ein Wort alles hier im Stich lassen.“

„Also, ich hätte nie gedacht, daß dieser dicke Otto so schneidig sein könnte. Ha, ha, h—a, du, das gefällt mir.“

„Helene, scherze doch nicht über so ernste Dinge.“

„Ha, ha, ha, ha, ich scherze auch nicht über ernste Dinge, sondern darüber, daß du sie so ernst nimmst. Sieh, Bester, in zwei Monaten ist der ganze Krieg zu Ende.“

„Wie?“

„Jawohl, in zwei Monaten! Woher sollt ihr das Geld für längere Zeit hernehmen? Ein solcher Krieg kostet täglich Millionen, nicht wahr? Und jetzt wird in der ganzen Welt Krieg sein. Der Engländer kann vom Franzosen nichts bekommen, weil er selbst nichts hat, der Deutsche vom Österreicher, der Österreicher vom Russen, vom Deutschen — keiner kann vom anderen Geld verlangen, da es doch jeder für sich braucht. Nun, wie könnte also der Krieg länger dauern, als zwei Monate, oder gut, sagen wir neun, zehn Wochen . . .“

„Du bist die klügste Frau der kriegführenden Mächte.“ So wurde denn auch Georg guter Laune und machte die Frau dadurch glücklich. Wie Kinder trieben sie sich auf den Straßen herum. Jedem Zug schlossen sie sich an, wo sich eine Gruppe bildete, waren sie dabei und sangen jedes Lied mit. Vor dem Theater trafen sie Bekannte; einen angesehenen, jungen Kaufmann mit seiner Frau. Herr Jäger war ein stattlicher Mann mit blondem Spitzbart, die Frau eine Hannoveranerin. Die Frau, wie sie sich an den Arm ihres Mannes klammerte, sah aus, wie ein Akazienbäumchen neben der majestätischen Eiche.

Helene hielt die beiden an. „Guten Abend, Herr Jäger; wie schön dies ist, nicht?“

„Guten Abend, wie geht es Ihnen?“

„Ich sagte eben meinem Manne, wie schön das Leben ist. Die Welt ist wieder in Gärung."

„Siehst du, Minna. Frau Brant spricht zu ihrem Manne von solchen Problemen, du aber wehklagst über das Abendbrot."

„Ha, ha, ha," lachte Helene laut auf. „Sehen Sie, Ihre Frau ist die richtige Patriotin. Ihr liegt die Ernährung der Krieger am Herzen."

Die beiden Männer blieben zurück, die beiden Frauen gingen Arm in Arm, und die kleine Gesellschaft mischte sich unter die Menge. Nach einer Weile drehten sich die Frauen nach den Männern um. — „Georg, wir beschlossen, im Schloßgarten zu Abend zu essen."

„Sehen Sie, mein Freund, so lenken die Frauen des Vaterlandes Schicksal," sprach Brant zu dem Riesen, der neben ihm herschritt.

Sie kamen an den Marktplatz, wo sich die Menge staute.

„Extrablatt!" . . . „Depeschen aus Berlin! . . ." „Wir wollen unsern Kaiser sehen! Der Kaiser spricht zu seinem Volk — — — er verzeiht allen . . ." Ringsherum patriotische Lieder.

Jäger ruderte sich mit seinen langen Ellbogen durch die Menge und fischte einen Pack Zeitungsblätter auf; Brant haschte rasch nach dem Arm seiner Frau. Sie hatten Jägers aus den Augen verloren. Frau Minna wurde von ihrem Mann getrennt, und Brants inmitten eines tobenden Menschengedränges ihrem Schicksal überlassen. — Helene umklammerte ängstlich den Arm ihres Mannes, der verärgert brummte:

„Na, bis wir die finden, ist der Krieg zu Ende."

„Wart' mal," sagte Helene und hielt ihren roten Sonnenschirm mit ausgestrecktem Arm über die Köpfe; mit heller Stimme rief sie in das Singen: „Frau Jäger, Frau Jä—ä—äger!"

„Hier bin ich," erscholl's von der anderen Straßenseite und schon ragte über den Köpfen ein grauer Sonnenschirm, an den Frau Jäger sich anklammerte. Ihr Mann stapfte

auf der anderen Seite des Platzes dem roten Schirme zu. — Die Leute lachten über die gelungene Idee Helenens und machten bereitwillig der sich aus allen Richtungen der Windrose wieder zusammenrettenden kleinen Gesellschaft Platz. „Den roten Sonnenschirm hab' ich gleich erkannt," pustete Frau Jäger ... Jäger stolperte, wieder die Zeitung lesend, glücklich bis zu Brants: „Den Sozi hat er auch verziehen," sagte er, das unterbrochene Zeitungslesen gleichmütig fortsetzend.

„Wer?" fragte Brant.

„Der Kaiser. Ei fein — ich wäre gern dabei gewesen. Hör'n Sie mal ..." Und er las die Zeitung vor. Die Menschen gruppierten sich um ihn und nach Schluß der Vorlesung erbrauste: „Der Kaiser, hurra, hurra, hurra!"

Von hier aus bohrten sie sich, jede hier und da im Gedränge entstandene Lücke geschickt ausnützend, bis ans Ziel weiter.

Im Schloßgarten waren alle Tische dicht besetzt. Die Menschen wogten, Plätze suchend, auf und ab. Wenn ein Stuhl frei wurde, stürmten fünf, sechs gleichzeitig auf ihn los; im Nu türmten sich auf dem Stuhle Hüte, Stöcke, Handtaschen: „Besetzt bitte." Und jetzt staunen wir: Es entstand bezüglich dieser Hüte, Stöcke und Handtaschen keine allgemeine Stupserei oder Wortgefecht wegen des Vorranges; im Gegenteil — jeder angelte schön höflich sein Pfand zurück und redeten einer dem anderen zu: „Aber bitte sehr! ..." „O bitte sehr, ich warte schon ..." „Sehr verbunden, Sie warten aber schon länger ..." bis ein hellköpfiger, einer von den zuletzt Gekommenen den leeren Stuhl in Besitz nahm. Auch das erregte keinen Anstoß. Nicht einmal giftige Seitenblicke vergällten ihm sein Abendbrot. Als sie eintraten, gelang es auch Helene, durch dieselbe Strategie einen Tisch zu kapern. Als Brant und Jägers sie einholten, saß sie schon siegesfroh da und ihr roter Schirm lag schon gebieterisch quer über dem Tisch, als Zeichen der Okkupierung. Hier hat niemand mehr was zu suchen. Helene spähte mit so viel spitzbübischer Schelmerei herum,

daß ihr niemand dieses, entschieden zu schnelle, Terrainergreifen übel nehmen konnte.

„Na, Spatz, du bist ja schon wieder ausgerückt.“

„Ja, den Wachsamen gehört die Welt . . . und ihr sollt euch schämen, daß ich für euch Platz suchen muß . . . ich, das schwache Geschlecht . . .“ Jäger versuchte ein schlechtes Kompliment. „Frau Brant — vom schwachen Geschlecht — nicht schlecht.“

„Herr Jäger, ich mach' Sie aufmerksam auf den Kriegszustand. Solch faule Witze sind Landesverrat . . .“

Im Speisesaal besprach alles die Berliner Ereignisse. Es ging das Gerücht um, daß in der Stadt ein russischer Spion verhaftet wurde. Der eine trug Nonnenkleider und unter diesen einen Männeranzug.

„Ach, das glaub' ich nicht . . . wozu braucht er den Männeranzug, wenn er sich als Nonne verkleidet? — In solchen Fällen wird immer dazugedichtet,“ warf Jäger dazwischen.

„Wahrscheinlich,“ erwiderte Brant, „aber glauben Sie, es ist besser, hundert Unschuldige in Haft zu nehmen, als einen Schuldigen laufen zu lassen, um hundert Unschuldige zu schonen. Eine ganze feindliche Armee kann uns nicht so viel schaden als so ein Biest.“

„Na, ich weiß nicht, aber es gehört doch schon Mut dazu, so im feindlichen Land herumzuspionieren. Diese Menschen tanzen wie auf der Schneide eines Rasiermessers. Jedenfalls gehört eine Portion Mut . . .“

„Mut . . .? Nein — nur Dreistigkeit. Geldgier . . . Warum sind es zum größten Teil zweifelhafte Existenzen? — Feige Würmer sind sie; schleichen sich heimlich hier herum, in Maskeraden — wechseln mit uns Händedrücke, leben unter uns als Kellner, als Drogisten, als Artisten, als Reisende . . . Ich könnte diese Meuchelmörder zertreten wie Raupen, diese verfluchten Biester, diese gemeinen Falotten . . . Mut lebt draußen im Felde! Das sind Helden, die sich von einem Lager ins andere schmuggeln, die dort nach Nachrichten forschen, die Stellungen auskundschaften . . . Die verdienen die standesrechtliche Hinrichtung, die Kugel in den Schädel,

aber die, die am hellen Tag in unseren Kleidern in unserer Beschäftigung herumstrolchen, diese dunklen Ehrenmänner — die sollte man in tausend Stücke zerreißen."

Brant redete sich heiß. Jägers waren von diesem Eifer peinlich berührt — im Saal drängten sich viele um Brant und einige riefen „Bravo" und „Sehr richtig" ... Daraufhin fühlten sich Jägers wieder wohl: die umjubelte Gesellschaft. Im Krieg ist dies auch etwas und hauptsächlich, wenn der Mann nicht einrücken muß, wie zum Beispiel Herr Jäger. Warum, darauf könnte nur der Menschenschicksale regierende große Gott Antwort geben — Herr Jäger selbst bemerkte bescheiden nur so viel, daß er Plattfüße hätte.

In die begeisterten Bravorufe mengte sich aber auch eine andere Stimme. Der Zuruf kam von dem Tische gegenüber: „Privatmeinungen pflegt man nicht so laut zu äußern ..."

Weiter kam der Zwischenrufer nicht; seine Aussprache verriet den erregten Herrn mit schwarzem Vollbart, ein Fremder! ... Es dauerte bloß einige Augenblicke und der beherzte Ausländer wurde zwischen Tischen und Stühlen glatt auf die Straße gesetzt. Brant transportierte ihn eigenhändig aus dem Speisesaal hinaus ... Er bearbeitete ihn gar nicht — er setzte ihn bloß vor die Tür. Aber der Onkel ächzte dabei. — Auf der Straße nahm ihn die allgegenwärtige Menge in Behandlung ... Und so gründlich, daß Schutzleute einschreiten mußten. Der unvorsichtige Zwischenrufer war ein russischer Agent ... Was hatte dieser jetzt in Halle zu suchen?

Als Brant in den Speisesaal zurückkam und seine Rockärmel zurechtzog, empfing ihn ein brausendes Bravo. Helenens Gesicht war fieberrot ... sie küßte ihn ... hier vor den Gästen. Brant streifte den Arm seiner Frau von sich ab und rief dem Ober zu: „Die Zeche von dem Herrn bezahle ich ... er hatte es eilig ..." Daraufhin mußte der ganze Schloßgarten lachen.

„Mit Ihnen werden sie Freude haben, wenn Sie im Felde auch so prompt arbeiten," rief Frau Jäger.

„Ich weiß noch nicht, ob ich genommen werde."

„Genommen?! Ja, haben Sie denn nicht gedient?“

„Nein.“

„Na, aber so was — mein Mann Gott sei Dank auch nicht; ich möcht's auch nicht zugeben. — Würden Sie's erlauben, Frau Brant?“

„Glauben Sie mir, daran hab' ich noch gar nicht gedacht .. Tatsächlich, Georg, jetzt fällt es mir erst ein . . . du warst doch gar nicht Soldat!“

„Du weißt doch, daß ich meine Stellung nur daraufhin bekommen habe.“

Helene legte Gabel und Messer neben den Teller und blickte mit aufgerissenen Augen betroffen auf Georg.

„Mein Gott, ich fange erst jetzt an nachzudenken, was mit uns wird. Sehen Sie, Frau Jäger, ich fühle mich so eins mit meinem Mann, daß es mir bis jetzt noch gar nicht eingefallen ist zu fragen, was er tun will . . .“ Sie dachte nach und ihr Blick irrte wie geistesabwesend auf der weißen Tischdecke. „Ich habe mich nur gefreut . . . mir war bald heiß, bald kalt . . . Ich überließ mich allein der Begeisterung; an meinen Mann hab' ich gar nicht gedacht . . . Unbewußt fühlte ich mich so, als ob wir eine Seele hätten . . . in einem Körper. Daß Georgs Schicksal ein anderes sein könnte wie meines? — Das ist mir gar nicht eingefallen . . .“

Georg drückte in dankbarem Verstehen den Arm seiner Frau . . . Draußen erbrauste die „Wacht am Rhein“.

„Georg, was willst du machen?“ schreckte Helene auf.

„Sie sind imstande, Ihren Mann noch zu überreden,“ sagte Frau Jäger.

„Was?“ rief Jäger begeistert mit seiner Gabel auf den Tisch trommelnd, „natürlich wird er gehen. Freiwillig! Wenn ich keine Familie hätte, möcht' ich sofort mitgehen.“

Frau Jäger schnellte mit einem Ruck hoch: „Du alter Esel, was deklamierst du denn da, hat dich jemand gefragt . . .?! Du möchtest freiwillig mitgehen? Und was wird mit deinem Kind? Natürlich möchtest du mitgehen — ich glaub's dir schon, Johannes . . . Nein, so was überhaupt nur zu sagen . . . Er und mitgehen! Und was wird mit

mir werden? Von was, der Teufel, werden wir leben? . . . Glaubst du, ich kann dein Bureau weiterführen?!"

Helene versuchte, Frau Minna zu beruhigen. „Wissen Sie, Frau Jäger, wenn mein Mann ein Unternehmen hätte, ich hätte mich gleich vor seinen Schreibtisch gesetzt, glauben Sie, auf eins, zwei hätt' ich mich in sein Geschäft eingelebt . . . Und wenn ich nicht von dem Verdienst meines Mannes leben könnte, würde ich selbst Geld verdienen. Womit, das weiß ich nicht. Ich versuchte zu verkaufen oder zu nähen oder zu kochen oder unsere leeren Zimmer an Offiziersfrauen zu vermieten . . ."

„Das ist alles nur Gerede, Frau Brant . . . und dann haben Sie ja auch keine Kinder . . ."

„Dann würde ich mein Kind mitnehmen oder in ein Institut geben und dafür arbeiten . . ."

Brant beeilte sich die Debatte zu beenden: „Na, na, na, Helene, das hast du alles nicht nötig."

Jäger hob seinen Bierkrug und lachte Brant zu: „Ei, wir gehen nicht mit . . . hehehe . . . Zuhaus muß doch auch wer bleiben, auf die Frauen aufpassen. Wenn es nicht nötig ist — weiß der Deibel — bleib'n wir doch lieber zu Hause . . . nicht wahr, Freund?" Und trank herzhaft Prost zu.

„Es hängt nicht davon ab, ob man muß," antwortete Brant, „sondern ob es befohlen wird. Wem es befohlen wird, der soll so gehen, als täte er es aus freiem Willen. Wem es wieder nicht befohlen wird, der soll die Sache mit seinem Gewissen ausmachen . . ."

„Vaterland, magst ruhig sein . . ." stürmte es die Straßen entlang.

„Und ich lasse meinen Mann doch nicht," knatterte Frau Minna. „Johannes, du gehst nicht, du weißt, daß du im Winter immer Schnupfen kriegst . . . Und sicher dauert der Krieg über den Winter . . ."

„Sie haben recht, gnädige Frau, lassen Sie Johannes nicht, wenn er Schnupfen kriegt . . ."

„Du redest so, Minna," sagte wütend Johannes, seine langen Beine überschlagend, „als wenn ich unterm Pan-

toffel wäre. Wenn ich will, dann geh' ich . . . das heißt, wenn es befohlen wird, dann gehen wir . . . nicht wahr, Brant?" Wieder verschwand ein Glas Pilsner.

„Ich schau mich noch um, ob für mich ein entsprechender Platz vorhanden ist . . . oder ob ich eine passende Uniform finde . . ."

„O, Uniform?! Gibt's noch genug, Herr Brant . . . aber Ihre Frau wird Sie auch nicht lassen. Es sind genug da, die gehen müssen, nicht wahr?" sagte Frau Jäger, sich an Helene wendend.

„Ich hab' daran gar nicht gedacht," erwiderte Helene, traurig vor sich hinstarrend.

Der Zug draußen wollte kein Ende nehmen; riesige Fahnen wehten — er erschienen auch schon die schwarzgelben Habsburger Farben . . . Die Hochrufe galten auch dem Kaiser Franz Joseph und beständig brauste es Deutschland, Deutschland über alles . . . In den Gesang mischte sich ein schweres donnerndes Rollen . . .

Die Gäste liefen hinaus. — Die Artillerie trabte dem Bahnhof zu.

Brants zahlten schleunigst und eilten mit Jägers auf die Straße.

Die Begeisterung erreichte ihren Höhepunkt, aus fieberheißen Kehlen stürmte der Gesang so ergreifend zur Höhe, daß die Menschen unwillkürlich die Köpfe entblößten. Die milde, warme Augustbrise ließ auf den Pferden, auf den Geschützen, auf den Soldaten, die frischen, roten, gelben und weißen Blumensträußchen, Kränzchen, Bündel und Stengel, erbeben . . . Das Pfeifen der Züge schrillte schneidend in das Hosianna und bald erdrückte alles der erwachende Schall: „Es lebe der Kaiser! Es lebe der Krieg!"

Helenens Herz war übervoll; jede einzelne Nervenfaser zitterte und mit ihren wie im Delirium herumirrenden Blicken sang sie mit der Menge . . . Sie konnte sich nicht beherrschen: Sie schmiegte sich eng an ihren Mann an, fiel ihm um den Hals und schluchzte laut auf: „Du wirst gehen . . . Du mußt mit. Ich fühle es . . ."

Bewegt streichelte Brant das Gesicht seines Weibes, er trocknete ihr die Tränen. „Ja, mein Spatz — ich werd' auch mitgehen, ich komme aber zurück zu dir. Ganz sicher komme ich zurück."

Für Jägers war das Straßenbild ein Vergnügen; ein reizvolles Filmbild ... Ein Aufzug wie zum Beispiel ... zu einer Hinrichtung.

Und Herr Jäger muß nicht mitgehen! Er braucht nicht ...

Er ist in guten Händen. Gute Nacht ... Die können ruhig schlafen.

Und das ist die Hauptsache.

* * *

Brants waren auf dem Wege nach Hause. Helene hatte sich beruhigt. Sie sprachen nicht mehr vom Krieg. Der Straßenlärm legte sich. Allmählich verliefen sich auch die Menschen.

„Georg, wenn du wüßtest, wie trottelhaft mir dieser Jäger vorkam. Dieser Riese, von dem man annehmen könnte, daß er mit einer Hand einen ganzen Zug zum Stehen bringen könnte — freut sich, daß er seiner Haut sicher ist ... Brrr ... Wie kleinlich sind doch die Menschen!"

„Du hast nicht recht, Helene ... Dieser Mensch hat gar nicht mal vor der Kugel diese Heidenangst — der fürchtet seine Frau. Glaube mir: den Abschied ... Wenn man den betrunken machen würde, würde er dreinschlagen ... Hätte er erst mal das Frauengejammer und das Kinderwimmern hinter sich, würde er sich wie ein Löwe schlagen ..."

„Er kriegt aber doch im Winter einen Schnupfen ... hahaha — im Winter! ... Wo ist schon der Krieg im Winter!"

Sie bogen in eine enge Straße ein. Aus einer Kneipe traten junge Männer mit lautem Gesang heraus ... „In der Heimat gibt's ein Wiedersehen ..." Bei Brants angelangt, begrüßten sie ihn: „Guten Abend, Herr Brant! ... Der Herr Inscheniär! Guten Abend, knätche Frau! ..."

Arbeiter waren es, aus der Fabrik. Sie hatten ihren Abschiedsschoppen getrunken. Sie rücken morgen ein.

„Na, Burschen . . . ein Abschiedsschoppen, was? Also morgen geht's los?"

„Jawohl, Herr Inscheniär. Gott sei Dank, morgen geht's los. Morgen verdreschen wir Russen, Franzosen . . ."

„Na, und auf die Engländer habt ihr keinen Appetit?"

„Mit England, das ist so 'ne Sache. Wenn so einer kommt, den zermalmen wir, den pressen wir zusammen, wie einen Floh in einem Parallelschraubstock . . . Den polieren wir mit diesen Fäusten hier, daß er nicht einmal Zeit hat zum Grüß Gott sagen . . . wann kommen denn Sie dran?"

„Ja, Kinder, ich hab' nicht gedient."

„Das ist aber schade."

„Ich muß mich freiwillig stellen." Auf dieses Wort rissen die Burschen, Metalldreher mit Mordsfäusten, ohne weiteres Brant auf ihre Schultern und brachen in ein donnerndes Hoch aus. Helene schrie erschrocken auf. „Fürchten Sie sich nicht, gnädige Frau," beruhigten sie die Leute, „das ist nur Begeisterung. Dem Mann darf kein Haar gekrümmt werden. Er ist unser Inscheniär . . . Hoch, Herr Brant! Hoch der Krieg! — Marsch — Marsch . . . Richtung: Wohnung des Herrn Inscheniärs."

„Seid ihr denn verrückt? Laßt mich los, ihr seid Kavalleristen, nicht Trainschimmel."

„Das bleibt sich gleich, hoch der Herr Inscheniär!" Und war auch Brant noch so eifrig daran, zwischen seinen zweibeinigen Zugtieren auszuschlagen, es gelang ihm nicht, los zu kommen. Gute feste Fäuste umklammerten seine Schenkel und die Marschrichtung war auch bereits angegeben . . . Der Schlosser Müller war Unteroffizier, und so was wie Disziplin gab's auch.

Vor dem Tor setzte ihn die hoch-brüllende und singende Truppe ab. Brant hielt sie zurück und lud sie zu einem Glas Kirschwasser ein . . .

Sie tranken aus . . . Sie zogen mit „Lieb Vaterland"

ab und winkten ihnen zu, bis sie um die Ecke bogen, — und sie waren nicht betrunken. Und im Empfangszimmer des Ingenieurs beeilte sich niemand nach ihnen die Teppiche abzukehren — obzwar die Burschen mit der Begeisterung auch eine hübsche Portion Straßenschmutz mitgebracht hatten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Brants blieben allein. Das Mädchen räumte die Gläser weg ... die Flaschen wurden verschlossen. Georg umarmte seine Frau, und sie gingen langsam durch die Zimmer ...

Von den Straßen drang noch hier und da ein Hoch auf den Krieg herauf. — Langsam verstummte auch dieses — die Stadt schlief ein ... Georg setzte sich in einen bequemen Sessel seiner Frau gegenüber und zog langsam an seiner Zigarre. Helene starrte auf die Arabesken des Teppichs, die breiten blauen Flächen auf diesen ... die roten Streifen ... „brrr ...“ ihre Zähne schlugen auf ... „Georg, willst du denn wirklich mitgehen?“

„Ja.“

„Ich bin so glücklich ... Brrr ...“ Der Schüttelfrost wollte sich nicht legen.

„Glücklicher als vor einem halben Jahr ...? Damals hattest du gefragt: „Georg, kommst du wirklich?“

„Nein ... aber damals war ich auch sehr glücklich ... ich glaube auch nicht, daß es ein größeres Glück gibt ... was ich heute fühle, ist ein ganz anderes Gefühl: Ich bin heute stolz auf dich. Ich sah, wie du deine Ruhe bewahrtest; dann merkte ich, daß die Begeisterung auch dich überwältigte ... Wie du da mit Jäger saßest, sah ich erst den Unterschied zwischen Mann und Mann ... Du bist ein ganzer Mann: mein geliebter Mann ... Das Leben ist so schön und das werd' ich auch immer fühlen ... Der Krieg? — — — ich bin überzeugt davon, daß wir auch das nötig hatten. Das Blut in uns ist schon viel zu dick geworden ... wir brauchen diese große Reinigung ... und diejenigen, die diese Feuer-

taufe überleben, werden als reinere Menschen mit gesundem, frischem Organismus zurückkehren. — Die Liebe wird ein neuer Begriff, die Menschen werden den Tag, die Arbeit, das Leben besser schätzen . . . und das Weib."

„Helene, du sollst nicht glauben, daß ich ein Held bin. Meine Ruhe sah nur nach außen danach aus . . . im Innern war es Unzufriedenheit. — Du weißt, daß ich nur als Gemeiner dienen kann . . ."

„Warum — warum könntest du nicht Offizier werden? Werden im Kriege nicht Gemeine auch zu Generälen?!"

„Heutzutage geht es nicht mehr. Wir leben heute in einem viel realeren und systematisch organisierterem Zeitalter, als daß wir uns mit solch romantischen Gedanken trösten könnten . . ."

„Ach, ich bitte dich, im Krieg ist keine Organisation."

„Was — keine Organisation? Der ganze Krieg ist doch nichts anderes als das richtige zielbewußte Einordnen von Menschen, Tieren und Material in eine peinlich durchgeführte Organisation. — Heutzutage ist jener der vorzüglichste Feldherr, der am besten zu organisieren versteht."

„Eben darum, der Organisationsfähigkeit besitzt, muß zu höherem Rang erhoben werden. Jetzt geht die Rechnung mit Menschenleben, für unsere Ruhe und Ehre . . ."

„So wäre es richtig — in der Theorie. Die erste Bedingung für eine erfolgreiche Organisation aber ist: Ordnung. Die Ordnung kann wieder nur dann bestehen, wenn sich das Gefühl der Unterordnung in jedem einzelnen stark herauskristallisiert. Wenn nun der Zufall einem — und mag er noch so viel bewußte oder unbewußte Dispositionsfähigkeit besitzen — zu tief auf die Leiter der Subalternität herunterdrückt, kann er nie mehr eine höhere Stufe erklettern . . ."

„Unmöglich . . ."

„Stimmt aber; er hat nie was ungefragt zu sagen und hat nie Gelegenheit zu zeigen, daß er etwas kann. Darum bin ich nicht gleich unter die Hosianna-Sänger gegangen.

siehst du . . . das nüchterne Erwägen kühlte das Aufbrausen meines Blutes ab."

„Du mußt also immer als Gemeiner dienen?"

„Es geht nicht anders. Beim Militär fragt man nicht: was du kannst, sondern was du absolviert hast . . . und siehst du," — hier zeigte er auf die rund um die Wände laufenden Regale, welche mit Büchern dicht vollgepfropft waren, „ich, von dem du in dieser durchgelesenen Bibliothek in jedem Band Notizen finden kannst . . . ich, der über 800 Menschen die Ordnung halten kann . . . ich muß, trotzdem vom letzten Stückchen Kohle bis zu den Stahlschränken der Kassen jedes einzelne Stück, jeder einzelne Mensch nach den Anordnungen meines Gehirns seine Verfügung erwartet und seine Leistung vollbringt, ich muß den Tornister schleppen, ich muß im Schützengraben liegen, marschieren, schießen, laufen, fallen — umkommen dort, dann und so wie es einem meiner Vorgesetzten beliebt. Ist denn das so in Ordnung?! . ." Und wenn ich über eine größere Intelligenz verfüge wie mein Leutnant, und wenn ich tausendmal ein geeigneterer Soldat bin als der, der über mir Herr des Lebens und des Todes ist . . ."

„Du, Georg — du kannst nie vorwärts kommen?"

„Lassen wir das, Helene. Vielleicht werden mich binnen kurzer Zeit die Zeitungen widerlegen — nach deiner Auffassung. Vielleicht wirst du von Helden lesen, die für 100 totgeschlagene Kosaken die Unteroffizierschnüre bekommen. Aber was beweist das? — Nur das, daß den Gemeinen nur seine Faust oder seine Schlauheit vorwärts bringen kann. — Und wenn meine Fäuste schwach sind, und wenn mich das Kriegsschicksal nie ins Feuer bringt?! . . . Ach! und was nützten mir auch die Schnüre, wenn mir kraft meines Geistes eine führende, eine organisierende Betätigung zukommen müßte . . . Verstehe mich wohl! Ich rede nicht von Rang, von Auszeichnung — ich rede nur von einem Arbeitskreis, welchen ich zu beanspruchen habe, kraft meiner Fähigkeiten . . . Aber lassen wir das. Wenn wir nur erobern wollten, würden mir meine menschlichen Rechte so zu denken

erlauben und wenn es auch in den Augen der Behörde gleich ehrlos und gesetzwidrig wäre; jetzt aber, da das Vaterland in Gefahr ist . . . jetzt dürfen wir uns über Ungerechtigkeiten und Unfertigkeiten unsere Köpfe nicht zerbrechen . . .! Das habe ich heute Abend eingesehen. Ich bin gesund; wenn es das Schicksal so will, muß ich unter den Letzten für das Vaterland kämpfen . . . Sie wollen bei uns eindringen, sie wollen unsere Häuser niederbrennen, unsere Kinder verstümmeln, unsere Frauen zu gemeinen Orgien zwingen — da ist kein Platz für Klügeleien, jetzt muß jeder mitgehen! Ein Mann kann nicht hier im Hause bleiben, welches ein anderer, ihm wildfremder Mannesarm vor dem Feind verteidigt . . . Da muß man jede Skrupel abschütteln, da muß man eben hinaus. Der sich zu Hause drückt, oder herumphilosophiert, hat kein Recht, die Frucht der Ruhe und des Wohlstandes zu genießen nach dem Frieden, welcher mit dem teuren, roten Blut seiner Mitmenschen besiegelt wurde. Die hier zu Hause herumlungern, sind feige Drückeberger . . . Brave Menschen sind die, die singend fortziehen und glücklich mit freiem Herzen ziehen können."

Brant stützte seinen Kopf in die Hände und starrte lange in eine Ecke des Zimmers auf einen Punkt . . . Helenens Gedanken flatterten geängstigt hinter ihrer weißen Stirn und ihr Herz krampfte sich in faßbarer Bangigkeit zusammen . . . Sie sprach mit herumirrendem Blick:

„Ich fange an zu fühlen, daß diese große Umwälzung auch uns nahegeht. Bis jetzt habe ich alles so genommen, als hätten wir nur an dem Trubel Anteil zu nehmen . . . erst jetzt komme ich langsam zum Bewußtsein, daß du auch mit mußt . . . Ich weiß nicht warum, aber es berührt mich fürchterlich . . . ich weiß nicht: mich packt das Entsetzen vor Etwas. Georg — mein geliebter Georg — sag' mir . . . hast du dich wirklich entschlossen dich zu melden?"

„Du warst doch vorhin so glücklich."

„Ich bin auch jetzt glücklich," stotterte Helene, „aber ich möchte gerne wissen, ob du mich mit leichtem Herzen hier zurückläßt . . .! Allein . . ."

„Mit sehr schwerem Herzen — Helene; aus dem, was ich dir vorhin sagte, kannst du dir vorstellen, was ich für einen schweren Kampf mit mir hatte, ehe die Begeisterung über mich Herr wurde. Es ging sehr schwer. Und das war nur das Auflodern meiner Selbstachtung und meines Selbstgefühls. Jetzt aber Helene, spricht auch mein Herz mit ... du weißt doch, wir können und nicht so leichten Herzens trennen.“ Er umfaßte seine Frau und ging mit ihr im Zimmer herum. „Ich fühle, daß es auf dieser Erde kaum ein Menschenpaar gibt, welches sich so mit einer in den tiefsten Tiefen des Herzens wurzelnden Liebe liebt, wie wir uns lieben. Du bist mein ganzes Leben ... für dich nur habe ich gearbeitet, für dich nur gelebt und du fülltest jede meiner Minuten aus. Mein Leben war der Rahmen von tausend getäuschten Hoffnungen, bis du gekommen bist; als ich dich in meinen Armen halten durfte, habe ich gefühlt, daß ich ein Herz habe. Ich habe nicht gewußt, daß es eine Glut gibt, welche die Kraft meines Körpers verdreifacht, daß es einen Lichtstrahl gibt, welcher vor meinen Augen jeden Schatten beleuchtet ... Ehe du nicht die Meine geworden bist, war ich blind, stumm und lahm ...“

Helene schloß die Augen und ließ sich wie eine Nachtwandlerin in den Zimmern herumführen. „Ich bin eins mit dir, Georg, mit Leib und Seele ...“ sagte Helene ... Ihre Schritte wurden unsicher. Ihre Zähne schlugen aufeinander.

„Du hast dich sehr erregt, Helene, du mußt besser auf dich acht geben. Du mußt jetzt stark bleiben ... Du darfst uns den Abschied nicht erschweren ... schau, mir wird's ohnehin so schwer. Du verabschiedest dich nur von mir — du bleibst hier, ich aber muß unser liebes Nest verlassen.“

Helene sah ihren Mann mit tränenvollen Augen an, der traurig weiter sprach: „Schau, ich muß alles hier lassen — dir bleibt hier alles. Ich muß mich trennen von dir, von deinem kleinen Zimmer, von allem, was uns beiden lieb ist!“

„Und warten, bis du nach Hause kommst, Georg. Mein Lieb — ich habe erst dann gelebt, wenn du bei mir warst ...

Wenn du früh morgens dich verabschiedetest, lähmten sich meine Glieder; ich zählte die Stunden: wann du wiederkommst . . . Von einer Stunde zur anderen, welche wir nicht zusammen verbracht haben, schleppte ich mich ohne Ziel und Bewußtsein . . .“

„Wir saßen hier im Speisezimmer an unserem weißen Tisch . . . hier saß mein kleiner Spatz und pickte für mich die ersten und besten Bissen heraus . . . Wie oft werde ich an diesen weißen Tisch zurückdenken, da du allein hier sitzen wirst . . . Siehst du, ich muß alles hier zurücklassen, siehst du, wieviel leichter du es hast: du bleibst hier zwischen all dem Lieben und bei jedem Schritt erinnerst du dich an den, der fern von dir ist.“

„Georg, ich fürchte mich . . . ein unbestimmtes Gefühl würgt mich im Halse . . .“

„Wenn es dich dann auch überfällt, wenn ich nicht mehr bei dir bin, setz' dich hier in den großen Stuhl und denke an die Stunden, welche wir hier zusammen in ruhiger Arbeit verbracht haben: ich arbeitete an meinem Schreibtisch und du beobachtetest mit neugierigem Interesse, fragtest mich um tausenderlei Dinge und ruhtest so lange nicht, bis ich dir alles bis in die kleinsten Einzelheiten erklärt hatte. Dann sagtest du: jetzt versteh' ich. Dann klammertest du dich in meine Gedanken; gabst mir vorzügliche Ratschläge, welche ich befolgen sollte, und plötzlich lachten wir beide über deine Einfälle . . . Wenn ich nicht mehr da bin, denke daran . . . ich träume mich auch hierher . . . und hier werden sich unsere Gedanken in unseren Träumen treffen . . .“

„Georg, du machst mir das Herz so schwer . . . du sprichst so, als wäre es ein Abschied für immer . . .“ Aus Helenens Augen brachen verzweifelt die Tränen hervor, ihr ganzer Körper zuckte vom krampfhaften Weinen. Georg umfaßte erschrocken seine Frau, preßte ihr von Tränen überströmtes Gesicht an seinen Kopf und überschüttete ihren Hals mit seinen Küssen.

„Helene, mein Lieb, was ist das? . . . der heutige Tag

hat deine Nerven zu sehr mitgenommen . . . komm — schlafen."

Sie traten ins Schlafzimmer. „Fürchte dich nicht . . . mein kleiner Spatz. Ich komme schon zurück . . . mir geschieht nichts. Gott ist barmherzig, er behütet uns. Uns kann kein Unglück zustoßen . . . Menschen, die sich so lieben, wird das Schicksal nicht so derb behandeln . . . Ich fühle es, ich weiß es sicher, daß ich wohlbehalten zurückkehre; und bis dahin bleibst du nicht einen Augenblick allein, ich bin bei dir, ich lasse dich nicht allein . . . in deinen Träumen flüstere ich dir ins Ohr: ich liebe dich . . . und du wirst meine Küsse fühlen . . . Sei stark!"

Helene verlor ihre Selbstbeherrschung; sie riß sich vom Arm des Mannes los und schrie heftig, verzweifelt: „Aber ich werde wahnsinnig, wenn ich erwache, und du bist nicht da . . .! Ich soll da allein herumgehen zwischen den Wänden, wo ich weiß, daß ich vergeblich auf dich warte?! . . . Ich soll schlaflos den Morgen erwarten, ich soll ohne Speise und Trank die Nacht erwarten, wo ich weiß, daß du mich morgen nicht weckst und abends nicht einschläferst?! Ich soll hier zwischen den Wänden eingeschlossen sein, wo ich weiß, daß du nicht die Tür öffnest; ich soll auf den Straßen mit weit offenen Augen herumirren, wo ich weiß, daß du mir nicht entgegenkommst?! . . . Ich soll stark sein, jetzt, wo ich nicht weiß, ob ich dich nochmals wiedersehe . . .!" Georg bemühte sich vergebens, die aufgepeitschten Nerven seiner Frau zu beruhigen. In Helenens Augen glühte das Fieber der Verzweiflung und sie ließ Georg nicht zu Worte kommen. „Ich lasse dich nicht, Georg, ich gehe mit dir . . . ich will mit dir leiden." Sie sank vor ihren Mann hin und umklammerte seine Knie. „Georg, mein geliebter, teurer Mann, nimm mich mit dir . . . laß mich nicht allein! Ich verliere meinen Verstand! Es ginge immer in meinem Kopf herum, daß du irgendwo verwundet, verlassen auf den Feldern liegst, mit durchschossenem Herzen im Staub der Straßen dich wälzest." Sie brach in ein herzzerreißendes Schreien aus. „Georg, ich sehe dich mit gespaltenem Kopf! . . . Georg . . .

deine Glieder verrenkt! Ein blutiger, zerfetzter Körper! . . . Die Menschen stampfen über dich weg! . . . Die Pferde! Georg, in dein Gesicht schlagen sie mit scharfen Messern . . .! Georg, laß mich nicht hier . . . ich muß mit dir vorwärts stürzen, dich pflegen, deine Wunden verbinden, deinen Kopf in meine Arme nehmen, deine Augen zudrücken . . .“ Sie wälzte sich verzweifelt auf der Erde und schluchzte: „Ich lasse dich nicht allein dem Tode entgegengehen . . . Georg! Georg! erbarme dich meiner . . . wenn wir hier zusammen leben wollten, so wollen wir auch den Streich des Todes zusammen erwarten . . . Ich bin . . . verloren . . . mein Gott . . . ich sterbe . . .“

Totenblaß hob Georg die Frau auf das Sofa. Er sprang zur Klingel . . . Das Mädchen stürzte herein.

„Maria, um Gotteswillen schnell den Arzt!!“ . . . Dann beugte er sich über seine Frau, rüttelte sie, streichelte ihre Stirne und flüsterte halb unbewußt: „Helene, ich gehe nicht, ich bleibe hier . . . hörst du? Helene, ich gehe nie fort von dir . . .“

Die Züge Helenens glätteten sich kaum merkbar; wie auf den Gesichtern der Toten erstarrte das stumme Lächeln des ewigen Friedens um ihre Lippen. Georg mußte auf den Arzt warten, um zu erfahren, was dieses erstarrte Lächeln bedeutet. Den Tod oder den heilbringenden Schlaf?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie viele Ärzte wurden wohl in dieser Stunde aus dem Schlaf geweckt! — Vielleicht schliefen sie gar nicht . . . und in wieviel Schlafzimmern glücklicher Menschenpaare mußte dieses erschütternde Rätsel gelöst werden.

In der Stille der Nacht . . . in dieser Stunde.

III.

Die Kasernen waren schon vollgepfropft mit Männern. Die Reservisten standen in bunten Gruppen auf den Höfen; der eine Teil — noch in Zivilkleidern mit dem Helm auf dem Kopf, das Gewehr über die Schulter — stand in Reihen — noch Zivilisten . . . hier wieder übte eine Gruppe in voller Ausrüstung — schon Militär. Vor den Toren stand Frauenvolk mit Bündeln und Paketen, sie klatschten und weinten. Weiber aus dem Volke und Damen der Gesellschaft, und die kleinen Bräute erst recht.

Hinter dem Gitter die Torwache. Mit seinem geschulterten Gewehr war diese Wache das Symbol für die vor den Toren vorübergezogene Vergangenheit und für die hinter den Toren sich vorbereitende Zukunft. Das eintönig sechs Schritt vor — sechs Schritt zurück schreitende lebende Fragezeichen! Das Trennungszeichen zwischen Volk und Militär . . .! Ein fester Schlußpunkt nach so vielen Menschen, die dort hinter dem Gitter noch leben.

Die Züge schütteten das kräftige gesunde Mark Deutschlands aus sich heraus; junge Männer und solche in ihrem besten Mannesalter kletterten in die Waggons und drängten sich heraus.

Felix Lehmann preßte sich auch in einen Wagen hinein; die I. Klasse war's. Jetzt war der Soldat der Herr und außerdem war auch der Zug mit Reisenden jeden Ranges und Standes bis zum Bersten angefüllt; Herrschaften, Bauern, Offiziere, Mannschaft — jetzt nur noch: Reisende . . .!

Nach Tücherschwenken, vielen Hurras, nach mehreren Hochs und unzähligen „Wacht am Rhein" hielt der Zug in Halle. Lehmann rutschte aus dem Wagen heraus und war sehr erstaunt, als er die Unmenge von Reisekoffern, von Kisten und Bündeln auf dem Bahnsteig aufgestapelt sah. Berge von Mädlers standen dort, von alten Rindledertaschen, Pappkartons, Holzkisten, Körben, Wachsleinwandpaketen, und zahllose Reisende liefen dazwischen herum, jeder sein

Gepäck suchend. Die erschreckt nach Hause flüchtenden Sommerfrischler mit ihrem Kram. Durch die Kriegserklärung so plötzlich nach Hause gejagt wie Sonntagsausflügler durch einen Platzregen.

Es kam ihm alles so lächerlich vor: daß die Menschen einstens nach Badeorten zur Erholung fuhren — unglaublich! daß die Menschen einstens auf ihre äußere Erscheinung sorgfältig achteten — unglaublich! daß die Menschen einstens keinen Unterschied machten zwischen Luxus und Bedarf — unmöglich! daß einstens die Reisenden der I. Klasse die Nase hochzogen, wenn ein gewöhnlicher Sterblicher zu ihnen hereinpolterte — ach Unsinn! daß sich einstens die Menschen für Theater, Musik und Kunst interessierten — aber ich bitt' Sie! daß es einst dem Menschen Kopfzerbrechen verursachte, die Speisenfolge zusammenzustellen — ach, nicht wahr! daß einst die Menschen nicht in einem fremden Bett schlafen konnten — aber so ein Märchen! daß einst die Menschen in Kasten eingeteilt waren gemäß dem Umstand, wie oft sie frische Wäsche wechseln konnten . . . „Herr, aber jetzt hören Sie auf! Glauben Sie, wir sind Narren? Sehen wir so aus, als ob man uns solchen Blödsinn erzählen dürfte . . .? Schauen Sie uns mal besser an — wir kümmern uns nicht: was wird mit dem Essen; wir denken nicht daran: wo werden wir schlafen; wir fragen nicht: was werden wir anziehen. — Wir essen, was uns geboten wird, wir schlafen, wo wir uns hinlegen können und wir ziehen an, was uns unter die Hände kommt. — Wo, wann, was, wie? — sind für uns ein unbekanntes Kopfzerbrechen."

Vierundzwanzig Stunden — ein kurzer Tag hatte die Menschen dahin gebracht, daß sie auf solche Nörgeleien mit dem vorzüglichen Wort antworteten: Blödsinn. Aber noch etwas anderes hatten diese vierundzwanzig Stunden gebracht: das nämlich, daß Herr Felix Lehmann — der nur ein Geschäftsreisender war . . . der auch verheiratet war . . . dem sein Heiligtum seine Musterkollektion war und seine Dreieinigkeit: gut essen, noch besser trinken und vorzüglich schlafen . . . der nach seiner Dienstzeit alle erdenklichen

Pfiffe und Kniffe spielen ließ, um den Manövern zu entgehen . . . der das Metermaß mit keinem Marschallstock vertauscht hätte, die Wage mit keiner Batterie, das Kommissionsbuch mit keiner Generalstabskarte — derselbe Felix Lehmann stürmte jetzt aus der Glashalle des Bahnhofes schnurstracks in die Kaserne. Nicht mit dem Auto, nicht mit der Straßenbahn — zu Fuß. Jedes andere Verkehrsmittel kam ihm jetzt fürchterlich langsam vor.

Atemlos stürzte er in die Kaserne.

Und hier schritt dieser bewußte Punkt auf und ab . . .

Er erledigte in der Kaserne rasch die Anmeldeformalitäten, er bekam auch gleich eine Uniform . . . erst dann fiel ihm ein, daß es Menschen gab, von denen er sich eigentlich verabschieden sollte. Er bat um Erlaubnis, hinausgehen zu dürfen . . . er bekam zwei Stunden Urlaub. Jetzt setzte er sich in ein Auto und fuhr in die Fabrik hinaus . . . Weiber standen vor dem Tor; statt des Portiers versorgte dessen Frau den Dienst.

„Was wünschen Sie, Herr Soldat?“

„Reingehen.“

„Um was handelt es sich denn, die Fabrik ist geschlossen.“

„Ja, sagen Sie mal, verehrte Dame, was suchen Sie denn hier, wo ist denn der Portier?“

„Mein Mann ist heute früh in den Krieg gezogen; jetzt bin ich der Portier.“

„Ich bin Lehmann . . . jetzt lassen Sie mich aber rein — ich habe keine Zeit . . . Ich bin Beamter von hier.“ Damit schob er die Frau beiseite und ging eilig durch den Hof. Auf der Nummertafel hingen fast alle Messingtäfelchen auf ihrem Platz . . . hier und da blinzelte schläfrig eine rote Nummer heraus. Die Besitzer der Messingschildchen probierten längst schon emsig Helm und Rock . . .

In den im Erdgeschoß gelegenen Bureaus saß nur hier und dort ein Beamter, entweder ein sehr junges Bürschchen oder ein bejahrter Mann. Die anderen waren schon eingerückt. Durch die großen Fenster konnte man in die Werkstätten sehen; die Maschinen standen hier unbeweglich, die

Transmissionen, die Treibriemen hingen schlaff unter der Decke herab. Die Luft war klar und durchsichtig. Seelenlose Unbeweglichkeit, welche auf das Gemüt drückend wirkte. Es fehlte dem hundertarmigen Maschinenhaus das Blut, der warme Dunst der treibenden Arbeit ... Die Arbeiter waren meist schon unterwegs zu den Grenzen.

Herr Lehmann öffnete die Tür zum Anmeldezimmer: es war leer — zum Konferenzzimmer: es war leer — zum Direktionszimmer: es war leer — zu Brants Zimmer: es war leer. Im Konstruktionszimmer arbeiteten einige junge Männer, und am Ende des Flures hantierten drei Lehrlinge: junge Kerlchen. Lehmann wurde im Konstruktionsbureau mit großem Hallo empfangen. „Hurra, Herr Lehmann ... was gibt's Neues in Berlin? ... was haben Sie gesehen ...?"

„Hurra Kinder ... in Berlin? O! Heiliger Strohsack! Was ich gesehen habe? — Ojee! ... Ich habe die Mobilisierung gesehen, den Kaiser ... ojee!"

„Den Kaiser?"

„Jawohl — und reden habe ich ihn auch gehört ... wir haben ihn ans Fenster gelockt ... Wir schrien immer feste im Takt drauf los: Wir wollen unsern Kaiser sehen!"

„Jee — Sie waren dort? ... Wir haben's in der Zeitung gelesen."

„Was — daß ich dabei war?"

„Ach nee — von dem Brüllen haben wir gelesen ... im Takt ... Schon gestern abend haben wir's gelesen; hier, wollen Sie sehen?"

„Uh — dazu habe ich keine Zeit! Ich hab' nur zwei Stunden Urlaub ..." Erst jetzt sahen die Jungens, daß Lehmann in Uniform war. Sie tasteten ihn ab: „Wo haben Sie das her ... was ist denn mit Ihnen? ... Hallo, der Herr Lehmann in Uniform ..." Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht in der Fabrik und bis Lehmann erfuhr, daß Brant weggegangen sei, waren schon alle in dem Flur zusammengelaufen und drängten sich, mit ihm den letzten Händedruck zu wechseln. Wenn nur die Hälfte der Glückwünsche in Erfüllung gingen und der Krieg ein halbes

Jahrhundert dauern würde, hätte Lehmann ihn um fünfzig Jahre überleben müssen.

Bei der Kasse wartete auf ihn schon der Kassierer, der gerade den Frauen den Lohn ihrer Männer auszahlte. Was für eine Flut der Dankbarkeitsbezeugungen entstand auf die Nachricht, daß der Fabrikbesitzer, Herr Birkewitz, jedem seinen Lohn für sechs Wochen im voraus auszahlen ließ, daß die arbeitsfähigen Familienmitglieder der Eingezogenen in die Fabrik eingestellt wurden, daß die Arbeitsunfähigen wieder, welche mit Kindern gesegnet waren, als Kriegshilfe den Wochenlohn ihrer Männer auf weitere drei Monate beziehen konnten — wenn der Krieg überhaupt so lange dauerte. Wieviel Frauen eilten mit Tränen in den Augen über den Hof dem Tor zu — in die Kaserne, ihren Männern die freudige Nachricht zu bringen, daß sie mit leichterem Herzen den schweren Tornister aufnehmen sollen ... Wenn bloß jemand da wäre, bei dem man sich bedanken könnte! Herr Otto Birkewitz, der Fabrikbesitzer, war nirgends zu finden — er war schon längst auf dem Wege nach der belgischen Grenze — und seine Familie war nach Berlin gefahren ... so hatte den ganzen Dankeserguß die Portiersfrau buchen müssen.

„He! Lehmann ... kommen Sie, wir müssen uns ja noch verabschieden,“ schrie der Kassierer dem Reisenden zu. Herr Lehmann stand in strammer Haltung vor dem Pult, die Frauen machten ihm bereitwillig Platz.

„Au — fein sehen Sie aus ...“

„Schnell, Alter, schnell, ich muß gleich zurück ...“

„Also viel Glück, mein Freund, und schicken Sie mir 'n paar Ansichten aus Paris oder Petersburg, meine Tochter sammelt sie.“

„Wird gemacht ... Leben Sie wohl!“

„Grüß Gott, Herr Lehmann ... Stopp! ... o, ich bitte um Entschuldigung,“ damit schob er ein Nickelstück in eine Sammelbüchse, was er jedesmal tat, so oft er einen englischen oder französischen Ausdruck gebraucht hatte ... „ich hab' noch etwas da.“

„Gut, gut, ich weiß schon: die Reiseabrechnung ... die kriegen Sie auf die erste Ansichtskarte ... Dieses kleine Vorschüßchen kann ruhig stehen bleiben ... jetzt als angehender Held kann ich nichts zurückzahlen.“

„Nein, nicht das ... das hat Zeit. Der Herr Direktor war so äußerst liebenswürdig, uns Beamten das Fixum auf sechs Monate als Kriegszulage anzuweisen ... wissen Sie, der Olle is plem-plem geworden.“

„Wa—wa—wa—wa—was, sechs Monate?! ... Was: der Olle ist verrückt geworden? ... Sie sind verrückt geworden, mein Sohn,“ brüllte Lehmann den Kassierer an. „So ein gutes, edles Herz ...! so eine erhabene Gesinnung ...! also wie ist denn das: her mit dem Zaster. Nur das Fixum? Aber nicht wahr, ohne Abzug der Vorschüsse ... Was für eine feine Seele — na, das hätt' ich auch nicht geglaubt!“ Und schon schob er seine guten Reservistenpfoten den Hundertmarkscheinen entgegen.

„Na, jetzt kann die Frau wenigstens ruhig schlafen. Wollen Sie's auf einmal abheben oder soll ich's Ihrer Frau monatlich anweisen?“

„Nein ... nicht! Sofort ...! Wissen Sie: Kriegszeit! Pinke-Pinke, nur bar netto Kasse.“

Der Kassierer reichte Felix Lehmann einen Scheck der Deutschen Bank über 1800 Mark — das Gehalt für ein halbes Jahr! ... Lehmann war nahe daran zu weinen ... Mit seinem einfachen Verstand fühlte er, daß dieser kleine blaue Zettel der Beweis für den Leichtsinn des Kaufmanns war, aber eine sehr vornehme Geste des Menschen ... Wieviel solcher Gesten der vom Feuer der Menschenliebe glühenden Herzen blitzten in diesen Augusttagen auf, unbemerkt von der großen Welt!

Jetzt, da Lehmann den Scheck in seiner Hand fühlte, änderte er sein Programm. Ursprünglich wollte er zuerst zu Brants gehen und von dort zu seiner Familie. Jetzt, da er Geld in seiner Hand hatte, wurde er ungeduldig und wollte mit diesem unverzüglich vor seine Frau treten. Er stürmte in die Filiale der Deutschen Bank, löste den Scheck

ein, eilte in eine Weinhandlung und kaufte dort eine Flasche Kupferberg-Gold. Von da aus sauste er in eine Delikatessenhandlung — Hungersnot könnte auch kommen — er kaufte einen ganzen Prager Schinken, unzählige Kränze gepreßter Feigen und eine Unmasse Konserven. Jetzt schnell noch was für die Kinder. Was denn? Dem Hansl einen Helm, Säbel und Gewehr — dem Lottchen eine Küche, was für eine? Eine Feldküche? — Selbstverständlich eine Feldküche. Bis an die Kinnladen bepackt kam er bei seiner Familie an ... Seine Frau war gerade beim Kochen. Der kleine Hans öffnete die Tür und galoppierte zu seiner Mutter:

„Mutti ... ein Soldat steht draußen ... au, der ist aber fein!" Der Soldat stand schon in der Küchentür: „Alte — na heule man nicht — jetzt kriegste Zaster! 1800 Emmchen..."

„Lehmann, du bist wohl Manoli!"

„Schnell, Tisch decken ... in einer halben Stund' geht's los!"

„Ja, Felix, was ist denn mit dir?"

„Richtig ... hab' ich's denn noch nicht gesagt? ... ich mußte mich einziehen lassen ... Weißt du denn nicht: es ist Mobilisierung!" Er zeigte auf seine Uniform: „Siehst du denn nicht?"

„Ja, Mensch, wann bist du denn angekommen?"

„Ich? Gerade jetzt."

„Und in dem Aufzug?!"

„Ja natürlich ... richtig: Ich bin gleich vom Bahnhof hingegangen ... in die Kaserne. Olle, du hätt'st soll'n sehn wie sich der General gefreut hat, wie er mich ankommen sah! ..."

„Mensch, Mensch!"

„Schnell was zu essen!"

„Felix, und deine Familie!?"

„Was heißt Familie ... siehst du denn nicht das Geld? Jetzt habt ihr nichts mehr zu befürchten. Schau, Anneken, das Geld legst du schön auf die Bank ... nein, eigentlich ... behalt' es noch lieber bei dir ..."

„Sehr richtig, das ist besser!!"

„Du mußt aber vorher wechseln — der Krieg wird, sagen wir, drei Monate dauern, das sind 90 Tage: du brauchst täglich — na sagen wir meinetwegen — 20 Mark — . . .“

„Was — 20 Mark?!“

„Na ja, 2½ Mark Miete, 5 Mark Kost, 2 Mark Kleider und Verschiedenes, die Kinder . . . Na siehst du, wofür die 20, — 10 sind auch genug . . .“

„Das wollt ich' auch sagen, aber du läßt den Menschen nie ausreden; du irrst dich aber, wenn du glaubst, daß ich von zehn . . . .“

„Ich laß dich nicht ausreden? — natürlich laß ich dich ausreden . . . gib mir aber um Gotteswillen schon was zu essen, such' mir Wäsche zusammen . . . übrigens nein, laß es, ich werde selbst kaufen . . .“

„Warum denn wieder Geld ausgeben?“

Felix rüstete unterdessen den kleinen Hans hübsch aus: „So, mein Junge . . . jetzt bist du ein strammer Soldat, siehst du — so wie dein Papa . . . Also Anneken 7 Mark — nicht wahr? Das macht im Monat 210 Mark, in 3 Monaten 630 Mark. Hurra! Du kannst noch einen ganzen Batzen sparen . . . mir brauchst du gar nichts zu schicken, ich bekomme meine Löhnung . . .“

„Das ist alles recht schön, aber du gehst fort von uns . . .“ sagte die Frau mit zum Weinen verzogenen Mund.

„Na, na, nur keine Limonade, Anneken; du bist eine deutsche Frau, du bist eine deutsche Mutter . . . für dich ist das Wichtigste der Haushalt und die Kinder. Du hast keine andere Pflicht, als dem Vaterland eine gesunde Generation zu schenken. . . . Es soll dich nicht kümmern, daß dein Mann weggehen muß — du hast dich doch nur um die Kinder zu kümmern. Schau immer nach, daß in der Schule alles in Ordnung ist — ach so, die gehn ja noch gar nicht in die Schule! . . . Na ja, ich hab's nur so gesagt . . . wenn ich . . . zufällig — fallen . . . sollte . . .“

Frau Anna gab Herrn Felix so einen Rippenstoß, daß er trotz seiner Soldatenwürde an die Wand flog. „Red' nicht so einen Unsinn . . . wenn schon Krieg sein muß, gut,

dagegen kann ich nichts machen, aber so einen Blödsinn, daß sie dich erschießen . . . ich werd' dir gleich helfen . . . gerade dich werden sie dorthin schicken . . ."

„Na, ich geh' selber hin!"

„Du bist ganz auf den Kopf gefallen — ich sage dir, paß auf dich auf! . . . und jetzt pack' ich dir ein. Die Jägerwäsche ziehst du sofort an . . . und jetzt iß! . . ." Lehmann schnüffelte in die am Herd stehenden Töpfe; der Inhalt war aber noch nicht in der Fabrikation so weit fortgeschritten, daß er davon essen konnte . . . er überlegte nicht lange, ging in die Speisekammer und fing an zu wirtschaften. Was er dort zustande brachte, wäre selbst für einen eingefleischten Franktireur eine beschämende Requirierung gewesen. Erst Würstchen, dann Marmelade, darauf Käse, nach dem Käse eine saure Gurke . . . Ja, das ist der Krieg!

Die Frau hatte die gewünschten Sachen zusammengepackt und als sie durch das Speisezimmer gehen wollte, ließ Lehmann gerade den Pfropfen aus der Sektflasche knallen . . . sie faltete die Hände: „Felix, was soll ich bloß mit dir machen?

„Trinken, mein Schatz. Anneken, mein Lieb, mein teures Weib — ich will mit Freuden in den Krieg ziehen und mit Freuden zurückkommen . . . Prost der Krieg!"

„Siehst du, Felix, das ist schon was anderes . . . natürlich kommst du zurück . . . So trink ich schon mit dir . . . Und jetzt zieh dein Jägerhemd an . . ."

„Ich hab' keine Zeit mehr, mein Schatz."

„Dann mußt du aber schwören, daß du's gleich in der Kaserne anziehst."

„Ich schwöre . . . ich nehme es . . ."

„Wart' mal, du hast mir zu schnell geschworen, was hast du geschworen: ich nehme es? . . . Nene, den Schwindel kenn' ich schon. Du packst es in den Tornister und nimmst es so mit. Das gilt nicht . . . du mußt schwören, daß du's anziehst . . ."

„Aber Mauserl, jetzt im August soll ich im Jägerhemd rumlaufen?"

Das sah Frau Anna auch ein. „Na gut, also im Winter."

„Hahaha, wo bin ich schon im Winter!“

Der arme Felix hat recht gehabt — wo war er schon im Winter . . .

„Und jetzt, Gott soll euch schützen . . . Hans, mein Junge! Kommt, Vater zieht in den Krieg . . . Lottchen, du auch, komm her, so — schönes Küßchen dem Vati. Seid schön brav . . . Vati bringt euch eine schöne Puppe und eine Flinte aus dem Krieg . . .“ Instinktiv klammerten sich die Kinder an den Rock ihrer Mutter: „Vati, Vati, geh nicht in den Krieg, da gibt's böse Onkel.“

„Vati, komme ja gleich zurück . . . morgen . . . ganz bestimmt . . .“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf einmal war Herr Lehmann nicht mehr da in dem kleinen düsteren engen Flur. Die kleine Familie stand noch dort, die Köpfe zusammengesteckt, und das Familienhaupt war auf einmal nicht mehr da . . . die Tür schnappte ins Schloß, auch das Tor. Der Vater war weg . . . Felix war weg . . . er war weggegangen. Er war nicht mehr da. Und wie vieles hätten sie ihm jetzt noch sagen wollen . . . und wie hätte die Frau ihn jetzt packen und zurückhalten wollen . . . und wie fing jetzt der kleine Hans und das kleine Lottchen zu schluchzen an: „Vati soll da bleiben . . .!“

Frau Anna ging in die Küche zurück. Da dampften und brodelten die Töpfe, von denen Felix die Deckel abgenommen hatte, und jagten den dampfenden, schäumenden Inhalt empört auf die heiße Herdplatte. Frau Anna deckte sie zu. „Na, dieser Mensch! Nicht einmal gegessen hat er . . . na so was . . . Kinder! Schnell zu Mutti — schnell . . . lachen. Mutti lacht auch schon . . .“ Und als sie die Speisekammer aufmachte, mußte sie wirklich lachen, angesichts der Verheerung. Sie bemerkte die tüchtig eingegangene Salamistange; sofort wurde ihr Gewissen von einem bitteren Selbstvorwurf gemartert. „Und ich habe ihm gar nichts eingepackt — nicht einmal ein paar anständige Stullen . . . wenn er wenigstens die Salami mitgenommen hätte . . .!“

In der Küche erblickte sie die Banknoten . . . liebevoll betrachtete sie dieselben, glättete sie, und ständig an die Salami denkend, ging sie ins Zimmer . . .

Es klingelte . . . die Telephonrechnung wurde vorgelegt.

„Was, Telephon? Gibt's nicht . . . ich zahle nichts. Es ist Krieg." Dieser Zwischenfall gab Frau Anna wieder die Ruhe zurück. Von dem ganzen Krieg sah sie gar nichts mehr, als nur die zurückgebliebene Salamistange, die Banknoten und die zurückgewiesene Telephonrechnung. Das auf dem Tisch liegende Geld erdrückte Kummer, Überraschung, Begeisterung und jeden unbequemen Gedanken . . . Für Frau Anna war der Krieg nur mehr eine Ausdehnung ihres wirtschaftlichen Wirkungskreises. Wohlhabend ohne Zahlungszwang, wirtschaften mit einem vorhandenen greifbaren Kapital. In Frau Annas Augen war dieses kleine Kapital die mit Todsicherheit verkündende Stimme: Felix kommt wohlbehalten zurück . . .!

Die Kinder spielten bereits . . .

Lehmann eilte zu Brants; unterwegs verabschiedete er sich von seinem Zigarrenhändler, von dem Wirt, wo er Stammgast war, von dem Kolonialwarenhändler, von seinem Schlächter, von seinem Briefträger, den er auf der Straße während seines Vorwärtsstürmens antraf. Bald hätte er angefangen sich auch von den Straßenpassanten zu verabschieden, die sich nach diesem vor Freude roten Reservisten umdrehten und ihm zuwinkten. Von diesem potenzierten Massenabschied angefeuert, vollbrachte er eine derartige heftige Klingelei vor Brants Tür, als wären die Bewohner von Lebensgefahr bedroht. Brants saßen gerade bei Tisch, Helene war schon ganz beruhigt und auch Georg dachte nicht mehr an seine Aufwallung von gestern. In das friedliche Mittagsmahl schrillte wie ein verzweifelter Hilfeschrei die Klingel. Das Mädchen öffnete erschrocken die Tür.

„Ist Herr Brant zugegen?" fragte Lehmann pustend wie eine Lokomotive.

„Na natürlich ist er zu Hause — warten Sie, ich muß erst fragen.“

„Melden Sie nur Herrn Unteroffizier Lehmann.“

Schon erschien Brant selbst auf den erregten Wortwechsel in der Tür.

„Nanu! . . . Freund Lehmann! . . . wie kommen Sie denn hierher?“

„Ich bin morgens angekommen und habe mich sofort gestellt.“

„Das ist aber brav, nehmen Sie Platz, setzen Sie sich gleich zu Tisch.“

Helene lachte laut auf, als Herr Felix mit verschmitztem Gesicht und in Uniform vor ihr stand; „Ei Lehmann, das hätt' ich auch nicht von Ihnen gedacht, daß Sie so wacker sind.“

„Was heißt wacker? . . . das ist Pflicht, Frau Brant.“

„In der Uniform sieht man's Ihnen gar nicht an, daß Sie ein harmloser Kaufmann sind . . .“

„Nur in Zivil, Frau Brant . . . der eigentliche Beruf des Staatsbürgers ist, das Gewehr zu tragen . . .“

„Na, setzen Sie sich endlich,“ trieb Brant ihn an.

Lehmann trippelte nervös. „Nein, Herr Brant . . . danke verbindlichst, ich muß aber sofort weiterschieben; ich wollte Ihnen nur guten Tag sagen . . . Meine Gnädigste, darf ich Ihnen eine Ansichtskarte schicken?“

„Ja, bitte, Herr Lehmann, ich wäre Ihnen sehr dankbar.“

„Gemacht . . . Aber zum Essen habe ich keine Zeit. Danke herzlichst. Herr Brant . . . leben Sie auch wohl.“

„Aber rennen Sie doch nicht so — ein bißchen wartet der Krieg schon noch auf Sie . . .“

„Aber ich warte nicht auf ihn. Ich bin jetzt Soldat, bitte sehr, und dessen erste Pflicht ist die Pünktlichkeit. Diesmal ist es kein Manöver, mein Freund Brant — das ist Krieg. Wir müssen jetzt das Vaterland verteidigen, den Herd, die Familie, unsere kleinen Frauchen und Jungens . . .“

„Sie könnten sich aber inzwischen wirklich ein bißchen setzen . . . vielleicht ein Glas Wein . . .“

„Danke schön . . . erstens habe ich heute schon Sekt ge-

trunken . . . zweitens bin ich erhitzt und der Soldat muß auf seine Gesundheit aufpassen."

„Donnerwetter, wo haben Sie denn Sekt getrunken?"

„Zu Hause . . . im Kreise meiner Familie. Eine ganze Pulle Sekt wurde geopfert. Wissen Sie, Frau Brant, meine Frau wollte mich nicht lassen, ich mußte sie also ein bißchen beschwipsen."

„Herr Unteroffizier Lehmann, soviel ich weiß, darf ein Soldat nicht aufschneiden."

„Vor einem Zivilisten, Herr Brant? — im Gegenteil, da ist es Pflicht."

„Der Teufel soll Sie holen, jetzt kann man mit Ihnen nur hoch zu Roß sprechen."

„Vom Feldwebel abwärts allerdings . . . also wann kommen Sie denn, Herr Brant?" Dabei blickte Lehmann so ehrlich in Brants Augen, daß es diesem schwer fiel, ihm eben so ehrlich zu antworten. Helene bemerkte die Unsicherheit ihres Mannes und erwiderte schleunigst: „Ach ja . . . er hat nur noch in der Fabrik zu tun — dann geht er auch. Denken Sie sich mal, er meldet sich freiwillig . . . nicht wahr, Georg?"

Georg blickte erstaunt auf seine Frau; damit aber ihr Mann die Wirkung nicht verderben könne, fügte Helene schnell hinzu: „Das heißt, wenn ich es ihm erlaube . . ."

„So ist es," antwortete Georg dumpf.

Lehmann versuchte sichtlich seine Geringschätzung zu verbergen. „Na, Herr Brant, ich glaube, Sie werden sich auch ohne Erlaubnis Ihrer Frau stellen; das Vaterland," sagte er, zu Helene gewandt, „benötigt dringend solch kluger Männer wie Ihr geschätzter Herr Gemahl einer ist. In der Fabrik ist sowieso nichts zu tun . . . der Besitzer steckte sich als erster in die Uniform."

„Er ist auch schon weggefahren . . ."

„Na, sehen Sie, Frau Brant. Ich glaube kaum, daß er erst viel seine Frau gefragt hat."

„Ach, das ist was anderes . . . Frau Birkewitz fühlte sich immer zu den exklusiven Kreisen hingezogen . . . Sie

tat sich ja auf den Reserveoffiziersrang ihres Mannes immer schon viel zugute ..."

„Na, dank schön ... wenn es sich um ein solches gefährliches Manöver handelt, dann prahlen die Weiber doch nicht so leichten Herzens mit der Uniform ihrer Männer; im Manöver wird nie scharf geschossen ..."

„Na, Sie haben aber keine Angst vor einer Kugel," scherzte Helene.

„Die der Feind rüberschießt — na, davor hab' ich wirklich keine Angst — ich hab' nur Angst vor denen, die aus meinem Gewehr rausspringen: daß sie nicht genug Russen treffen."

„Sie ziehen doch gegen die Franzosen."

„Das ist alles eins, wenn wir mal in Schwung sind, dann besuchen wir alle unsere Nachbarn ... schauen Sie mich an, Frau Brant, sieht so einer aus, der Angst hat?! ... Es lebe der Krieg!" Er stampfte mit zwei solchen Paradeschritten auf dem Fußboden vorwärts, daß die Gläser auf dem Tische erschrocken zusammenklirrten. Jetzt goß er sich auch ein Glas ein und trank mit einem Schluck das bis zum Überfließen volle Glas aus. „Hoch der Kaiser!"

„Hoch, hoch, hoch!"

„Herr Brant, ich bin verrückt, ich möchte aus der Haut fahren: endlich mal Schluß mit dem Alltäglichen ... Jetzt seh' ich erst, daß mir mein Geschäft schon über war. Ich bin zum Soldaten geboren und glauben Sie mir, wenn ich dabei auch so viel verdienen könnte, wie mit meinem Musterkoffer, möchte ich nie vom Militär zurückkommen ... Hurra der Krieg! Ein Prosit der Schlacht! ... So lang' ein Tropfen Blut noch glüht ..." Brant sang mit Felix zusammen. „Noch eine Faust ..." Das Mädchen öffnete die Tür und summte auch mit: „Den Degen zieht ... Lieb Vaterland magst ruhig sein ..."

Nach der Wacht am Rhein ergriff Lehmann die Hände der Eheleute und verabschiedete sich: „Entschuldigen Sie, Frau Brant, meinen lauten Besuch ... wenn Sie aber wüßten, was mir am Herzen liegt?!" Und aus seinen Augen rannen die Tränen auf seinen Rock; er wischte sie mit seiner

Faust ab; „Wenn Sie ... Herr Brant wüßten ... wie groß meine Freude ist ... wenn ich Ihnen ... zeigen könnte ... wie ich mich als Mann fühle!“ Er schlug in Brants Hände: „Lassen Sie die Fabrik zum Teufel, kommen Sie mit uns!“

„Nana, Herr Lehmann, meinen Mann dürfen Sie mir nicht verführen, den kann nur ich schicken.“

„Ich geh’ schon, Lehmann, morgen geh’ ich auch ... leben Sie wohl, Herr Lehmann. — Haben Sie Ihr Gehalt bekommen? — Das wissen Sie doch, — nach dem Krieg werden sämtliche Angestellte wieder angenommen.“

„Alles habe ich bekommen ... danke schön ... das ist mir jetzt aber so egal ... Leben Sie wohl, Herr Brant. Auf Wiedersehen ...“

Er stürzte hinaus —

Auf der Treppe drehte er sich nochmals um: „Ja, richtig, bald hätte ich es vergessen. In Berlin war nichts zu machen. Kein Geschäft; ich habe nichts mitgebracht ... seien Sie nicht böse.“

„Tut nichts, Herr Lehmann, das ist uns jetzt ganz egal. Auf Wiedersehen!“

Als Brants sich wieder zu Tische setzten, waren die Speisen schon längst kalt geworden. Eh! — das war ihnen jetzt so egal. Georg starrte andauernd auf das Fenster ... Helene unterbrach die Stille: „Du, dieser Lehmann hatte einen Schwips.“

„Glaubst du? Ich nicht. Glaube mir — der war stocknüchtern ... mindestens alkoholfrei ...“

„Willst du nicht essen?“

„Danke, mein Spatz ... ich bin nicht hungrig. Iß du nur ruhig.“

Er stand auf und rauchte eine Zigarre an ... Helene klingelte dem Mädchen ... „Ich kann jetzt auch nichts mehr essen ... Dieser dumme Lehmann ...“

Der dumme Lehmann kam eine Minute vor Ablauf seines Urlaubs in der Kaserne an; in der nächsten stand er schon reisefertig in der Reihe auf dem Weg nach seinem unbekannten Ziel.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Brant verbrachte den Nachmittag in der Fabrik . . . Dr. Schwimmer, der Rechtssyndikus des Unternehmens, hatte seinen Besuch für vier Uhr angesagt; er sollte Brant die Vollmacht übergeben und mit ihm die weiteren Maßnahmen besprechen.

Die Frauen, die älteren Männer und die ganz jungen Burschen standen schon in Gruppen vor dem Tor, um sich zur Arbeit zu melden. Brant gab die Anweisung, daß in erster Linie die Arbeit in jenen Betrieben wiederaufgenommen werden solle, in welchen Frauen eingestellt werden können, — und in erster Linie sollen die Familienangehörigen der eingezogenen Arbeiter in Betracht gezogen werden, von einer Familie aber nur ein Mitglied: Männer unter 24 Jahren, die Ehefrauen oder Geschwister. Die anderen sich Meldenden könnten nur dann berücksichtigt werden, beziehungsweise in solchen Abteilungen eingestellt werden, wo Frauen und jüngere Menschen nicht zu verwenden sind.

Nach Verlauf einer Stunde war jeder Platz besetzt und vor den Toren stand kein Arbeitsloser mehr.

Brant ging durch die Bureaus. Hier gähnte ihm überall die Leere entgegen. Das Prinzip des Besitzers — womöglich unverbrauchte junge Arbeitskräfte zu verwenden — versagte jetzt gründlich . . . die unverbrauchten Kräfte waren eingezogen worden. Dem Betriebsleiter verursachte es ein ordentliches Kopfzerbrechen, die Lücken unverzüglich aufzufüllen.

Im Konstruktionsbureau fand er noch einige Zögernde; solche Leute, die mit der Meldung noch Zeit hatten.

„Wie viele von den Herren bleiben hier?“

Drei ältere Herren meldeten sich sofort, ein junger Zeichner ebenfalls, die anderen drückten sich herum: „Ich weiß noch nicht . . . Ich muß vielleicht nicht mit — ich bin krank . . . Ich bin der einzige Sohn . . .“

„Also, meine Herren! Wer ist militärpflichtig?“

Mit Ausnahme des Alten und des Zeichners: alle. Brant wandte sich mit einem keine Einwendung duldenden Ton

an sie: „Heben Sie sofort Ihren von Herrn Birkewitz angewiesenen Unterstützungsbetrag ab und melden Sie sich sofort ...“

„Ich will erst die schriftliche Einberufung abwarten, Herr Ingenieur ... ich bin Leutnant,“ warf Herr Hurtig, der Bureauchef ein.

„Dann schämen Sie sich, daß Sie auf schriftliche Einberufung warten ... Sie sollen sich sofort melden. Soll ich Ihnen erklären, Herr Leutnant, daß Offiziere in erster Linie nötig sind — wissen Sie nicht, daß das Vaterland in Gefahr ist?“

„Herr Brant, ich verbitte mir jede Gardinenpredigt. Es ist mit meiner Offiziersehre nicht zu vereinbaren, daß Sie mich vor meinen Untergebenen ...“

„Ihre Offizierswürde befiehlt Ihnen, daß gerade Sie sich sofort melden ... Sie sind jetzt noch in Zivil und mein Angestellter ... Ich kündige Ihnen hiermit und weise Sie hinaus. Wo haben Sie gedient?“

„Das geht Sie gar nichts an — und ich bestehe auf Genugtuung ...“

„Nach dem Kriege, Verehrtester ... bis dahin benützen Sie die Zeit, sich wenigstens zu schämen. Ich glaube, Sie sind Österreicher und sollten schon längst unten sein. Ich empfehle mich bestens.“

Hurtig starrte wütend auf Brant, der starr, mit blitzenden Augen hochaufgerichtet in der Mitte des Saales stand. Dann nahm er seinen Kram und entfernte sich; er schmiß die Tür so hurtig hinter sich zu, daß die Tuschnäpfchen auf den Reisbrettern nur so herumtanzten. Brandt wandte sich an die anderen. „Die Herumdrückerei hat keinen Sinn, früher oder später muß man doch gehen und ich will hier klar sehen ... Sie bleiben, nicht wahr?“ wandte er sich an die eine Gruppe, „und Sie gehen?“ sagte er zur anderen Gruppe.

„Jawohl, Herr Brant ... ich dachte zwar, daß ... vielleicht noch ... behilflich sein kann ... Ihnen ...“

„Sie haben nur dem Vaterland behilflich zu sein.“

Allmählich machten sich alle auf und Brant blickte sich um: „Wir bleiben also zu fünft."

Der Zeichner stellte sich aber vor ihn hin: „Mich geht eigentlich die ganze Sache gar nichts an. Wenn Sie Herrn Hurtig anschnauzen, so ist mir das auch Wurscht — zwar hätte ich an seiner Stelle Sie gefragt: Was suchen Sie denn hier, sehr geehrter Herr? — Aber das ist mir auch Gummi. Ich liebe aber Gerechtigkeit und darum sag' ich Ihnen nur so viel, verehrter Herr Brant, daß Sie ein Feigling sind!" Brant hob empört seine Faust, aber schon stand der Zeichner bei der Tür: „Und damit Sie, Herr, jetzt nicht glauben, daß Sie mich hinausschmeißen können, teile ich Ihnen mit tiefer Verachtung mit, daß ich mich freiwillig gestellt habe ... Und jetzt empfehle ich mich bestens."

Er ließ Brant wie einen begossenen Pudel stehen und draußen mischte sich seine Stimme in das Murren seiner Kollegen: „Was geht ihn das an? ... Warum geht er denn nicht? ... Er sitzt natürlich hier in der guten Stellung. Ein feiger Kerl ist er, der uns immer geschunden hat ... Genossen, was ist mit dem Gehalt? — Das schenken wir ihnen aber nicht ... Ist der Alte schon eingerückt? ... Ja, Mumpitz, der hat sich versteckt ... Brant ist nur der Ministrant ... Denen ist der Krieg nur ein Deckmantel zum Gehaltschinden ... Gehen wir zur Kasse ... Dort werden wir schon sehen ...!"

Und sie sahen es. Sie erhielten ihr Gehalt für sechs Monate ausbezahlt. Dann agierten sie noch lauter: „Wir werden schon sehen — wer die Abschiedsrunde zahlt?!"

Sie waren noch allzu jung — Sklaven der Linien und Zahlen. In ein paar Wochen würden sie sich doch alle heldenmütig schlagen um das Eiserne Kreuz.

Brant betraute Herrn Heider, seinen ältesten Beamten, mit der Leitung des Konstruktionsbureaus und dadurch stellte er sein Ansehen bei dem Alten wieder her. Er gab Anweisung, vor die herrenlosen Reißbretter unverzüglich neue Kräfte zu stellen ...

Er bestand krampfhaft auf die ungestörte Fortführung

des Betriebes; unwillkürlich versuchte er verzweifelt, das gewohnte, alltägliche Bild seiner Umgebung aufrecht zu erhalten. Wenn erst die Maschinen wieder stampften ... wenn erst in seinem Bureau sich die Meldungen einander jagten, und wenn er sich erst wieder nach Feierabend mit seiner Frau in ihr trautes Nest würde zurückziehen können — nahm er an, würde diese seine Stimmung: alles egal, wieder verschwinden. Dieses unerklärliche beängstigende Gefühl, als ob er immer vor einem großen Entschluß stände. — Mit Gewalt wollte er in sich die immer wieder aufsteigende zynische Drohung totarbeiten und erdrosseln: „Brant ... das alles ist eine unnütze Grübelei, du bleibst nicht hier — du wirst dich stellen!“

Darum mußte der Betrieb aufrecht erhalten werden.

Punkt 4 Uhr wurde Herr Schwimmer gemeldet. Es trat ein Mann von athletischer Gestalt in das Zimmer, mit energischen Gesichtszügen, mit einer übermächtig hohen Stirn, mit kurzgeschorenem, markantgeformtem Schädel, in der Uniform eines Jägerleutnants.

Brant blieb stumm vor seinem Schreibtisch stehen.

„Ich begrüße Sie, Herr Brant.“

„Ich ergebe mich in mein Schicksal,“ sagte er demütig. „Wenn es Pfingsten wäre, glaube ich, würde Jesus Christus selbst als Husarenleutnant im Himmel Appell halten ...“

„Was? Ach so ... ja, Freundchen, ich hab' noch so viel zu tun und so weiter, daß ich gezwungen bin, alles in Uniform zu erledigen, das heißt, aufrichtig gesagt, Sie können mir glauben, und so weiter, daß es einem Juristen ein diebisches Vergnügen ist, einmal wirklich Soldat zu sein und so weiter ...“

„Ich habe Sie aber doch im vergangenen Herbst auch in Uniform gesehen.“

„Na ja ... ich bin so oft auf Manöver gegangen, als es nur möglich war ... Ach, das waren erst schöne Tage und so weiter. Und dann noch eins: Sehen Sie, unten steht mein Auto. Das ist meine letzte Zivilbeschäftigung, und wenn ich bei Ihnen fertig bin, fahre ich schnurgerade zum Bahnhof und so weiter. Also los, los, los ...“

„Liebster Doktor, mein Kopf ist schon ganz dösig. Seit 24 Stunden ist jeder, der vor meinen Augen auftaucht, der fährt: Soldat . . .“

„Soldat und fährt; zuerst Soldat . . . natürlich ist das das Wichtigste, der Soldat ist das Wichtigste . . . das Heer und so weiter. Na also los, zum Gegenstand der Erörterung... und so weiter. Herr Birkewitz erschien persönlich gestern um 6 Uhr 40 in meinem Bureau und bekundete mir in meiner Eigenschaft als sein bevollmächtigter Rechtsbeistand, daß infolge der von S. M. dem Kaiser allerhöchst angeordneten allgemeinen Mobilisierung er unverzüglich seinen Dienst im Heere als Hauptmann der Artillerie antreten müsse; in kausalem Zusammenhang mit diesem Standeswechsel sah er sich in die Zwangslage versetzt, über das Schicksal des Betriebes des Ersten Vereinigten Instrumentenwerkes Halle a. S. entscheiden zu müssen. Die Grundlagen seiner Entscheidung sind in folgenden mit der den gesetzlichen Vorschriften entsprechenden Beglaubigung versehenen Unterlagen festgesetzt. In der Folge gab er mir in meiner Eigenschaft als sein Rechtsbeistand den Auftrag, die Beilagen Ihnen in Ihrer Eigenschaft als sein Stellvertreter auszuhändigen und dadurch erübrigt sich aller andere Quatsch und so weiter.“

Hiermit überreichte er Brant unter:

A. Eine formrichtige Vollmacht, in welcher das weitere Schicksal des Fabrikbetriebes mit unbeschränkter Vollmacht Herrn Georg Brant überwiesen wird; unter

B. Eine Liste, die die in Angriff genommenen Bestellungen und das Bearbeitungsstadium dieser enthielt; unter

C. Eine Anweisung für Brant über sein Gehalt für 6 Monate.

Dieses letzte gab Brant dem Rechtsanwalt mit dem Bemerken, daß er dieses nicht benötige, zurück; — er würde sein Gehalt auch weiter monatlich abheben.

„Mensch! jetzt kann ich wegen dieser Wahrheitsapostel-Idee und so weiter nochmals in mein Bureau zurückgehen.“

„Warum?“

„Weil ich dann die Quittung in meine Geheimmappe legen muß.“

„Dann verbrennen wir sie gegen Protokoll.“

„Teufel! Dazu hab' ich keine Vollmacht, keine Zeit und so weiter.“

„Dann werd' ich sie an der Kasse ablegen.“

„Richtig. Jetzt, bitte den Empfang der Papiere zu bestätigen.“

Es geschah.

Schon stand Herr Doktor Schwimmer an der Tür. Er klappte die Absätze zusammen und schüttelte kräftig die Hand des Ingenieurs. „Ich bedaure sehr, daß Sie kein Soldat sind und so weiter . . . Viel Glück für weiteres, Gott mit Ihnen . . .!“

„Das müßte eigentlich ich zu Ihnen sagen.“

„Oho, mein Herr . . . mit uns ist Gott von Amts wegen und so weiter.“

„Das heißt und noch ein paar große Brummer, was? . . . Na, leben Sie wohl, liebster Doktor . . . Aber schreiben Sie mir hier und da.“

„Glauben Sie, daß wir dafür Zeit haben werden und so weiter . . .?“

Und so ging er auch.

Brant stand allein vor der Tür . . .

Drei Tage nach der Mobilisierung blieb kaum ein Mensch mit gesunden Gliedern in der Stadt. Die herumflanierende Garde junger Leute und die für den Kriegsdienst Untauglichen. Und der Landsturm war noch nicht einmal eingezogen, er mußte sich nur melden. Es wurden sämtliche stärkeren Automobile eingezogen, so auch das Fabrikauto, sowie der Wagen Jägers; es verschwanden auch die assentierten Pferde. Der Personalbestand der Straßenbahnen schrumpfte beträchtlich zusammen, es mußten an Stelle der Eingezogenen Hilfskräfte eingestellt werden.

Brant war in den letzten Tagen furchtbar nervös, und

wo er auch hinging, quälte ihn ein merkwürdiges drückendes Gefühl des Ungewöhnlichen. Schritt für Schritt Menschen, die sich verabschiedeten . . . Jungen, die nach Schulschluß aus dem Tor stürmten, ihre Mützen schwenkend, vergnügt quietschten: Hurra, der Krieg . . .! Die Schaufenster waren vollgeklebt mit den kleinen Zetteln des W.T.B.: Neueste Nachrichten . . . bald waren marschierende Soldaten Verpflegungsfuhrwerke, Batterien von Artillerieregimentern sichtbar, bald beunruhigten Pferde, Tiere, durchziehende Bürger mit Armbinde und Kokarde und lautem Gesang die Straßen . . . das dämmernde, schläfrige, ziellose von heute auf morgen leben und das im Gegensatz zu diesem summende und schallende Crescendo verdrehten auch den vernünftigsten Kopf.

Menschen und Umstände durchlebten voneinander abhängig die Stunden des Kreisens in ein neues Zeitalter hinüber.

Die Menschen gestalteten sich um, die Umstände richteten sich unter der Last dieser ungewöhnlichen Eindrücke. Das Dröhnen des Krieges eroberte alles und erfüllte jeden; auch Brants sprachen nur davon in den wenigen Stunden, welche sie in Gesellschaft verbrachten.

Die fieberhafte Erwartung drängte die Zuhausegebliebenen aus ihrem alltäglichen Dasein heraus.

Ist es zu verwundern, daß die Menschen von heute auf morgen sich als Kinder einer neuen Epoche fühlten . . .?

Und erst die, die auf den Schlachtfeldern Tag für Tag die nervenaufpeitschende, mit Höllenstein gebrannte Sensation machten, die die bluterstarrenden Rollen selbst spielten! — Diese sogar erinnerten sich nicht mehr an gestern . . . auf das vergangene Jahrhundert.

Klagende Frauen, weinende Bräute waren nicht zu finden, — und wenn es solche auch gab, so versteckten sie sich zwischen den verlassenen Wänden. Die Straßen draußen waren laut; die Restaurants, die Kaffeehäuser gesteckt voll mit Zuschauern, die mit hochgeschraubtem Interesse dreinblickten. Und überall nur der Krieg und nur unsere „lieben Soldaten“. Die Daheimgebliebenen waren stolz,

und die, die sich zwischen ihre Wände zurückzogen, wischten langsam ihre seit dem Abschied strömenden Tränen ab und kamen auf die Straße heraus. In den Seelen kochte die Begeisterung so, daß sich diese Leute, die niemanden hatten, auf den sie stolz sein konnten, allmählich bescheiden hinter ihre Fenster zurückzogen. Die Verlassenen waren draußen, mengten sich untereinander, näherten sich einander, schlossen sich einander an und die Zyniker unter ihnen — schnitten tüchtig auf.

Brants lebten während dieses irrsinnigen Wirrwarrs in der zweiten Blüte ihrer Liebe. Ihre Seelen waren noch empfindlicher wie zu Beginn ihrer Ehe. Die fieberhaft heißen flüsternden Nächte des trauten, verschlossenen Schlafzimmers waren für den Mann das Asyl nach dem Umsturz und der wogenden, wankenden Gemütsbewegung des Tages . . . sein Weib schlich instinktiv zu ihrem Mann — eine düstere, unheilverkündende Ahnung jagte sie zu ihm. Die Wollust der zusammen verbrachten Minuten versuchten sie restlos auszukosten.

Wenn der friedliche Alltag durch die Ordnung, durch die Gewohnheit, durch die Ruhe der Leidenschaften, durch den Anstand des Vorurteils und durch den weißen Schleier der einfachen, bürgerlichen Leidenschaftslosigkeit gefesselt wurde, — so wurden jetzt diese Fesseln durch das Aufwallen der Seelen, durch das heftige Klopfen des Herzens, durch die Verwirklichung des Unbegreiflichen, durch die Sehnsucht nach der größten menschlichen Freude und die Drohung der grausamsten menschlichen Leiden zersprengt . . . Das Einfache in der Liebe dieser beiden Menschen wurde durch die entfesselten Leidenschaften zerstört. Die gekünstelte Steigerung der wahnwitzigsten, wilden, bunten, verzerrten, lähmenden Umarmung suchte den Hunger der körperlichen Übersinnlichkeit zu stillen. Das Lager der tugendhaften, in ihren Sitten unschuldigen Gattin wurde die Stätte der Orgien zweier verliebter Körper.

Der Orgien, zu welchen der ewige Abschied seine Opfer diabolisch drängte.

Vergeblich . . .!

Sie saßen lange Minuten dicht aneinander geschmiegt, sie umarmten sich, küßten mit verzweifelter Wildheit einander die Lippen blutig . . . Vergeblich! Sie wußten, daß zwischen ihnen die Worte herumirrten: „Ich gehe!“ . . . „Du wirst gehen!!“

Aber keiner von ihnen sprach es aus . . . die Küsse erstickten in dem Liebeswahn der zwei Unglücklichen, sich Verabschiedenden . . . Vergeblich!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eines Abends gingen sie in das Schloßgarten-Restaurant; sämtliche Tische waren besetzt; an dem einen fanden sie Jägers vor — Frau Minna hatte ihren Trauring nicht an und war ohne allen Schmuck. Sie empfing Brants mit jammernden Klagen.

„Dieser Krieg ist fürchterlich . . . der Mensch weiß gar nicht, wo ihm der Kopf steht. Die Russen stehen schon an der Grenze — haben Sie's gelesen? Die französischen Aviatiker werfen schon Bomben auf Nürnberg . . . Fürchterlich, fürchterlich . . . Wir haben schon unseren ganzen Schmuck Papa geschickt . . .“

„Aber, aber, wie kann man so verzweifeln, Frau Jäger?“ sagte Brant. „Die Franzosen jagen nur auf Enten . . .“

„Ich sag' ihr's auch immer,“ warf Jäger dazwischen, „anstatt daß sie sich freuen sollte, daß ich nicht mit muß, zerbricht sie sich ihren Kopf über solche Sachen. Stellen Sie sich mal vor, sie zieht mir die Ringe vom Finger.“

„Haben Sie schon die eisernen dafür — wir tauschen unsere auch ein, nicht wahr, Georg?“

„Eiserne Ringe? Was denken Sie denn?! Meine Frau kapriziert sich auf runde Ringe und man bekommt nur flache . . .“

„Ich kann solche flache breite Reifen nicht tragen . . . Ich habe sie Papa geschickt, er schrieb mir, daß er im Keller eine Stahlkiste hat, dort finden sie die Russen nicht . . .“

„Was der Teufel? Sie haben Angst, daß die Russen kommen?“

„Na, das kann man nie wissen und wenn sie einmal da sind, dann ist es schon zu spät — die räubern alles zusammen.“

„Lächerlich! . . . Unmöglich, daß die herein kommen . . . Dann sind schon längst alle Männer, die es da nur gibt, auch all die Krüppel, die Blinden, die Tauben . . .“

„Das mag sein, aber mein Mann darf nicht mitmachen, der muß mit uns kommen. Und es ist schon gut, daß der Schmuck bei Papa in Sicherheit ist . . . Wir haben nur so viel, daß es für einen Monat genügt . . .“

„Und nachher?“ fragte Helene.

„Nachher schickt Papa wieder für einen Monat,“ antwortete Frau Jäger. Dann kniff sie die Augen zu, und ihre breite Brust selbstgefällig streichelnd, sagte sie triumphierend: „Wir sind mit allem versorgt; von uns aus kann jetzt Krieg sein. Gleich in den ersten Tagen der Mobilmachung kaufte ich, was nur möglich war . . . Bei Säwert habe ich das ganze Mehl aufgekauft — für die anderen blieben nur mehr ein paar Säckchen. Salz, Gewürze, Konserven, alles . . .“

„Wir danken herzlichst,“ warf Georg in das Gespräch der Frauen ein, „darum mußten wir also fast das Doppelte des gewöhnlichen Preises zahlen . . . Zum Glück mischte sich die Behörde ein . . .“

„Ach, meinetwegen kann sie sich jetzt einmischen; wir haben von allem genügend für zwei Jahre schön aufgestapelt. Schuhcreme habe ich auch gekauft, ein Dutzend für Johannes . . .“

„Und wenn der Russe nun kommt . . .?“ fragte Helene spöttisch.

„Wenn die kommen, schütt' ich ihnen kochendes Wasser übern Schädel . . . sogar das Eiserne Kreuz kann ich mir verdienen,“ erwiderte Frau Minna.

Jäger lachte hell auf: „Hahaha, das Eiserne Kreuz! . . . nicht schlecht — aber ich kann was besseres erzählen . . . Gestern kam einer meiner Mieter zu mir und beklagte sich, daß im Badezimmer so viel Russen sind, daß sie ihm

bald in die Ohren kriechen. Ich, schlau wie immer, frage: Wollen Sie sich das Eiserne Kreuz verdienen? Natürlich möcht' ich's verdienen, zum Kuckuck noch einmal — sagte er. Dann gehen Sie doch in Ihr Badezimmer und schlagen Sie so ein paar Hundert Russen tot — reportierte ich. Hahaha, ist nicht schlecht, der Witz, nicht wahr?"

„Na, besonders geschmackvoll find' ich's gerade nicht," warf Helene ein, „mit dem Eisernen Kreuz solch billige Geschwätze . . ."

„Ja, ja, du machst immer deine schlechten Witze, aber warum dieses Biest eigentlich heruntergekommen ist, das sagst du nicht, nicht wahr?" stänkerte Frau Minna.

„Warum soll ich's denn nicht sagen? — Er sagte mir, daß er vorderhand nicht die ganze Miete bezahlen kann. Wir sollen ihm die Hälfte stunden, solange der Krieg dauert, nachher zahlt er auch den Rest."

„Was haben Sie mit ihm gemacht?" frug Helene.

„Was? . . . hinausgeschmissen hab' ich ihn. Es ist doch kein Moratorium, hat er's nötig, eine 1560 Mark-Wohnung zu nehmen, wenn er nichts hat? Ich soll auf mein Geld bis nach dem Krieg warten . . . wer weiß, der kann noch 10 Jahre dauern . . ."

„Na ja, das ist wieder wahr," bestätigte Frau Minna. „Da hat Johannes recht gehabt. Müssen sie eine 5 Zimmer-Wohnung haben im Krieg? Wir haben nach der Mobilisierung alle Zimmer abgesperrt und benützen nur eines. Ich ließ den Schreibtisch von meinem Mann und das Kinderbett in unser Schlafzimmer schaffen. Sie glauben gar nicht, Frau Brant, was wir dadurch ersparen. Wir müssen nur ein Zimmer beleuchten, heizen, lüften und das eine Zimmer kann auch die Amme aufräumen; es hat auch sein Gutes: dadurch kommen keine Gäste und Johannes sagt, im Krieg schickt es sich gar nicht, nobel zu sein."

Brant blickte ärgerlich auf den mit weitgespreizten Beinen dasitzenden Riesen. „Gute Zigarre haben Sie, Herr Jäger."

„Wollen Sie eine? Sehr gerne."

„Danke schön.“ Er zündete sie an und knackte sie zwischen den Fingern. „Eine feine Zigarre. Was kost' die?“

„Fein, was? Bei 50 Stück 34 Pfennige . . .“

„Danke schön,“ antwortete Georg, und auf Jäger blickend, blies er ihm eine enorme Qualmwolke zwischen die Augen. Jäger nieste.

„Hast du Schnupfen, Johannes?“ fragte erschrocken seine Frau.

Brant blickte bedeutungsvoll auf den Riesen: „Hm . . . 34 Pfennig . . . und wenn die Russen kommen, Jäger, was rauchen wir dann . . .?!“

„Wenn die Russen kommen? — Wooo bin ich da schon . . .!“ sprach Jäger. Er streckte seine langen Beine weit von sich und grub seine Hände in die Hosentaschen. Er lachte. Frau Minna beeilte sich zu bestätigen: „Wooo sind wir dann schon . . .!!“

Im Restaurant entstand eine Bewegung. Ein Zeitungsjunge drängte herein. Gleich umringten ihn die Menschen. Er hielt in seiner Rechten einen Stoß Zeitungen, mit seiner Linken wehrte er den zugreifenden Händen ab. „Nicht zerreißen! Kommt gerade aus der Druckerei.“

Jäger sprang auf und über die Stühle kletternd griff er nach dem Jungen. Der Betrieb war schon im vollen Gange, die Zeitungen flogen nur so hin und her. Mit geheimnisvoller Miene wickelte er hastig sein Geschäft ab, die Zeitungen einzeln aus seinem Rock hervorholend. Und dabei rief er immer: „Nicht hergreifen . . . nicht zerreißen . . . einer nach dem anderen bitte . . .“

Er murrte Jäger an: „Erst zahlen bitte.“

Dieser kratzte schleunigst aus seiner Westentasche ein Nickelstück heraus: „Haben Sie Angst, daß ich durchbrenne . . . Da haben Sie!“

„Das ist egal, meine Herrschaften . . .!“ antwortete der Zeitungsjunge, mit auffallender Eile nach dem Geldstück haschend, dann reichte er die verkehrt zusammengefaltete Extraausgabe Jäger zu. Im Nu waren die Zeitungen vergriffen und der Junge wie Kampfer verschwunden . . .

Jäger schritt langsam zum Tisch zurück; als er aber während seines Rückzuges hastig in die Zeitung guckte, dann nervös hin und her blätterte, fing er an den Kopf zu schütteln . . . „Merkwürdig . . .“ und er blätterte mit immer steigender nervöser Neugierde weiter . . . „zum Donnerwetter . . . also wir sind noch immer nicht weiter?“

„Was ist das, Herr Jäger,“ frug ihn Brant.

„Ei zum Kuckuck. Tagelang schon hört man nichts mehr Neues — immer noch die Vorbereitungen zur Belagerung von Lüttich . . .“

„Was denn — Sie haben also noch nicht das Neueste gehört? Mir wurde von Berlin telephoniert . . . wissen Sie nicht, daß wir es schon eingenommen haben?“

„Ach, wo — da steht doch, daß . . .“ Er fing an, das Blatt schärfer zu prüfen. „Zum Teufel nochmal, jetzt seh' ich erst, das hab' ich schon vorgestern gelesen.“

„Zeigen Sie mir das Blatt!“ Brant nahm die Zeitung und schaute nach dem Datum. „Ja, es ist alles in Ordnung... das ist die Extra-Ausgabe von vorgestern . . .“

„Was?! Der Schlag soll den Schwindler treffen . . . den Halunken!“ Jäger sprang auf und wollte dem Zeitungsjungen nachstürmen. Frau Brant hielt ihn zurück. „Lassen Sie, Herr Jäger . . . wooo ist der schon . . .?!“

Natürlich kamen alle allmählich auf den Schwindel. Was konnten sie tun? — Sie lachten, sie lachten sehr.

„Die Hauptsache, daß Lüttich nun doch unser war — und wir schrieben erst den 7. August . . .!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am anderen Tag, den 8. August, wurde tatsächlich bekannt gegeben, daß Lüttich gefallen war.

Durch die Ereignisse der vorherigen Tage — durch die Mobilisierung, die Kriegserklärung, die Grenzzwischenfälle, die imposante Sitzung des Reichstags, die schneidigen Streiche der „Göben“ und „Breslau“, den Einzug in Belgien, die ersten Nachrichten über die schamlosen meuchelmörderischen Gefechte der Einwohner, durch die ständigen

Nachrichten über die wunderbaren unerwarteten Siege der Deutschen im Osten und Westen — wurde die Nervosität und die Begeisterung der Menge dermaßen entfacht, daß die Nachricht von dem Fall Lüttichs im ersten Augenblick von einer unerklärlichen Stille empfangen wurde . . . es schien unglaublich. Aber nur für einen Augenblick; in der nächsten Sekunde begriff jeder: Wir sind doch Deutsche!! Es gibt keine Unmöglichkeit! — Und damit begann ein beispielloser Jubel.

Brants waren zufälligerweise in Berlin.

Sie standen am Potsdamer Platz vor Josty . . . Sie standen, weil kein Mensch fähig war, sich zu rühren.

Die Stadt vergrub sich in eine Wildnis von Fahnen; man konnte kaum die Mauern sehen. Die Straßen sahen aus, wie eine Ausstellung am Tage der Eröffnung. Durch ein umgekehrtes Opernglas betrachtet, waren nur bunte Streifen sichtbar. Eine Orgie von schwarzen, weißen, roten, blauen, gelben und grünen Farben war es . . . es wehten, schlichen, flatterten und hingen die Streifen, und die Farben, die sich mit der lila Lichtkugel der elektrischen Lampen, mit dem weißen Zylinder des Gasbrenners, mit den hin- und herzuckenden Strahlen der Lichtreklamen mengten, betäubten die Augen. Sie blendeten sie . . . Sie verschmolzen zu einem strahlenden glänzenden Sonnenstrahl, welcher in die Gesichter und in die Seelen hineinleuchtete . . .

Die deutschen patriotischen Lieder spönnen sich mit dem unausgesetzten Bimmeln der Straßenbahnen, dem Hupen, Heulen und Pfeifen der Autos und Schutzleute, mit dem unterirdischen Poltern der Untergrundbahn, mit den Hochs, mit den Bravos, mit den Hurras zu einem markerschütternden Aufschrei zusammen. Wir siegen!!!

Der Mann und die Frau standen mit dem stummen Gefühl der Erhabenheit da. Das Klopfen ihrer Herzen wurde bald heftiger, bald langsamer; Brant umklammerte fest den Arm seiner Frau und drückte ihn an seine Brust.

Über den Platz marschierten Soldaten zum Bahnhof.

Über ihren Köpfen setzte wieder der übliche Blumenregen ein . . . wirbelten die Rosen, die Nelken, Maiglöckchen, sie verabschiedeten die stolz umherblickenden Krieger — von Berlin, von dem Licht, von der Schönheit, von der Freude, von der lachenden Lustigkeit.

Helene streckte sich auf ihren Fußspitzen mit glühenden Wangen, glänzenden Augen und Brant half ihr in die Höhe.

„Georg, schau, wie wunderschön ist . . . hier, das ganze Leben . . . Wie glücklich müssen die dort sein . . . diese dort, schau Georg . . .“

„Diesen ist auch der Tod kein Preis für diese paar hundert Schritte . . .! Hoch die Armee!“ Hinter ihnen stand ein altes Weiblein, den Blumenkorb auf dem Arm. Helene riß die Blumen heraus, Brant griff nach seiner Börse. Dies Weiblein schob seine Hand zurück: „Lassen Sie nur, Herr . . . Sie geben die Blumen doch den Soldaten: da kostet es nichts . . . Mein Sohn ist auch schon dort . . . ich brauch' kein Geld.“

Helene zwängte sich schon durch die Menge zu den Soldaten. Brant mußte ihr nacheilen. Die Menschen waren freundlich — sie öffneten ihnen den Weg, sie halfen ihnen. Helene erreichte den Leutnant, sie hob den Blumenstrauß hoch und schritt zu ihm: „Herr Leutnant . . . verteilen Sie bitte das unter Ihre Leute . . . für das Vaterland!“

Brant schwenkte seinen Hut vor den Soldaten und griff nach Helenens Arm. Der Leutnant grüßte lächelnd mit seinem Säbel und übernahm die Blumen: „Herzlichen Dank, meine Damen! — Wir bringen sie Ihnen bald wieder wieder . . .“ Brant übergab seine Zigarrentasche und Zigarettendose dem einen neben ihm schreitenden Unteroffizier: „Herr Unteroffizier, die Stadt Halle widmet dies der Kompagnie.“ Die Soldaten lachten und als die von dem Offizier übernommenen Blumen die Burschen der letzten Reihe erreicht hatten, erreichten die Zigarren und Zigaretten bereits die in den ersten Reihen freudig Dahinschreitenden.

Blumen und Zigarren, schöne Frauenaugen und freund-

licher Männerhändedruck hinter ihnen — vor ihnen der Feind! Braucht der Soldat noch mehr?!

Brant und Helene schmiegten sich eng aneinander und mit vereinigten Kräften sangen sie sich zurück zu Josty. Brant steuerte seine Frau dem Weiblein zu: „Warte Schatz... der Frau muß ich was geben. Sie nimmt kein Geld.“ Helene kam ein gesunder Einfall: „Schenk ihr deine Zigarettendose.“

„Gut. Das wird sie wahrscheinlich nehmen.“

Sie standen vor dem Weiblein. Mit dem leeren Korb im Arm sang auch sie mit ihrer dünnen Stimme . . . die Fahnen flatterten hoch im Wind — in ihrer Rechten hielt sie schon einen Stoß Zeitungen: Ein Zeitungsjunge teilte mit ihr den Stand . . .

Brant beugte sich zu dem Weiblein: „Mütterchen . . . das müssen Sie aber für Ihre Blumen von mir nehmen. Schicken Sie das Ihrem Sohn, der wird sich diebisch freuen.“ Das Weiblein beguckte sich die feine schwere silberne Dose mit der heraushängenden Zündschnur und die Zigarrentasche mit dem großen Monogramm. Sie roch daran. „Sehr fein ist das, bitte schön, für die Blumen, — es waren nur billige Blumen . . . es genügt ja auch eins . . . ich schicke es meinem Sohn . . .“ Sie schaute sich um. Sie sah aber keinen Herrn und keine Dame mehr — fremde Gesichter drängten um sie. Der Herr und die Dame waren schon längst mit dem Wirbelsturm auf der Budapester Straße den Linden zu.

Die Soldaten warteten auf den Befehl zum Einsteigen — mit den Blumen und mit den Zigarren . . . Der Sohn des alten Weibleins wird auch seine Blumen und Zigarren bekommen: Die einen auf seinen Grab, die anderen im Reich der Seligen.

Weil er schon dort war . . .

Ein Kamerad von ihm wird aus Pietät die Zigarre anrauchen, er wird den Qualm gegen den Himmel blasen . . . dem Bruder zu . . . der Arme . . . der schon längst den Traum der Toten bei Lüttich träumte . . .

Brants durchlebten in ihrem Heim schwere Tage. Die Zeit raste mit wahnsinniger Geschwindigkeit vorbei . . . ein Tag dem anderen, Woche der Woche folgend . . . Der Morgen erwachte mit Sieg und mit diesem ging der Abend zur Ruhe. Der Feind steckte wie eine hundertköpfige Hydra einen Kopf nach dem anderen heraus; bald hier, bald dort langte er mit seinen Metallkrallen über die Grenze herein. Aber schon wartete der deutsche Michel gerüstet, die Hemdärmel aufgestülpt, die Beine ausgespreizt . . . im Osten und Westen . . .

Die herantastenden Fühler des Ungetüms erlitten riesige Niederlagen. Altkirchen . . . Mülhausen . . . Lagarde . . . Stallupönen . . . Tirlemont . . . Neufchateau . . . Maubeuge sind alle die blutunterlaufenen Striemen der Klapse . . . Und die Schläge der verbündeten österreichisch-ungarischen Truppen an der Drina, bei Visegrad und Krasznik . . .

Diese waren schon die eingeschlagenen Köpfe der Hydra... Der Deutsche arbeitete mit einer riesigen Dreschmaschine mit zischendem, überhitztem Dampf. Der hochgehobene, sehnige Arm, die einzelnen Hiebe der bis zum Bersten gespannten Muskeln schlugen die mit Stahl und Beton armierten und mörderisches Feuer speienden Köpfe der sich hochreckenden Hydra binnen Stunden nieder . . . Brüssel . . . Longwy . . . Löwen . . . Namur und die masurischen Seen! Alle die eitlen Hoffnungen des Feindes, alle seine Zuversicht und seine mit Ehrgeiz belastete Walze — lagen im Staub . . .

Die Nerven der Daheimgebliebenen, des zuschauenden Publikums waren bis an die Grenzen der Möglichkeit gespannt, so daß während die einen mit lähmender Angst die nächsten Stunden erwarteten, weil sie an den niegeträumten Siegen zu zweifeln anfingen, ergriff die anderen eine krankhafte Einbildung, ob der Morgen nach so viel Freudennachrichten nicht etwas entsetzlich Unerwartetes bringen könne. Die Freude, der Zweifel, das blinde Vertrauen, die böse Vorahnung, die Beruhigung, die Neu-

gierde, die Betroffenheit, der Dämmerzustand, das scharfe Wachen, und der bleierne Schlaf zermürbte die Nervenfasern der Menge . . . die Menschen liefen in den Straßen umher, sie konnten es zwischen den Wänden nicht aushalten, sie griffen hastig nach den Zeitungen, sie durchstöberten in Eile die Blätter und warfen sie zerknüllt weg: „Heute wieder nur Vormarsch, wieder nur Vorbereitungen.“

Sie schwenkten sie aber hoch, überfüllten die Lokale, sie sangen, sie brüllten, sie umarmten sich, sie lasen sich auf den Straßenecken vor, sie sprachen sich an, sie sprachen nur vom Krieg, von der Schlacht, vom Gefecht, von der Festung, von Russen, von Franzosen, von Engländern — wann die Heere auf einem Punkt stehen geblieben sind und wann hier ihre schwere Batterie auf den Feind Feuer und Stahl spie, wenn sie viele Meter dicke Steine und Betonwände zertrümmerten, wann sie ganze Armeen in die Sümpfe drängten, wann sie schlugen, schlachteten, schossen, stachen, vernichteten, verbrannten, und wann sie viele Tausende gefangen nahmen. — Dann glätteten sie die Zeitungen schön aus: „Heut gab es einen Sieg . . .!“ Und hoben zu Hause die zerfetzten bedruckten Blätter zur Erinnerung sorgfältig auf.

Innerhalb der Grenzen lag Arbeit, Familie, Politik und Vergnügen begraben . . .

Nur Krieg!

Nach einer Siegesnachricht beruhigten sich die Nerven für eine kurze Zeit; die Arbeit, die Familie kam dann langsam wieder in das Leben der Menschen zurück . . .

Lang dauerte es nicht . . . die Blätter kamen wieder.

Jetzt waren die ersten Seiten langweilig, die brachten nur die Ergänzung, den Aufguß, die Ausschmückung des Neuen von gestern . . .

„Also wenden wir, jetzt haben wir Zeit, unsere Aufmerksamkeit dem Text auf den weiteren Seiten zuzuwenden . . . Was ist denn das??“ Die Hände ballen sich krampfhaft zur Faust, die Füße stampfen wild auf, die in der Heimat brüllen furchtbar auf: „Niedertracht! Rache!!“ . . . Das

Echo der Schlachtfelder . . . die Zeitung fliegt wieder in den Staub, der ohnmächtige Zorn zerfetzt sie zu Lumpen. Sie brachte die Nachricht von den gemeinen, scheußlichen, meuchlerischen Anfällen des Feindes, sie berichtete über den Franktireurkampf! . . .

Wie viele warfen jetzt Buch und Haue und Hammer und Feder in die Ecke und eilten freiwillig unter die Soldaten. Die der Ruhm nicht gelockt, wurden jetzt weg aus den Armen der Familie von der Rache getrieben. Wie viele machten sich auf, um den gemeinen, feigen Meuchelmörder aufzuspüren, der den verletzten Körper oder den kalten Leichnam des unglücklichen Freundes, Bruders, Sohnes verstümmelt hat . . .!

Dies brausende Fiebern zwischen Freude und Kummer, Selbstergebung und Rache erlitten die Eheleute Brant zweifach. Die Frau hatte ihren Gatten bisher als einen Mann von unbeugsamem Willen gekannt, der das Leben mit ausgebreiteten Armen faßte. In ihren Augen war Georg der einzige Mann, den sie mit ihrem ganzen Sein bewunderte, verehrte und anbetete. Ihr Gatte verdeckte vor ihr alle Erscheinungen des Lebens. Georg stand vor ihr so unerschütterlich, wie einer, ohne den auf der Welt nichts geschehen kann. So hatte sie sich das Ideal des Mannes sorgend, in den wundersamen Nebel ihrer Liebe gehüllt, bewahrt.

Jetzt erlitt die Frauenseele einen Stoß.

Der Nebel verzog sich und dahinter erschien eine neue Welt um die Figur Georgs; Helden, Krieger, in einem Getümmel wunderbarer denn je, die dahinziehen und Taten vollbringen . . . Männer, denen man zujauchzt, wenn sie glorreich kämpfen. Männer, die man beweint, wenn sie tot hinsinken.

Sie alle jauchzen und weinen . . . und erschrocken schrie Helene auf: „Ich auch!“ Jetzt sah sie entsetzt, daß in diesem nervenerschütternden, schauerlichen Trubel nur Georg fehlte. Müßte sie jauchzen, krampft es ihr plötzlich die Kehle zu: „Georg ist nicht unter ihnen!“ Müßte sie weinen, würgt

sie ein krampfhafter Schluchzen: „Georg ist nicht unter ihnen!“ ....

Auch er litt unsäglich, denn er las in der Seele seines Weibes. Georg fühlte, wie die ihn umfangenden Arme ermatteten ... und wie sie plötzlich mit der Kraft der Verzweiflung sich um seinen Hals schlossen. Er sah diesen Kampf... den Kampf der Gattin mit der Begeisterung, den Kampf des Weibes mit der Liebe ...

Wo er doch mit sich selbst einen schweren Kampf zu bestehen hatte; in seinen beiden starken Armen zuckten die Muskeln nervös, wenn er nach erfochtenen Siegen mit der Menge zusammen begeistert schrie. Georg, ein Held der Arbeit, empfand selbst fern von den Männern der Kämpfe, den berauschenden Genuß dieses Getümmels. Blieb, er eine Stunde allein, wurde er von einem quälenden Grübeln niedergerungen; er analysierte die in seinem Innern pulsierenden Leidenschaften: „Warum ist dies? ... warum ist das? ... warum hier? ... warum nicht dort?“

„Um der Frau willen!“ da griff mit einem Male in seinen seelischen Kampf der Kampf des liebenden Mannes ein, der viel gelitten und viel entbehrt, um sein Glück, um seine errungene Liebe. Dann reihten sich die bejahenden, entschuldigenden Gründe unerschöpflich aneinander. Vorerst war dies ein leises Gewimmel der Argumente, dann wuchsen sie in Sekunden mächtig an, füllten plötzlich seinen Kopf, überfluteten sein Denken, strömten von hier aus mit mächtig brausender Stimme zur Erkennung des Zwiespalts und überzeugten den Mann ... Der Kopf wurde ihm dumpf, in seinen Ohren brauste das Blut: „Gewiß, Mann, du hast recht! Dein Leben gehört deinem Weibe ... ihr gegenüber ist es deine Pflicht hier an ihrer Seite zu bleiben. Warum hast du denn bisher gekämpft? ... um alles hierzu lassen? ... alle Schönheit, glücklichen Frieden, den Zweck, der dein ganzes Sein erfüllt, deine Gefährtin, die dich versteht, dein kleines Nest, wo für dich die Welt ein Ende nahm und das Leben begann? ... und du sollst nun draußen zerschmettert, zermalmt, niedergestampft mit

Straßenmist, Blut, Schmutz bedeckt, mit verzerrtem Gesicht, vernichtet, in einer Grube liegen?! . . . Daß du hier bleibst? Daß nur dein Körper hinaus in den unbekannten Kampf zieht? Das ist eine Lüge? Du nimmst das Leben hinaus mit dir, das Leben: Fleisch und Blut! . . . wenn dies zugrunde geht, ist alles vergangen . . . Sehnst du dich immer noch ins Feld hinaus? Schön! Aber glaube ja nicht ein Held zu sein . . . du bist ein feiger Ausreißer, denn du weißt, daß deine Vernichtung auch deine Schmerzen vernichtet. Du siehst die Tränen deiner Frau nicht mehr, du hörst in langen, vereinsamten Nächten das würgende Schluchzen der Frau nicht mehr . . ."

Jetzt ertönt die andere Stimme: „Deine Frau, die du in dein Herz geschlossen, in deiner Seele getragen, hoch gehalten, die du durchs Leben getragen, daß nicht einmal der Saum ihres Kleides die Scholle der Erde berührt hat — deine Frau wird weinen! . . . mit wund geweinten Augen wird sie in der totenstillen Nacht flehen: „O du mein Gott, warum hast du mich verlassen?!" . . .

Die dritte Stimme: „Höre nicht auf dieses dunkle Gekrächze. Wer vermag die Gewißheit dir heut in die Seele zu impfen, daß dein Weib sich schluchzend auf seinen Kissen wälzen wird? Wer weiß, ob die einsamen Nächte ihr nicht einen Trost bieten werden? Ob nicht die Nacht zur guten Freundin wird, die ihr Ratschläge zuflüstert? . . . Wer weiß, ob nicht eine Frühlingsbrise den Trauerschleier ihr vom Kopfe wehen wird? Hehehe, alter Freund, unterstehst du dich auch dies nicht zu ahnen? Hast du's doch selbst gesagt, das Leben: Fleisch und Blut. Das Blut! Hahaha . . . dein Blut wird vergossen, aber das Blut deiner Frau? Es kreist noch in ihrem Leibe, selbst wenn sie weint . . ." Mit dem wurde Georg bald fertig. Er errötete vor Scham, und diese Röte ließ den hämischen Verleumder gleich verstummen. Nun aber kam die stärkste Stimme: „Wer beschützt deine Frau? Wer bietet seine Brust allen bösen Angriffen der ganzen Welt, wenn du nicht mehr bist?! Berechnende Schlauheit, verzweiflungsvolle Notwendigkeit,

wahnwitzige Abgestumpftheit, sind alle Verbündete der Sünde gegen die Frau. Sieh doch die Opfer der Reihe nach: die verkommene Frau, deren Mann vorzeitig gestorben; die wahnsinnige Gattin, denn ihr Gatte will sein Grab nicht verlassen; die selbstmörderische Ehefrau, deren Mann ihrer lockenden Sehnsucht nicht folgte; die bettelnde Frau, deren Mann sie mit dem Tode betrogen . . .“ Nun erklingt wieder eine andere Stimme: „Unsinn! Warum zeigst du ihm nicht das andere Reich, wo die Sonne glänzt: die arbeitende Witwe, die das Andenken ihres Mannes betreut; die verlassenen Ehefrauen, die in Klostereinsamkeit für den verstorbenen Gemahl den ganzen Tag beten . . .“ da brach die in der Brust des unglücklichen Mannes kämpfende ganze Versammlung nun plötzlich in ein lautes Geschrei aus: „Aber sie leiden ja alle! . . . Heuchelei! — sie leiden alle! Jede hat ihre Stunde, wo sie ihr Herzweh fühlt . . . wo sie sich die Haare rauft, vor dem kalten herzlosen Tod im Staube liegt und fast wahnsinnig fleht: „Gib ihn mir nur noch einmal, für einen Augenblick zurück! . . .“ Sie leiden alle und hämisch grinsend schüttelt der Tod seinen Schädel: „Nein!“ . . .

Im Gehirn dies Wahnsinn erregende Kaleidoskop, in den Gliedern das folternde Spiel der Muskeln: quälten und peinigten den unglücklichen Menschen.

Er ging in letzterer Zeit schon seltener in die Fabrik. Der Betrieb wollte gar nicht ins rechte Geleise kommen. Die Frauen arbeiteten mit Unlust . . . ihre Gedanken weilten bei ihren Männern auf den fernen Schlachtfeldern, und so wie die Tage abwechselnd bald schlechte, bald gute Nachrichten brachten, konnten sie vor Verzweiflung, dann wieder vor Freude nicht recht arbeiten. Auch die jungen Arbeiter brachten große Schwankungen in den steten Gang der Arbeit; von zwanzig Männern, die heute eingetreten, blieb morgen die Hälfte weg; sie gingen freiwillig unter die Soldaten. Aufträge gab es kaum . . . die vorhandenen wurden zurückgezogen. Jäger gab Brant den Rat, in seinen Betrieb die Verfertigung von Kriegsausrüstungsartikeln

aufzunehmen ... das war ein recht einfältiger Rat. Dieser Mann, der sich fürchtete vor den Lockungen des Krieges wie der Gymnasiast vor dem berüchtigten treulosen schönen Weib, der soll nach dieser letzten, bürgerlichen Insel — die Fabrik — mit Kriegsgegenständen hinüberschwimmen? Damit ihn auch hier noch auf Schritt und Tritt jeder Gegenstand anfahre: „Du bist noch immer da?!" Das Fieber zehrte an Georg. Er ging heim.

Helene ergriff besorgt seine Hand:

„Georg, was hast du?!"

„Ach nichts ... ein wenig Fieber, Helene. Ich habe mich erkältet."

Aber er legte sich zu Bett.

Helene sagte noch immer besorgt:

„Wir rufen den Arzt."

„Gut, ruf ihn, Helene."

Als der Arzt kam, redete Georg schon irre:

„Soldat ... und der Kaiser ... die Fahne ... das Geschütz ... Blut ... Sturm ... Weib ... Tod ... Die Fabrik ... das Geld ... das Kreuz ... Mörder ... Donner ... Gott ... die Erde ... vergehen ... wer bist?!"

„Nur Ruhe, meine Gnädige. Es ist bloß Überreizung. Ist Ihr Herr Gemahl nicht überarbeitet?"

„In letzter Zeit ging er selten in die Fabrik."

„Na also ... also, seit wann sind Sie denn verheiratet?"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Georg erwachte aus seinem tiefen Schlaf. Er setzte sich im Bette auf und rieb sich die Stirn. Helene kniete vor ihm und faßte ihn an der Hand: „Fühlst du dich besser, mein Lieb?"

„Der Kopf schmerzt mir noch, aber es wird schon vorübergehen." Er wälzte sich unruhig im Bette. „Ich stehe auf, Helene; das wird viel besser sein ... Ja richtig, was wollt ich nur sagen, ich erinnere mich nur mehr dunkel ..." Er sah das Rezept. „Doktor Lauffert? ... warum hast du einen fremden Arzt holen lassen, Helene?!"

„Ich schickte um unseren Doktor Böcker, aber er konnte nicht mehr kommen . . . er ist gestern eingerückt . . . Lauffert vertritt ihn . . .“

„Eingerückt ist er? . . . Auch der ist weg? . . . Du wirst sehen, Helene, wir bleiben allein . . .“

Gegen Abend machten sie einen Spaziergang. Auf den Straßen gingen Soldaten in Gruppen — vor kurzem eingerückte Landsturmmänner, alte Burschen, bärtig, in Infanterieuniform. So manche blickten Brant ärgerlich an, so manche blickten ihm neidisch nach, dies taten aber die jüngeren.

Sie spazierten dem botanischen Garten zu. Am großen Tor trafen sie mit Schwentners zusammen. Das waren freundliche, gutgenährte Leute; aus den kleinen blauen Augen der Frau strahlte gutmütige Herzlichkeit. Wie die meisten dicken Leute zog auch Schwentner hinter den Brillengläsern die Augenbrauen forschend zusammen.

„Herr Brant, Sie schauen nicht besonders gut aus . . . Na, und wie geht es Ihnen, kleine Frau?“

„Mein Mann war nicht wohl — Nachmittag hatte er sich hingelegt. Jetzt litt es ihn nicht länger, er stand auf. Ja glauben Sie, daß ich mit ihm fertig werde . . .“

„Das ist eben Nervosität, alter Freund — ja, der Krieg!“ sagte Brant resigniert. „Na und wie geht es Ihnen? Mit so 'nem kleinen Bäuchlein erscheint die Welt doch ganz erträglich, gelt, Alter?“

„Das hier, mein junger Freund,“ entgegnete Schwentner und tätschelte zufrieden seinen Bauch, „das ist kein Bäuchlein, sondern: Autorität.“

„Hören Sie mal, Brant,“ und Frau Schwentner drohte ihm scherzhaft mit ihrem dicken Finger, „mein Männe ist kein „Alter“ wir zählen erst bloß einundfünfzig Jahre . . .“

„Das schönste Alter . . . Nun, die Hauptsache ist, daß Sie wohlauf sind,“ sagte jetzt Helene.

Frau Schwentner schüttelte den Kopf.

„Wie sollten wir . . . dieser Krieg ist schrecklich! Ich weiß nicht, was mit uns werden wird. Bestellungen haben

wir, die würden für zehn Jahre reichen, aber wir wissen nicht, was anzufangen, wir können nicht liefern."

Schwentner unterfaßte Brant:

„Sagen Sie mal, Brant, können Sie mir nicht hunderttausend Patronentaschen Modell nullneun verschaffen, vorschriftsmäßige meine ich ..."

„Patronentaschen? ... Hunderttausend?! ... Du guter Gott!" und Helene schlug die Hände zusammen. „Sind denn die Soldaten noch nicht ausgerüstet?"

„Na und ob. Aber die Rekruten —"

„Braucht man denn noch immer neue Leute?"

„Ja, meine liebe Frau, wie denken Sie sich denn die Sache? Während des Krieges wird immerzu assentiert. Jetzt ist der Jahrgang vier an der Reihe, nach sechs Wochen kommt eine neue Assentierung und so weiter. Wir stellen acht Millionen Mann auf. Ja also, der Krieg ... haben Sie 'ne Ahnung! ..."

„Was fällt Ihnen ein, Schwentner, von mir Patronentaschen zu verlangen, Sie sind ja der Armeelieferant?"

„Aber das ist ja eben der Krieg, und wie ich vermute, Sie wissen es nicht, daß jetzt jedermann Armeelieferant ist. Also bitte, mein bester Agent ist der Regisseur des Stadttheaters."

„Wie? Der Arnhover?! der ist doch ein Russe! ... und der ist noch da?!"

„Wa ... wa ... was sagen Sie, Arnhover ist ein Russe?! Er sagt doch, er sei ein Deutscher ...?"

„Ja, also: ein Deutsch-Russe, aus Riga; ich kenne ihn von dort her."

„So?! Fanny, morgen zeigst du ihn an!"

„Ja, den Lumpen zeigen wir an! Vorerst aber sperren wir ihn in das Eßzimmer!"

„So ein Halunke! Und dieser Kerl, dieser Moskowiter, traut sich mein bester Vermittler zu sein. Aber das tut nichts, hinaus mit dem Gauner! es gibt noch deutsche Schauspieler genug, die brotlos geworden sind!"

„Sehen Sie, Schwentner, das ist sehr klug gehandelt. Diese armen Proleten haben meist ein gutes Mundwerk ..."

„Zu den Armeelieferungen braucht man kein Mundwerk, da muß man einfach liefern können. Was nützen mir die schönsten Worte, wenn ich keine vierzigtausend Stück Rinderhäute beschaffen kann ... und die hab' ich jetzt nicht ..."

„Ja, wie liefern Sie dann?"

„Ich liefere jetzt überhaupt nicht. Wenn das Requirieren des Materials beendet sein wird, dann bekommen wir von der Militärbehörde Material. Bis dahin sind in den Magazinen Ausrüstungsstücke genug."

„Und jetzt gehen Sie spazieren?"

„Was sollen wir denn sonst? Wir spazieren eben und sparen ... wir sparen feste. Sehen Sie nur, ich rauche Fünferzigarren und Fanny hat das Mädchen entlassen."

„Aber wenn Sie mit der Lieferung beginnen, dann wird's hoffentlich besser gehen?"

„Dann? Ja, haben Sie denn überhaupt eine Ahnung, was wir dann verdienen? Hunderttausende, Millionen! Aber da wird es auch Arbeit geben ... Zucker! dann heißt es: Adjö Schlaf, es wird kaum mehr gegessen und überhaupt nicht getrunken ..."

„Die beste Kur gegen Verfettung."

„Was Sie dann schlanker in der Taille werden, wird wohl die Börse sich zulegen, gelt, Frau Schwentner?"

„Können Sie sich denn das überhaupt vorstellen, meine Liebe? Uns Armeelieferanten ergeht es im Kriege wie dem Weinbauer im Monat Oktober: das ist unsere Ernte. Wie dem Wirt im Sommer: das ist unsere Saison. Da muß man die Ernte rührig einbringen, damit für die kommenden Jahre auch noch etwas übrig bleibt ... Nachher kann man wieder schlafen."

„So eine Ernte aber bietet sich bloß einmal im Leben."

„Das ist eben der Krieg. Darum heißt es ja gerade jetzt: aufgepaßt und die Fäuste bereit ... Haben Sie 'ne Ahnung! Ja, wissen Sie, das Gemeinste an der ganzen Sache ist aber, daß ich jetzt mein Handwerk verabscheue. In Friedenszeiten habe ich es geliebt. Es ist Erbschaft: Mein Vater, mein Großvater haben es ja getrieben. Mein

Großvater hat die ersten Stahlrohrkanonen an Frankreich geliefert — haben Sie 'ne Ahnung! . . . Jetzt aber ärgere ich mich gräßlich: jetzt ekelt mich mein Bureau an. — Ich möchte gern in der Feuerlinie sein, mein Junge. Dort vorne . . . schießen und stechen . . . ach Gott, ach ja, dort hauen, du Gott der Deutschen! . . . und diese gemeinen Halunken vertilgen! Ah, wär' das ein Vergnügen . . und so'n kleines schwarzes Kreuz hier an der Brust . . ."

„Da gibt es schon Platz für noch mehr . . ."

„Und dann der Ruhm . . . haben Sie 'ne Ahnung! Und ich geh . . . gewiß ich geh, gelt Fanny? Sowie wir mit der Lieferung fertig sind. Ich geh, potztausend Bombenelement! Für dich werd' ich schon sorgen, Fanny. Unser ganzes Vermögen gehört dir. Und fällt dein alter Poldi im Kampf . . ."

„Aber Herr Schwentner, Sie wollen sich doch das Eiserne Kreuz holen und nicht den Tod!" meinte Helene bei dieser rührenden Wendung.

„Gewiß . . . Aber draußen im Kampfe . . . haben Sie 'ne Ahnung! und wenn ich schon an die zwanzig Feinde niedergemacht, und wenn ich schon mein Eisernes Kreuz verdient hab', da kann noch immer der einundzwanzigste Gegner kommen oder eine entsprechend große Kanonenkugel, pustend und schnaubend, und da ist es um den Poldi geschehen, aus! Brr — bautz! Aber das Eiserne Kreuz bleibt doch da an meiner Brust . . . haben Sie 'ne Ahnung! Meine Frau aber darf keine Not leiden — hör' mal Fanny, du wirst nicht zum zweiten Male heiraten, gelt?"

Auf dem gütigen dicken Gesicht der armen Frau Fanny kollerten schwere Tränen herab. Sie nahm ihren Mann, den kleinen dicken Armeelieferanten, ernst, der hinaus in den Kampf ziehen wird, nachdem er für seine Frau gesorgt.

„Nein, Poldi, ich heirate keinen andern. Nach dem Kriege da will ich mich ausruhen . . . solange ihr Männer da seid, gibt es ja immer Arbeit genug!"

„Weinen Sie nur nicht, Frau Schwentner, Ihr Mann

wird nicht sterben; er kann ja gar nicht fort . . . die Ausrüstung der Soldaten ist auch wichtig," sagte Helene und nahm ihren Arm.

„Hahaha, mein liebes Frauchen, gewiß geh' ich. Das Bureau wird meine Frau führen, die versteht es schon jetzt ausgezeichnet. Und für so ein kleines schwarzes Kreuz . . . haben Sie 'ne Ahnung!"

„Das können Sie auch hier zu Hause bekommen!"

„Ja, Prosit! Am weißen Band," schrie der Lieferant und wurde ganz rot dabei, dann setzte er seufzend hinzu: „Wenn ich mir das rechte schaffen könnte . . . Haben Sie 'ne Ahnung! das Eiserne mit schwarz-weißem Band."

„Sie sollen es haben, alter Freund . . . ich verspreche es Ihnen. Aber den Heldentod können Sie sich sparen."

„Was? Sie sind ja kein Soldat, Sie können gar nichts versprechen . . . haben Sie 'ne Ahnung! Ich sag es im Ernst und ich geh, nur muß ich um Fanny erst sorgen . . . und ich schaffe mir das richtige Kreuz, jawohl . . . könnt' ich nur ein Dutzend von diesen englischen Lords erschlagen, dann macht's mir nichts aus, auch wenn ich dort liegen bleibe. Haben Sie 'ne Ahnung — ja, der Krieg . . ."

Ja der Krieg! Wäre der Engländer nicht über den Kanal gekommen, hätten Herr Schwentner und Genossen nie die reiche Ernte, die Hochsaison erlebt. Nun aber gab es viele solche Schwentner, denen nicht die Saison die Lebensfrage war; die strebten nach dem Eisernen Kreuz, nach dem mit dem schwarz-weißen Band, nach dem richtigen. Und wie viele haben das Kreuz bekommen?! Wenn auch das einfachere nicht aus Eisen — sondern aus Holz . . . mit der Pickelhaube obendrauf . . . Schade, daß dieser eine Schwentner eine rare Ausnahme war; die meisten wurden den armen daheimgebliebenen Kleingewerblern das Kreuz . . . Blutigel.

* * *

Die letzten Tage im August.

Beklemmend tobt der Krieg im Osten und im Westen. Die Straßen der Städte sind still . . . Die Leute beginnen

ihrer gewöhnlichen Beschäftigung nachzugehen, nur hier und dort sieht man Gruppen von Frauen, Kindern, die die Zeitungen und Bilder im Schaufenster der Läden begucken.

Die Soldaten haben sich aus dem Innern des Landes verzogen.

Von überall beginnen geheimnisvolle Nachrichten ihren Weg.

Ein besonders schöner Spätsommer durchtränkt mit milder Abendluft Europa; er nistet sich in die Seelen der Menschen ein und erweckt in ihnen sonderbare Stimmungen . . .

Die Menge glaubt alles, die guten Nachrichten ebenso wie die schlechten; aber es gibt Momente, wo die Freude über den vorwärts schreitenden Sieg von dem Zweifel, der von Osten kommt, niedergedrückt wird.

Die Verbündeten haben im Süden ihre Arbeit immer noch nicht beendet . . . oben aber müßte man alle Kräfte zusammennehmen . . . Irgend etwas stimmt nicht mit den Hoffnungen.

„Schaut nur: schon wieder nächtliche Truppentransporte vom Westen nach Osten, auch unsere Verbündeten schieben Kräfte vom Süden nach Norden . . .“

„Warum? . . . Sollten vielleicht die aus dem Reiche der Schneegefilde kommen? . . . was murmelt ihr: es kann für uns gefährlich werden?“

Brant ging in der kleinen Stadt gleichmütig hin und her. Der Lärm verstummte. Vielleicht hat die Hitze die Menschen in ihre Häuser zurückgedrängt; oder sie wollen in der Nähe des Gemäuers sich aufhalten . . .

„Lächerlich . . . es liegt gar keine Ursache vor. Ist denn bisher irgend etwas geschehen? Gewiß: wir siegten überall . . . Und dennoch: vielleicht bist du es, der da fehlt?! Vielleicht gerade du . . . ach . . . sei doch nicht töricht!“

Die momentane Abgestumpftheit hat ihre Erklärung darin, daß man hier und dort Verwundete sieht. In den Zeitungen liest man immer mehr Feldpostbriefe, die die

Greuel der Kämpfe und Schlachten höchst unvermittelt schildern. An den Mauern der Kriegsministerien in Berlin und Wien vergrößert sich immer mehr der weiße Fleck: die Verlustlisten. In Budapest wird vor dem Gebäude der Zeitung Budapesti Hirlap die Tafel mit den weißen Blättern immer größer: die Verlustlisten. Da und dort pocht der Postbote an und bringt den gelben Briefumschlag: „. . . starb den Heldentod . . . in der Schlacht bei . . . .“ Ganze Spalten in den Zeitungen sind mit den schwarzumränderten letzten Grüßen gefüllt: „. . . den Heldentod starb unser geliebter Sohn, Gatte, Bruder, Angestellter, Beamter . . .“ die großen Handels- und Gewerbeunternehmungen haben in den Tagesblättern eine ständige Rubrik eröffnet, in der sie ihren Beamten und Angestellten ein letztes Lebewohl sagen. Welch lange Namenslisten — wie viele freie Stellen!

Bei den Mahlzeiten war Georg wortkarg; er war nervös und unfreundlich. Seine Frau hatte viel zu leiden. Er stellte in der Fabrik den Betrieb ein; Birkewitz hatte dieser seiner Verfügung telegraphisch zugestimmt. Dann schlenderte er ziellos in den Straßen herum; er hatte keine Arbeit. Dann überkam es ihn: er wollte lesen. Er kaufte sich im Bücherladen „Die Belagerung von Paris“ von Sarcey, und den gegen die Deutschen gerichteten berüchtigten Tendenzroman Oppenheims, „Das deutsche Gespenst in England“. Anfangs saß er stundenlang mit seinen Büchern still; aber auch das ging nicht auf die Dauer. Bei der Lektüre von Sarceys Buch durchschauerte es ihn: wie wird es, wenn jetzt Berlin dies an sich erlebt?! und das englische Buch warf er bei den Stellen voll Schmähungen gegen den deutschen Kaiser so gewaltig in die Ecke, daß die Blätter aus dem Leim gingen. Helene eilte erschrocken in die Stube mit der Frage, was wohl los sei? Brant sprach ihr von der Ursache seiner großen Empörung; seine Frau suchte die Blätter des Buches zusammen und warf die Fetzen in den Ofen. Jetzt wurde Brant ein wenig ruhiger.

Auf der Straße erscholl plötzlicher Lärm. Sie eilten

ans Fenster. Eine Sonderausgabe war's. Sie ließen sich ein Blatt holen: Sieg des Generals Hindenburg bei den Masurischen Seen. Tannenberg! . . .

„Tannenberg!" brauste es wieder durch die Stadt.

„Sieg! Nun ist es aus mit den Russen!" Nach einigen Minuten wehten wieder Flaggen von den Häusern, Erkern, Dachluken in der ganzen Stadt. Alles eilte hinunter auf die Straße, aufs neue erscholl der siegestrunkene Gesang . . . Kaum war er verklungen, kamen neue Berichte über neue Siege aus Belgien, aus Frankreich!

Das Herz der Menschen befreite sich jauchzend vom Alpdrücken der zweifelhaften Zukunft. Vor den trauerumränderten Anzeigen der Zeitungen, vor den weißen Bogen der Verlustlisten erklang wieder der Trost: „Das ist nun schon einmal so, im Kriege wird nicht mit Bohnen geschossen."

Die ernsten Statistiker legten wieder ihre Zahlen vor: „So ist das liebe Volk! Auch der blutigste Krieg hat nur zwei und ein halb Prozent an Todesfällen." Die Nationalökonomen erklärten es genau und schrieben es nieder: „Die Bevölkerung von sechsundsechzig Millionen hat gegen zehn Prozent Soldaten, und von diesen gehen schlimmstenfalls zwanzig Prozent zugrunde, also von der Gesamtheit hier, seht ihr, nur einundeinhalb Prozent. Da ist es doch wirklich unangebracht zu jammern; von tausend Menschen sterben eben bloß zwei, — ja, gewiß, wenn man die gesamte Bevölkerung als Grundlage nimmt. Tröstet euch . . . wenn es ihr so weitermacht und die Sterblichkeit auf die Zahl der Gesamtmenschheit bezieht, dann wird es sich herausstellen, daß auch diese zwei Mann nicht komplett sterben können, es geht höchstens ein Ohrläppchen, ein kleiner Finger verloren."

Ja aber, wenn von diesen zweien der eine der Gatte einer bangenden Frau, wenn der zweite der einzige Sohn seines Vaters ist, wenn diese Ohrläppchen, Finger, wenn diese belanglosen Körperteile zufälligerweise alle demselben Menschen angehören . . . keinem Prozentsatz, keiner

Verhältnisziffer, sondern einem vernichteten Menschen — den seine Braut beweint? . . . Das Schicksal ist gnädig: die Witwen, Waisen, Bräute trösten sich: „Es ist fürs Vaterland!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eines Mittags durchquerte Brant den Kaiserplatz; eine Frau in Trauer kam ihm entgegen. — „Das Gesicht ist mir bekannt,“ dachte er sich. „Aber gewiß, wie hab ich sie nicht sofort erkannt? Das schwarze Kleid . . .“

Es war Frau Lehmann, die Gattin des Herrn Felix.

„Frau Lehmann! Was ist denn? Warum sind Sie in Trauer?“

„Sie wissen es nicht? Mein armer Mann ist tot.“

„Lehmann . . . tot?! . . .“

„Er fiel bei Lüttich . . . vorgestern erhielten wir den Brief. Der arme Felix, er hatte noch das Eiserne Kreuz bekommen . . . auch das zu spät . . . Wir konnten es nur mehr in seiner Todesanzeige drucken lassen . . .“

„Was?! Felix ist gefallen? Ja warum haben Sie mich nicht benachrichtigt!?“

„Zu was denn, Herr Brant. Jetzt, da er tot ist, gehört er ja nicht mehr zur Fabrik. Ich dachte mir, ich werde Ihnen schon begegnen . . . Auch hat Hänschen die Anzeigen noch nicht alle adressiert.“

„Aber Ihr Mann war doch mein guter Freund, da hätten Sie es mich doch wissen lassen sollen . . .“

„Ach was, Herr Brant . . . ist einer einmal tot, dann ist auch jeder sein guter Freund. Sein Gehalt haben Sie ihm doch nicht gebessert . . . es ist noch ein Glück, daß er es vor seinem Tode behoben hat.“

„Na, und was werden Sie jetzt machen, Frau Lehmann?“

„Also, mein Gott . . . es wird schon irgendwie gehen. Es blieb uns noch etwas Geld. Mein armer Felix hat das Ganze zu Hause gelassen . . . dann gehe ich wieder in Stellung, denn ich war früher Maschinenschreiberin in demselben

Bureau, wo Felix gearbeitet hat, bevor er zu Ihnen kam; dort wurden wir miteinander bekannt . . . vier Jahre waren wir verlobt . . .“

„Der arme Lehmann . . . er tut mir wirklich leid . . .“

„Und dann bekomme ich doch auch eine monatliche Unterstützung . . .“

„Es ist doch ein harter Schlag . . . aber trösten Sie sich . . . Sie haben es ja nicht so schlimm; auch haben Sie noch etwas Geld . . . das habe ich noch von Ihrem Manne gehört.“

„Ja, wir könnten schon noch etwas anfangen.“

„Aber,“ sprach Brant voller Mitleid weiter, „denken Sie sich jetzt nur die Lage einer Familie, der überhaupt nichts geblieben ist. Schrecklich . . . und wie viele gibt es da, die Familien armer Tagelöhner . . .“

„Ach lassen Sie nur, Herr Brant . . . die haben es jetzt besser wie vor dem Kriege. Früher da hat der Mann den ganzen Wochenlohn versoffen, auch den der Frau, jetzt sind die Männer nicht da, — schauen Sie sich doch die Kinder dieser Leute an: sie alle sind sauberer als früher . . . Also, Herr Brant, ich gehe, ich muß mich nach Hänschen in der Schule erkundigen . . . meinen Gruß an Ihre Frau Gemahlin.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Brant bedauerte Lehmann sehr.

Der fleißige, immer lustige, gewiegte Geschäftsreisende... „starb für sein Vaterland. Auch ein Eisernes Kreuz lag auf seinem Grab. Armer, armer Felix.“ Der Ingenieur ging langsam weiter, die Straße entlang. Der letzte Besuch seines Reisenden kam ihm in Erinnerung; mit welch leichtem Herzen ging dieser . . . mit welch strahlenden Augen . . . Jetzt liegt er dort . . . in der stillen Augustnacht in der Erde eines fremden Landes . . .

Er kann nie mehr deutsche Laute hören, er kann nie mehr deutsche Laute sprechen . . . zu niemendem . . . nicht zu seinem Weib, nicht zu seinen Kindern . . . Der Winter

wird kommen . . . er hüllt alles in eine weiße Decke . . . Der Krieg wird auch zu Ende gehen — es verstummt der Gesang, das Krachen der Gewehre, es erklingen fröhliche hochjauchzende Lieder, und das Dröhnen der Arbeit; auf den Gesichtern verwischen sich die Spuren der Entbehrungen, des Grauens und der Sorgen . . . Der arme Felix wird immer noch schlafen . . . bis sie ihn ganz vergessen . . . dann auch noch . . . Er wird für immer schlafen.

„Es ist merkwürdig," dachte Brant, „wäre Felix unter gewöhnlichen Umständen gestorben — im Frieden — inmitten seines bürgerlichen Schaffens — dann hätte ich meinen Gehrock angezogen, einen schwarzen Flor an den Zylinder gesteckt, die Arbeiter, das Personal wären auf den Friedhof mitgegangen und wir hätten unseren Lehmann begraben . . . Zu Hause hätte man noch ein paar Stunden über ihn gesprochen. Am anderen Tage hätte ich einen neuen Mann an seinen Platz gestellt. — Und jetzt, wo dieser Felix im Felde gefallen ist: krampft sich mein Herz . . . ich beweine ihn . . . wir erinnern uns noch lange an ihn . . . auch ich . . . auch Helene, auch die Bekannten alle . . . Wieso? Wo er doch sonst einen schönen Sarg bekommen hätte; gewaschen, angezogen . . . Die Arbeiter hätten an seinem Grabe ergreifend gesungen, für die Stunde des Begräbnisses wäre der Betrieb eingestellt worden, er hätte viele Kränze bekommen . . . Und jetzt? Wer weiß? Wer weiß, wo er liegt, in welcher Grube? — Was erhebt diesen Menschen über die anderen? . . . Auch über mich!! . . . Und wenn jetzt ein Ziegel auf meinen Kopf fällt und sie mich begraben — mit Geistlichen, Kränzen, Gesang und Glockenläuten — dann bleib' ich noch immer weniger als der Lehmann?!!"

Unter einem Torbogen wischte Brant mit der Faust eine Träne aus dem Auge . . .

Zu Hause fand er keine Ruhe.

Grübelnd ging er in den Zimmern auf und ab . . . mit einem Male sprach er Helene leise an: „Helene . . . Lehmann ist gestorben."

Helene starrte ihren Mann betroffen an.

„Ja . . . gefallen bei Lüttich."

„Armer Felix Lehmann."

„Er bekam das Eiserne Kreuz aufs Grab."

„Armer Mensch."

„Der ist nicht arm, den Lehmann brauchst du nicht zu bedauern. Erinnerst du dich an seine Augen, als er von uns ging? Ich glaube nicht, daß dieser Glanz im Sterben brach. — Denke, was der Mensch alles genossen hat dort draußen auf dem Schlachtfeld . . . Was für eine Ruhe herrschte in seiner Seele; seine Familie versorgt . . ."

„Georg, bist du denn verrückt . . . glaubst du, daß er nicht oft an seine Kinder gedacht hat . . . und an seine Frau . . ."

„Der Lehmann? — Nein. Hat er nicht geschlafen — so hat er zu tun gehabt; war er nicht beschäftigt, hat er Ulk getrieben; wenn er das nicht tat, hat er gegessen und wenn er nicht gegessen hat, hat er gekämpft und wenn er nicht gekämpft hat, hat er geschlafen . . ."

„Georg, du solltest nicht so scherzen über einen Toten . . ."

„Über einen Toten, der solange er gelebt hat, glücklich war, und jetzt fühlt er nichts mehr . . ."

„Und seine Frau?"

„Die geht in ein Bureau oder verheiratet sich wieder — ich glaube, das wird wohl das Wahrscheinlichste sein . . ."

„Ja, wegen der Kinder wär's wohl das Beste . . ."

„So?"

„Ja, natürlich, Georg."

„Und wenn du Kinder hättest . . ."

„Ach, Georg . . . Du bist nervös. Ich bin nicht die Frau Lehmann und du bist auch nicht einer von den Lehmanns . . . wir sind viel unglücklicher, weil für uns unser gegenseitiges Schicksal unser gegenseitiges Verhängnis ist..."

„Helene, sei nicht böse . . . ich bin wirklich nervös . . . Diese unglückliche Geschichte mit Lehmann geht mir nahe. Ich bedaure den Mann . . ."

„Ich auch, Georg . . . bedaure ihn sehr; aber glaube mir, wenn er hier zu Hause gestorben wäre — sagen wir, voriges Jahr, im Frieden . . ."

„Dann?“ Aus Brants Augen schoß ein eigentümlicher Blitz in den Blick seiner Frau. Helene hielt ruhig dem Blick ihres Mannes stand. Sie umklammerte seinen Hals: „Dann wäre das Schicksal des armen Lehmann dir nicht so nahe gegangen und mir auch nicht . . .“

„Dann wäre es uns nicht so nahe gegangen . . .“ sprach Brant langsam und löste sich aus den Armen seiner Frau: „Essen wir, Helene.“

Am Tisch saßen sie sich schweigend gegenüber, sie berührten die Speisen kaum. Brant wollte frühzeitig zur Ruhe gehen . . . Nach dem Abendessen setzte sich Helene an den Flügel und spielte ein Prälude von Mendelssohn. Brant saß in einem Lehnstuhl und rauchte eine starke Zigarre . . . er starrte unverwandt auf den Teppich . . . Auf der Straße lärmten die Menschen . . . Gesang . . . Hochrufe.

Helene stand auf und verabschiedete sich von ihrem Mann. „Schlaf wohl, mein Lieber.“

„Du auch.“ Er sah ihr lange in die Augen. „Gott schütze dich, Helene . . .“ In einem langen Kuß preßte er den Kopf seiner Frau an sich.

Die Stunden verrannen . . . Brant rauchte seine Zigarre zu Ende. Er klopfte die Asche ab, schritt zum Fenster und preßte seine heiße Stirn an die kühle Scheibe . . . über den Häusern zog der sternenbesäte Himmel in die Unendlichkeit . . .

Die Straßen verstummten . . . in der Stille bewegten sich die Fahnen leise hin und her. „Armer Lehmann . . . glücklicher Lehmann . . .“ Brant drehte das elektrische Licht ab, zündete eine Kerze an und ging in sein Arbeitszimmer. Er setzte sich an seinen Schreibtisch, nahm einen weißen Bogen Papier aus der Mappe . . . er schrieb:

„Helene . . .

Daß ich mich von Dir mit diesem Brief verabschiede, ist keine Feigheit; kann keine Feigheit sein, hast Du

doch mich zu Deinem Manne gewählt; ich mußte dessen würdig sein.

Ich bin kein Dichter . . . darum kann ich Dir nicht beschreiben, wie ich Dich geliebt habe, wie sehr ich Dich jetzt liebe — bis zu meinem letzten Atemzuge. Du bist doch eine Frau; — Du mußt es fühlen, was ich für unermeßliche Qualen neben Dir erlitten habe . . . all die Stunden . . . wo Du Männer gesehen hast, die ohne Zaudern eilen, das Vaterland zu retten. Du mußtest fühlen, wie ich leiden mußte, weil ich hier geblieben, ich, den Du immer für den rechten Mann gehalten hast, bin nicht aus Feigheit zurückgeblieben, nicht Du hast mich zurückgehalten, sondern die Liebe!

Ich kann nicht weiter; ich fürchte den Tag, wo Du merkst, daß ich mit meinen starken Armen zu Hause herumlungere. Es ist möglich, ich bilde mir das bloß ein . . . in Wahrheit jagt mich mein Selbstgefühl weg; ich muß dort sein, wo die Männer mit Blut ihr Glück bezahlen und Eure Ruhe . . . Das Vaterland ruft! Der rufende Schrei gilt jedem Mann . . . die nicht hören: Memmen . . . bis jetzt habe ich mit meiner Arbeit Deine Küsse verdient, jetzt muß ich mit meinen Armen meine Arbeit erkämpfen.

Ich vertraue Dir, daß Du unser Schicksal mit starkem Herzen erträgst und ich vertraue Gott, daß er mich für Dich erhalten wird.

Will es das Schicksal, daß ich nicht mehr zurückkehren kann, so sende ich Dir meinen letzten lebenden Seufzer: Ich liebe Dich . . . ich begleite Dich bis ans Ende Deines Lebens — bis wir uns wiedersehen. Am Rande des Lebens und an den Pfaden des Todes warte ich auf Dich.

Alles was mein ist auf dieser Welt, gehört Dir und mit meinem ganzen Hab' auch ich selbst. Mit Leib und Seele . . . jetzt und nach meinem Tode.

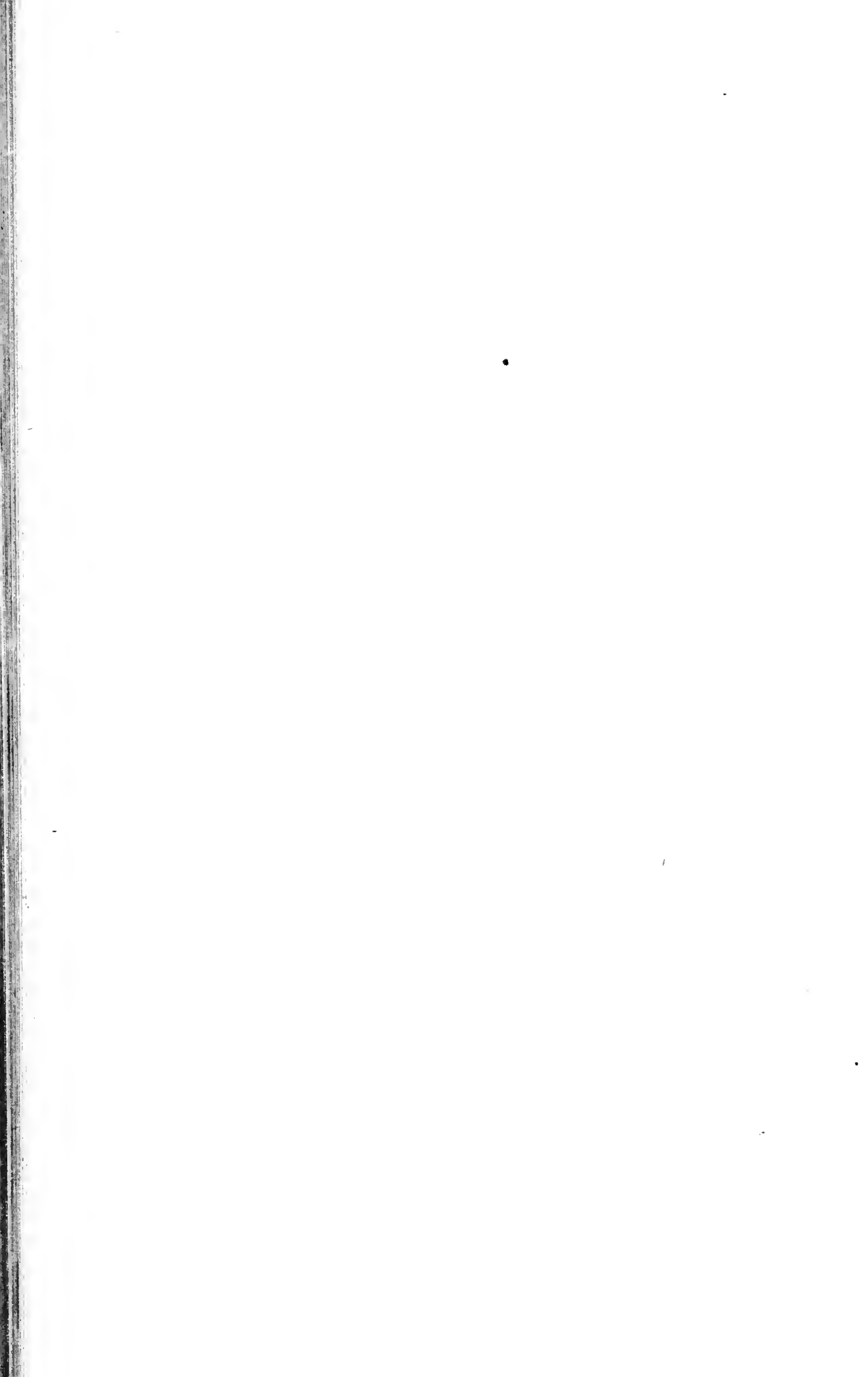
Möge Gott Dich beschützen."

Er siegelte den Brief. Die Kerze brannte zu Ende — es war die kleine rote Kerze vom Flügel zur Beleuchtung der Noten . . . er stand auf und nahm aus der Schublade ein paar Banknoten an sich. Den Brief legte er so auf die Mappe, daß er leicht ins Auge fiel und ging zur Tür. Er wollte noch mit dem Nachtzug nach Berlin . . .

An der Tür hörte er ein Kleiderrascheln aus der Richtung der Zimmer. Er drehte sich um.

Helene stand hinter ihm.

Zweiter Teil.



I.

Brant stand am folgenden Morgen in der Kanzlei des Bezirkskommandos . . .

„Alter?“

„Zweiunddreißig.“

„Religion?“

„Protestant.“

„Stand oder Gewerbe?“

„Ingenieur.“

„Welche Sprachen sprechen Sie?“

„Deutsch, französisch, englisch.“

Der Schreiber blickte ihn an: „Sie steuern Automobil? Flugzeug?“

„Drei Jahre war ich Rennfahrer in Ohio . . .“

„Das ist nichts . . .“

„In einer Automobilfabrik. Auch habe ich einen deutschen Führerschein.“

„Ach so, Sie steuern also Automobile?“

„Ja, jeden beliebig großen Wagen.“

Der Schreiber stand auf und ging hinüber zum Major. Er kam gleich mit einem Zettel in der Hand zurück.

„Wollen Sie sich als Chauffeur melden?“

„Ganz egal.“

„Dann gehen Sie mit diesem Zettel hinüber zum Militärkommando.“

Nach einer Stunde war Brant als Soldat eingekleidet und bestieg mit seiner Marschroute in der Tasche die Bahn. Zur Ostgrenze!

Sein Herz pochte gewaltig. Als ob er um Jahre jünger geworden wäre, fühlte er sich lebendig, frei. An sein Heim dachte er kaum. Helenens letzte Worte waren ihm nur ein Geleit bis ans Haustor: „Geh und vergiß mich nicht . . .“ Auf der Straße sog er sich mit frischer Luft die Lungen voll. Der Sommermorgen brachte sein Blut in heißes Wallen; er hatte sein Herz, seine Seele, seinen Körper, sein Blut dem Vaterlande angeboten! Er jauchzte. In seiner Uniform fühlte er sich im Eisenbahnwagen als ein ganz anderer Mensch; was er jetzt auf dieser Welt nötig hatte, das war in seiner kleinen Handtasche beisammen.

Brant hatte das Gefühl, als ob er außer dieser Handtasche nichts besäße . . . Er lebte sich mit Gewalt in die neue Lage hinein, als ob er neu geboren worden wäre; den alten Grübler, den Gatten, der seine Frau bis zum Wahnsinn liebte, ließ er im kleinen trauten Nest in Halle zurück. Er pfiff sich vergnügt ein Liedchen, und als einrückende Soldaten den Eisenbahnwagen gefüllt hatten, sang und winkte er aus dem Fenster mit ihnen zusammen. Mit geöffneten Armen ging er aufs neue Leben zu. Er wollte Freud und Leid und den harmlosen Zeitvertreib des Soldatenlebens ohne Vorbehalt restlos genießen. Keinen Moment blickte er zurück. Sein letzter Blick auf all das, was er verlassen, die schöne Frau, das stille Glück, das gepflegte Heim blieb im Korridor seiner Wohnung zurück. Die letzte Träne saugte die Torschwelle auf . . .

Jetzt blühte das Leben, die Freude, die Lust, und irgendwo fern im dunstigen Sommermorgen harrte seiner der großartige Schauder: der Krieg.

Bis Breslau eilte der Zug; da mußte er umsteigen; er fand sofort Anschluß. Hinein bei der ersten Wagentür: erste Klasse oder dritte Klasse, es ist egal, kein Mensch kümmert sich darum. Signal „Abfahrt!“ Weiter. Wieder ein neuer Zug. Weiter. Von da kam er auf kleineren Strecken bis in ein kleineres Städtchen in Preußisch-Schlesien. Da mußte er sich beim Stationskommando melden.

Brant ging in die Kanzlei des Bahnhofkommandos.

Er legte seine Marschroute vor, in der als Endziel der Reise das Kommando eines Armeekorps angegeben war:

„Wann kann ich weiter?“

„Sie bleiben hier, das Kommando befindet sich in dieser Stadt; es ist im Gebäude der Realschule.“

Die Marschroute wurde abgestempelt und Brant wollte die Stube verlassen.

„Sie Chauffeur, können Sie Ihren Rock nicht anständig zuknöpfen?“

„Im Wagen war es sehr heiß, Herr Leutnant . . . und jetzt hab' ich es vergessen . . .“

„Geht mich nichts an. Ihre Pflicht ist, vorschriftsmäßig zu erscheinen. Sie sind jetzt nicht in Zivil, Sie sind Soldat, jetzt ist die Vorschrift Ihre Heilige Schrift! Verstanden? Abtreten!“

Brant stieg das Blut in den Kopf. Plötzlich fiel ihm seine Frau ein: was würde sie wohl sagen, wenn sie den Klang dieser schonungslosen Stimme hören würde?

Einen Moment stand er unschlüssig da, dann sagte er stockend:

„Bitte, Herr Leutnant, in Zivil bin ich Ingenieur . . .“

„Das ist mir schnuppe. Und widersprechen Sie nicht, sonst lasse ich Sie einsperren. Abtreten! Marsch!“

„Ich widerspreche nicht, aber eine so schroffe Behandlung verdiene ich nicht. Ich habe mich freiwillig gemeldet, ich kam aus freien Stücken in den Krieg. Ich war nie Soldat, wie soll ich es nun wissen . . .“

„Erstens: Stillgestanden! Keinen Laut weiter! Sie packen sich sofort zum Korpskommando und melden sich dort zum Rapport!“ brüllte der Leutnant und notierte sich Brants Namen. „Jetzt gibt es keinen Freiwilligen, jetzt gibt es keine Extrawurst, verstanden?! Jetzt sind Sie Soldat! . . . Ich werde Sie schon zur Vernunft bringen, ich werde Sie schon ausbilden lassen!“

Eine plötzlich entstandene bessere Einsicht hielt Brant davon ab, nochmals das Wort zu nehmen. Einen Moment lang taumelte er. Dann aber fuhr es ihm scharf durch den

Kopf: „Sie sind jetzt Soldat!“ Er mußte sich der strengen unerbittlichen Disziplin und Autorität unterwerfen. Er war in der Verteidigung des Vaterlandes nur ein ganz kleines Rad, das sich nicht um eines Haares Breite aus eigenem Willen rühren konnte. Er hatte sich zu drehen, wie man ihn drehte. Selbstbewußtsein, ein kritisches Ohr, ein prüfendes Auge, eine auswählende Aufmerksamkeit, all dies war dort — hier gab es das nicht. Georg Brant, der blieb in Halle — hier stand ein einfacher Soldat . . . einer von Millionen. Schlußpunkt: fürs Vaterland! Und von diesem Augenblick an war Brant bestrebt, ein hervorragender gemeiner Soldat zu sein.

* * *

Auf dem Marktplatze des Grenzstädtchens stand hochaufgeschossen die Kirche, und an ihr vorüber führte der Weg, in dem die Realschule sich befand, in Friedenszeiten nämlich. Statt herumtollender Schüler schwirrten jetzt im Gebäude Soldaten herum. Vor dem Tore eine verstärkte Wache, drin Offiziere, Mannschaften, einzelne Soldaten, und Soldaten in Gruppen. Hierher kam Brant. Vor dem Tore fragte er: „Ist das das Korpskommando?“

„Ja!“ lautete die Antwort.

Er wurde eine Treppe hoch in einen Saal geschickt. Da standen die meisten Bänke die eine Wand entlang aufeinandergestellt, auf den Wänden die Bilder von Säugetieren zum Anschauungsunterricht, oben das Podium mit dem Schreibtisch des Lehrers: der Katheder . . . in Friedenszeiten. Jetzt saß dort oben ein Oberstleutnant und vor ihm in den Bänken saßen Offiziere des Generalstabs. Sie schrieben und zeichneten. Da erledigten die Soldaten das Tagespensum des Krieges im Heim der Schule. Dieses bizarre Bild war auf Brant von eigentümlicher Wirkung, es milderte auch sehr die Strenge der Lage.

„Was wollen Sie?“

„Ich habe mich zu melden, Herr Oberstleutnant,“ und Brant überreichte seine Marschroute.

Der Oberstleutnant nahm das Papier, sah es durch und warf es auf den Tisch: „Ja was zum Teufel soll ich mit Ihnen beginnen?! Wer hat Sie denn geschickt? Wie kommen Sie just hierher? Ich brauche Sie nicht!“

Brant schaute den Offizier dumm an. Er meinte, alles, was in seiner kurzen militärischen Laufbahn bisher mit ihm geschehen, wäre nur ein Scherz. Das zornrote Gesicht des Oberstleutnants brachte ihn wieder in die Wirklichkeit zurück. Er stand stramm vor dem Offizier: „Ich wurde hierher geschickt, Herr Oberstleutnant!“

„Daß Sie der Teufel hole, nicht einmal anständig melden können Sie sich?! Stillgestanden! Nun stehen Sie regungslos wie ein Pflock und antworten Sie mir vorschriftsmäßig! Wo hat man Sie ausgebildet?“

„Ich wurde nicht ausgebildet, ich war kein Soldat.“

„Ja, was zum Teufel wollen Sie denn hier?“

„Ich habe mich freiwillig gemeldet.“

„Wer hat Sie denn gerufen? Sie hätten ruhig zu Hause bleiben können! Der Teufel wird sich mit Ihnen da noch abplagen! Wir brauchen keinen Chauffeur, wir haben genug von der Sorte. Gehen Sie zurück und bleiben Sie zu Hause. Was sind Sie in Zivil?“

„Ingenieur.“

„Ingenieur?“

„Ja, Herr Oberstleutnant! Und beim Militärkommando wurde mir befohlen . . .“

„Geht mich nichts an! Hat Ihnen irgendwer gesagt, daß Sie just meine Zeit vergeuden sollen?“

„Jawohl, Herr Oberstleutnant.“

„So! und wer hat Ihnen das befohlen und warum?“

„Man hat mir gesagt, beim Korpskommando wird ein Ingenieur gesucht, der das Automobilwesen versteht.“

Nun wurde das Gesicht des Oberstleutnants ein wenig freundlicher: „Ach so, Sie wurden also als Ingenieur hierher geschickt, na schön, das ist was anderes.“ Er wandte sich an die Offiziere. „Wo ist der Herr Rittmeister Bumherz?“

„Er ist nicht da, Herr Oberstleutnant,“ sagten die Offiziere

hier und dort; der eine aber war schon aufgesprungen: „Ich hole ihn sofort, Herr Oberstleutnant.“

Der Oberstleutnant winkte mit der Hand: „Danke, nicht nötig.“ Dann blickte er wieder Brant an: „Warten Sie draußen vor der Türe!“ Damit wandte er sich weg und kümmerte sich nicht weiter um ihn.

Bald eilte ein Husarenrittmeister die Treppe herauf, zwei, drei Stufen mit einem Satze nehmend. Das war Graf Bumherz, — der Kommandant der Automobilabteilung. Er ging hinein zum Oberstleutnant.

Brant stand ruhig draußen bei der Tür und ertrug es stumm, als ihn die auf- und abeilenden Offiziere und Unteroffiziere ein wenig hin- und herstießen. Jeder hatte es eilig.

Nach einigen Minuten kam Graf Bumherz wieder heraus. Er schaute sich um: „Brant! Sie sind der Ingenieur?“

„Jawohl, Herr Rittmeister!“

„Melden Sie sich bei Herrn Oberleutnant Krater!“ und damit ließ er Brant stehen.

„Nun wollen wir also den Herrn Oberleutnant Krater suchen,“ brummte Georg und ging die Treppe hinab. Vor dem Tore fiel es ihm ein, daß Herr Oberleutnant Krater möglicherweise in der oberen Etage sei — er sprach den Wachtposten an: „Sagen Sie, Vetter, wo ist Herr Oberleutnant Krater?“

„Der Krater? Das weiß ich wirklich net,“ antwortete der Posten. „Sag mal Veit, wer ist dös, der Herr Oberleutnant Krater?“ fragte er den neben ihm stehenden Kriegersmann mit der Pfeife im Munde.

„Der Krater? Vom Train? Das ist halt der Kommandant vom Kommando Trainzug . . . gehen Sie nur hin, dort finden Sie ihn freilich. Da grad aus, dann linker Hand das erste grüne Tor; dort steht: Kommando Trainzug.“

„Also gerade aus, dann links. Danke, Kamerad!“

„Recht gern . . . Sie sind jetzt erst gekommen?“

„Ja, erst jetzt. Gott grüß Euch . . . ich muß mich gleich melden.“

„Sö brauchen's Jhna net so eilen, Sö haben Zeit bis Mittag. Was gibt es denn Neues daheim?"

„Alles ist beim alten, Vetter ... Ihre Frau läßt Sie grüßen," sagte Georg und eilte in der angegebenen Richtung davon.

Die beiden Soldaten blieben allein: „Der Preuß' sagt, mei Alte läßt mi grüßen ...", sagte der mit der Pfeife zum Kameraden, der Posten stand, und blickte ihn von der Seite an.

„Der hat dir halt nur was vorgemacht. Wo zum Kuckuck war er denn mit Muttern zusammengekommen? Der ist doch freilich kein Landsmann!"

„Meiner Seel'. Kann ja auch kein Landsmann sein, der ist ja an Komödienspieler. Und 'neinlegen hat er mich wollen — na, wann ich den noch amoal hernach antreff, streichle ich ihn, daß er seinen Großvater für einen Generalen ansieht!"

In diesem Augenblick trat ein Offizier aus dem Tor. Die beiden Soldaten klappten die Hacken zusammen, standen stramm und leisteten die Ehrenbezeugung.

Brant fand das grüne Tor und darauf die ärarische Inschrift „Kommando-Train-Zug 10/4". Er hätte sich den Kopf über diese rätselhafte Inschrift vergebens zerbrochen.

Er trat ein.

Nun stand er auf dem weiten Hofe eines kleinen Bauernhauses. Auf dem Hofe waren Maulbeerbäume und unter einem Baum war eine kleine Feldküche etabliert; da arbeiteten Köche in Hemdärmeln gar emsig. Das ganze Interesse, alle Liebe und Sehnsucht der Kolonie galt der Feldküche, der Gulaschkanone.

Ein Wachtmeister interessierte sich schon eingehend für die Speise, die speziell für ihn kunstgerecht zubereitet wurde und als Sonderration in einer Sonderschale dampfte: Hirn mit Nieren. Die Sonderschale spielte im idyllischen Leben des kleinen Hofes eine wichtige Rolle. Sie war zwischen den beiden Bodellen und dem Schornstein in den Flammkessel des Herdes gesenkt und darin wurde für die Pro-

tektionswagen gekocht. In dieser Schale wurden sorgfältig zubereitet die Eierspeisen, die Würstchen, die Kalbsleber, das Geflügel, Kakao und so weiter, Ergebnisse der Hochachtung gegen die Person des einkaufenden Wachtmeisters oder Requirierungen mit Hilfe einer Geldsendung aus der Heimat.

Georg blieb stehen und sah sich um. Er wußte nicht, wo ein und wo aus, und kein Mensch kümmerte sich um ihn. Unterm Maulbeerbaum wurde emsig gekocht; unterm Vordach des Hauses schliefen Trainsoldaten und Husaren. Weiter rückwärts wusch sich eine ähnliche bunte Gesellschaft; vor demselben Spiegel rasierten sich drei Landstürmer zugleich. Die ganze Gesellschaft unterhielt sich, scherzte, plauderte, schrie miteinander und das gab ein nettes Durcheinander der Dialekte, da wurde Bayerisch, Sächsisch, recht lebhaft kunterbunt gesprochen.

Georg wurde das Herumstehen zu dumm, er trat an den Wachtmeister heran:

„Sagen Sie, bitte, habe ich mich hier zu melden?"

Der Wachtmeister war ein Berufssoldat, ein kleiner fester Geselle mit einem blonden kurzgeschnittenen Schnurrbart; er besah sich Brant mit unglaublich großer Seelenruhe; er hatte allerdings einen großen Holzlöffel in der Hand, und dann wandte er sich an den Koch:

„Frutt, mein Junge, Knoblauch dürfte genug drin sein."

Brant war der Meinung, der Wachtmeister hätte ihn nicht gehört; er begann also sein Sprüchlein wieder: „Ich wurde vom Korpskommando hierhergeschickt . . . könnte ich den Herrn Oberleutnant Krater sprechen?"

Der Wachtmeister hob den Deckel der Kasserole. Da stieg ein wunderbar feiner Duft empor und Brant fielen plötzlich die schmackhaft zubereiteten Speisen aus Helenens Küche ein, und da stellte er fest, daß er hungrig sei. Der Wachtmeister stach mit einer großen spitzen Gabel entschlossen in das Fleisch hinein und aß aus den herausgefischten Brocken mit ruhigem Behagen auf. Der feine Duft lockte mehrere tapfere Krieger heran. Der eine Husar mit halbrasiertem

Gesicht machte plötzlich stramm Stillgestanden und schwenkte das Rasiermesser mit komischem Ernst, wie die Offiziere den Degen bei der Ehrenbezeigung:

„Herr Wachtmeister, ich frage gehorsamst: schmeckt's?"

„Gewiß, mein Junge. Und wenn deine Backe stoppelfrei sein wird, darfst du mit deiner Schale ebenfalls antreten."

Brant begann jetzt zu verstehen: Ach so, der Wachtmeister war vorhin mit der Hirn- und Nierenangelegenheit beschäftigt. Nun wollte er aufs neue sein Glück versuchen: „Ist Herr Oberleutnant Krater hier, bitte?"

Der Wachtmeister winkte den einen Koch herbei: „Frutt, mein Junge, belehre den Herrn Soldaten, wie man sich benimmt. Frag' ihn mal, was er wohl in Zivil gewesen, Schweinehirt oder Kanalräumer, denn jeder anständige Mensch, der je Soldat gewesen, weiß, daß der Herr Wachtmeister weder sein Vetter noch sein Diener ist. Und wenn er sich nicht zu benehmen weiß, dann zeigst du ihm eben die Abmarschrichtung mit dem Gulaschbajonett." Nun ging er unter das Vordach.

Der Koch packte den Löffel, der Wachtmeister aber rief ihm zu: „Halt! erst laß meine Nieren antreten — hierher!"

Der Koch ließ ein strammes: „Jawohl, Herr Wachtmeister!" hören und leerte den Inhalt der Kasserole, die duftige, prächtige Vereinigung von Hirn und Nieren, in eine kleine weiße Schüssel.

Brant trat näher zum Koch: „Sagen Sie doch, Herr Koch, warum ist der Herr Wachtmeister so böse?

„Der Alte ist ieberhaubd nicht böse, er liebd bloß die Vorschrifd."

„Warum hat er mir keine Antwort gegeben?"

„Weil Sie sich äben nicht vorschrifdsmäß'g gemeldet ham. Sie sind Rekrud?"

„Nein, aber ich habe noch nie gedient. Ich habe mich freiwillig gemeldet."

„Ei Herrjemmerschneh, nu verschdeh ich. Da had man Sie geradewegs hierhergeschickd. Gehen Sie, Herr Freiwilliger, nu äben hin zum Herrn Wachdmeisder und sagen

Sie ihm, was ich Ihnen jetzd sache: Herr Wachdmeisder, ich melde gehorsamsd, ich wurde vom Gorpskommando hierhärgeschickd, den Herrn Oberleudnand Grader zu suchen. Und nun glappen Sie dabei die Hacken recht scheen fesde zusammen, daß es Sie die Beine entlang gribbeld, als ob es Ameisen wären, die da herumlaufen und saludieren müssen Sie nadierlich, und schdramm schdehen und ersd dann reden ...“ Der Koch war unterdessen mit dem Anrichten fertig geworden und ging jetzt zum Wachtmeister hin. Brant ihm nach.

Vor dem Wachtmeister blieb Brant jetzt möglichst stramm stehen und sagte sein Sprüchlein her, so wie es ihn der Koch gelehrt. Der Wachtmeister erwähnte mit keinem Wort den Zwischenfall von vorhin.

„s'ist gut, mein Sohn. Gehen Sie zurück zum Korpskommando und melden Sie, der Herr Oberleutnant kommt erst zu Mittag zurück.“

„Herr Wachtmeister, ich melde gehorsamst, daß ich hier zu bleiben habe, denn ich wurde vom Militärkommando hierher eingeteilt. Das ist doch hier die Automobilabteilung?“

„Automobil? Ach so ... das ist Ihre Einteilung? Dann ist's gut ... haben Sie auch den Wagen mit?“

„Das weiß ich noch nicht. Mir wurde bloß gesagt, daß man hier einen Chauffeur braucht.“

„Ach so — Sie sind ein Chauffeur. Na schön, und welcher Jahrgang?“

„Welcher Jahrgang?“

„Na ja. Ich bin vom Jahrgang fünf.“

„Jahrgang fünf? Ja, also ... das weiß ich noch nicht ...?

„Was? Donnerkiel! Das muß man aber doch wissen, welchem Jahrgang man angehört!“

„Wie meinen Sie das mit dem Jahrgang?“

„Na also, in welchem Jahre haben Sie gedient?“

„Ich habe noch nicht gedient. Ich kam freiwillig.“

„Ach so, Sie sind ein Freiwilliger!“

„Ja.“

„Nu, dann warten Sie hübsch ruhig, Herr Freiwilliger ...

Und wenn das Mittagessen fertig sein wird, bekommen Sie auch was davon ab. Haben Sie schon gefrühstückt?"

„Herr Wachtmeister, ich melde gehorsamst, noch nicht."

„Also dann antreten, hierher an den Tisch. Frutt, mein Junge, bring dem Herrn Freiwilligen-Chauffeur eine Gabel."

Und Brant, der den nötigen Appetit dazu hatte, gabelte tüchtig mit, aus derselben Schüssel, natürlich.

Auf dem Hofe versammelte sich die Mannschaft allmählich zum Mittagessen. Unter den Schuppen wurde ein Faß Wein gerollt, und das liebäugelten alle. Flaschen und bauchige Krüge wurden sorgfältig geprüft, ob sie rein, und wurden umgekehrt, ob sie auch „ganz" leer seien. Die Mannschaft bekam zu jeder Mahlzeit einen halben Liter guten reinen Wein. Die Leute da erblühten aber auch von der guten Verpflegung, in der Sicherheit, wie Rentiers; so mancher seufzte aufrichtig: „Herrgott, gib nur viel solche Kriege!" Im Dienste blieb so manches überflüssig Zeremonielle weg. Nur die notwendigen Übungen wurden gemacht, diese aber mit unerbittlicher Strenge. Einmal im Tage wurde ausgerückt, dann wurden Tiere, Fahrzeuge, Ausrüstungen sorgfältig geputzt. Schließlich gab es einen kleinen Spaziergang im Dorfe. Ein bescheidenes Fensterln, ein frischer Trunk in der Schenke — es war eine goldene Zeit.

Gegen Mittag kam Herr Oberleutnant Krater. Der war ein langer junger Mann, mit ziegelrotem Gesicht, hervorstehenden Backenknochen. Der Wachtmeister meldete sogleich den Zuwachs. Der Oberleutnant hatte vor der Küchentüre gerade den Kopf eingezogen, um hineingehen zu können und sagte nur so flüchtig: „Ja, was soll ich mit ihm? Hier gibt es doch kein Auto . . . er soll nur wieder gehen!" Für einen Moment blieb er in der Türe stehen: „Übrigens, warten Sie — da er schon einmal da ist, soll er bleiben!" Damit ging er durch die Küche ins Zimmer.

Nun blieb Brant sich selbst überlassen. Der Wachtmeister sah, daß er es mit einem überflüssigen Menschen zu tun habe, und da sagte er ihm kurz, ein wenig überlegen: „Also,

Herr Chauffeur, Sie können bleiben, und richten Sie sich's bei den übrigen ein ... aber ein Automobil haben wir nicht."

„Gibt es da eine Stube?"

„Eine Stube? Ja, was zum Kuckuck soll denn die?"

„Wo werd' ich denn wohnen? Wo werd' ich denn schlafen?"

„Ja, Freundchen, dort auf dem Stroh," sagte der Wachtmeister und wies mit kurzer Handbewegung auf den Schuppen, „denn eine Stube gibt es hier nicht, und die es gibt, die gebührt dem Herrn Oberleutnant und mir. Ich für meine Person schlafe trotzdem hier, unterm Vordach ... Antreten!" herrschte er seine Mannschaft an.

Die Soldaten stellten sich in Reih und Glied und dann wurde der Marsch zu den großen Kesseln angetreten, wo mit großen Holzlöffeln die schweißtriefenden Köche bereit standen. Nun bekamen die Soldaten ihre Suppe, ihren Gulasch und Erbsengemüse und der Zug bewegte sich auf das Fäßchen zu. Da saß der Rechnungsführer und maß jedem sorgfältig und genau seinen halben Liter Wein zu. Keinen Tropfen mehr, eher weniger. Auch so ist's mehr als genug.

„Krieg und Wein! Ach, wenn es immer so bliebe!"

Brant lungerte auf dem Hofe herum, als der Oberleutnant herauskam, um das Essen zu kosten. Das Essen war gut. Jetzt wandte er sich freundlich zu Brant: „Sie sind der Chauffeur? Haben Sie schon gegessen? Wie sind Sie eigentlich hierhergekommen?"

„Herr Oberleutnant, ich melde gehorsamst, ich wurde hierher eingeteilt. Mein Name ist Georg Brant."

„Der Rechnungsunteroffizier wird Sie in die Verpflegsliste eintragen. Sie sind auch in Zivil Chauffeur?"

„Ingenieur, Herr Oberleutnant."

„Donnerwetter ... Ingenieur? Und sind hierher gekommen?"

„Freiwillig."

„Ach so, und da hat man Sie hierher eingeteilt? Na, schön. Hier werden Sie es gut haben. Zu Mittag werde ich mit dem Herrn Rittmeister sprechen, da werde ich schon erfahren, wie es um Sie bestellt ist."

„Herr Oberleutnant, ich habe noch eine Meldung.“
„Also los.“
„Heute früh habe ich mich beim Stationskommando gemeldet.“
„Nur kurz, lieber Freund, was war dort los?“
„Ich hatte mit dem Herrn Leutnant dort Unannehmlichkeiten.“
„Kreuzdonnerwetter! . . . vielleicht hatte der Herr Leutnant mit Ihnen welche!“
„Ich glaube, ich habe mich nicht vorschriftsmäßig gemeldet.“
„Na und?“
„Und ich muß mich zum Rapport melden.“
„Der Teufel soll diese in Uniform herumstelzenden Zivilisten holen!“
„Ich wußte nicht, wie ich mich zu melden habe.“
„Sie haben gewiß gemault. Hat er Sie notiert!“
„Jawohl.“
„Na, dann wird er Ihnen auch ein bißchen warm machen, mein Junge. Bis dahin treten Sie ab! Wachtmeister Wikula! Daß der Chauffeur den Hof nicht verläßt, verstanden?“
„Jawohl, Herr Oberleutnant. Da ist eine Holzkammer, soll ich ihn da einsperren?“
„Ich habe bloß befohlen, daß der Chauffeur den Hof nicht verläßt; sonst nichts!“
Ohne ein weiteres Wort drehte sich der Oberleutnant um und ging zum Tor hinaus.
Als der Oberleutnant fort war, wandte sich der Wachtmeister an Brant: „Nu, was haben Sie sich eingebrockt?“
Brant erzählte ihm das Geschehnis am Bahnhof.
„So Freundchen, das ist 'ne böse Sache. Im Krieg wird man für das Maulen mit dem Vorgesetzten einfach erschossen. Nu dürfen Sie sich nicht von der Stelle rühren. Verstanden? Abtreten!“
Brant ging in den Hof. „Na also, da wäre ich hübsch in der Patsche,“ dachte er sich. „Der Krieg beginnt ja für mich ganz nett. Ich werde eingesperrt, erschossen . . . was wird denn noch da werden?“

Die Mannschaft verlief sich langsam. Die auf dem Hofe beschäftigt waren, legten sich nacheinander hin. Wo es nur ein entsprechendes Plätzchen gab, alles war besetzt mit schlafenden, verdauenden Soldaten . . . die lagen dort mit nachgelassenem Leibriemen und ausgestreckten Beinen.

Brant legte sich in eine Ecke des Schuppens. Das duftende frische Heu lockte ihn: „Es ist gar nicht so schrecklich wie du es dir denkst.“ Und es war wirklich nicht so schrecklich, das weiche duftige Lager tat seinen müden Gliedern wohl. So wie er sich hingelegt und im nachgiebigen Heu sich zurechtgebettet hat, überkam ihn eine wundersame Ruhe. Nun ist er da, in der Nähe der großen Geschehnisse — und dies Gefühl hatte er erst jetzt. Im Krieg! Die ganze friedliche Welt blieb zurück, mit allem, was da war. Zwischen ihnen Militär, Bahnstrecken, Städte. Diese bewegliche Gruppe der Menschen war nun sein Alles, sein unerbittlich gebieterischer neuer Herr . . .

Das neue Leben! — Er setzte sich auf . . . Er mußte sich doch einrichten. Ihm zu Füßen bäumte sich eine Leiter hinauf zur Dachluke; zwischen Leiter und Wand gab es einen finsteren Winkel, dort brachte er Koffer und Mantel unter. Diese dunkle Ecke ernannte er zu seiner Wohnung. Und er begann sich wohl zu fühlen . . . Er schlief ein . . .

Die Sonne stand hoch am Himmel. Vom Tore her wurden durch Sporengeklirr die Tritte des Oberleutnants hörbar. Er kam aus der großen Dorfschenke, dort war jetzt die Offiziersmenage.

Er blieb auf dem Hofe stehen und scherzte mit der Mannschaft. Dann wandte er sich an den Wachtmeister: „Wo ist der Chauffeur?“

„Er schläft, Herr Oberleutnant!“

Aber Brant war schon aufgesprungen und stand stramm vor dem Oberleutnant.

„Hören Sie mal . . . Sie Ingenieur . . . hier wird die Reparaturwerkstätte etabliert und Sie sind deren Kommandant.

„Jawohl.“

„Heute kommen noch drei Mann, die sind Ihre Gehilfen. Die ganze Formation ist ein Zug, verstanden?“

„Jawohl.“

„Sie gehen zur Schmiede, dort suchen Sie eine Kiste mit der Bezeichnung „A. W. 10/4“ in weißen Lettern. Diese Kiste schaffen Sie her, das ist die Werkstätte, nämlich da sind die nötigen Werkzeuge drin. Sie verfertigen eine Liste über den Inhalt der Kiste. Wenn es nun etwas zu reparieren gibt, haben Sie Sorge zu tragen, daß die Reparatur tadellos gemacht wird. Verstanden?“

„Jawohl.“

„Und weil Sie auf der Station sich dumm benommen haben, werden Sie auf drei Stunden kurz geschlossen. Diese Strafe sitzen Sie nach dem Kriege ab. Wenn Sie sich brav halten, sehe ich Ihnen die Strafe nach. Wenn ich mit der Werkstätte Ärger habe, verdoppele ich sie. Verstanden?!“

„Jawohl.“

So wurde Brant Zugführer und Chef der Reparaturwerkstatt — wenn sie auch bloß aus einer Kiste mit Werkzeugen und der Zug aus drei Mann Hilfsarbeiter bestand.

Nachmittag kam der „Stand“: drei Mechaniker, Schlaugesichter, die sich da rascher zurechtgefunden hatten als Brant; so wie sie angekommen waren, forderten sie ihren Mittagswein, wenn auch nachträglich. Später kam auch die Kiste zum Vorschein und bekam ihren Platz unter der Leiter.

Wenn das Kommando weiter ging, packte die Gruppe Brant die Kiste an den Henkeln, schwang sie auf ein Munitionsautomobil, setzte sich daneben und dann ging die Fahrt bis zur nächsten Station.

Manchmal, sehr selten, gab es auch Arbeit, ein Benzinbehälter mußte gelötet werden, ein Ventil zurechtgeschliffen werden.

So vergingen Tage und Wochen in großer Einförmigkeit. Das größte Ereignis des Tages war das Mittagessen. Manchmal kamen Nachrichten von den kämpfenden Truppen. Gräßliche Schlachten, Siege. Die kleine Kolonie verdankte ihre bescheidene Aufklärung der Güte des Oberleutnants;

sie bekam nur mündliche Berichte; der Oberleutnant teilte ihnen nachmittags die neuen Nachrichten mit. Manchmal gab es nachts Alarm . . . irgendein verdächtiges Geräusch. Im Nu waren sie alle auf, die Pferde vor den Wagen, die Mannschaft marschbereit, die Bauernfuhrwerke an den Straßenkreuzungen aufgestellt.

Am Dorfende der Widerhall von ein, zwei Schüssen — keiner wußte woher und warum. So standen sie bereit bis frühmorgens. Dann ging wieder alles auf seinen früheren Platz zurück. Menschen und Pferde zurück in den Hof, in den Stall, die Waffen an den Nagel . . . Das Mittagessen verscheuchte Überraschung, Sorge, Erregung.

Briefe kamen nicht und gingen nicht. Immer mehr Menschen warteten vergeblich auf die Post und sandten vergeblich ihre Briefe ab. Die Postsäcke blieben irgendwo stecken.

Brant schrieb einmal, zweimal, mehrere Male, und bekam keine Antwort. „Also morgen“, tröstete er sich. Einmal blickte er in seinen Taschenkalender: „Ein, zwei, drei, vier Wochen! Was? Vier Wochen sind schon vorüber?! Ein ganzer Monat?“ Brant wurde traurig. „Ein Monat schon! Da hätte ich aber doch einen Brief bekommen müssen, er hätte mich bequem erreichen können!“ Flugs setzte er sich hin und schrieb an Helene. Er selbst trug den Brief zum Platzkommando zur Abstempelung hin. „So, der geht ab, der geht nun ganz sicher ab. Vier, fünf Tage hin, fünf Tage zurück, das sind zehn Tage. In zehn Tagen muß die Antwort da sein. Zehn Tage! Schrecklich!“ Den ganzen Tag quälte ihn diese unglaublich große Spanne Zeit. Und merkwürdig! jetzt plötzlich begriff er alles. Dieses schreckliche Leben . . . Dies Nichtstun. Dieses Herumlungern ohne Aufgabe. Seine Anwesenheit hier, der ganze Traindienst schien ihm . . . ein Lebensversicherungsinstitut. Und er? er ist da ein Niemand!

Er hatte keine Ruhe. Gegen Abend schickte er ein Telegramm ab. Nachtsüber schlief er ruhig in einer Küche, auf seinem Mantel, den er auf die kalten Fliesen gebreitet. Im

Halbschlummer noch murmelte er: „Morgen habe ich Nachricht ... morgen ...“

Er hatte keine.

Der Morgen kam; Brant eilte nervös zur Post. Die Abteilung für postlagernde Briefe war noch zu. Er wartete ... Er mußte fast eine Stunde lang da herumlungern, bis der Schalter geöffnet wurde. Für ihn lag kein Telegramm vor. Richtiger gesagt: es wurden keine postlagernden Sendungen ausgehändigt. Wo er doch auf eine Antwort wartete. Eine Antwort von Helene auf die besorgte Frage: „Was ist mit dir? Was macht ihr zu Hause?“ ... Was sollte sein? Nichts... nichts Besonderes, nur daß eben die Telegraphenleitung für jeden Privatverkehr gesperrt war. Nur wichtige strategische Berichte, Anordnungen wurden weiter befördert. Und die Post erreichte diesen kleinen Ort nicht. Die Briefe in den Säcken blieben irgendwo stecken und häuften sich an irgendeiner bedrohten Station, bis der Verkehr dann wieder in Gang kam. Auch konnte es möglich sein, daß die ganze Korrespondenz infolge eines Versehens auf dem westlichen Kriegsschauplatze herumirrte; in diesen Zeiten war das keine Seltenheit. Es brauchte Zeit, bis die verirrte Verkehrsflut in die Zentrale und von dort auf das richtige Geleise geleitet wurde. Wo aber war bis dahin der betreffende Truppenkörper?! Brant konnte lange auf eine Antwort warten. Er konnte es sich gar nicht denken, was mit Helene sei. Hier lauerte auf ihn bloß der Tod, aber zu Hause auf seine Frau?... Brant schloß die Augen, ihn schwindelte. Mit langen, schweren Schritten taumelte er aus dem Postamt. Auf der Straße empfing ihn das lebendige Leben. Das erwachende Städtchen ... die im Kriege aufatmenden Straßen, unter den niedrigen Torbalken krochen Soldaten hervor, Truppen marschierten auf, Fuhrwerke ratterten vorüber. Die heiße Sommerluft drang gleich dem Atem glühenden Eisens in die Brust der Menschen.

An der einen Ecke sah Brant eine rote Fahne mit einem großen weißen B darauf. Die Benzinstation! Er blieb vor dem Tore stehen und blickte hinein in den Hof. Die hintere

Hälfte des bis an die Gärten sich erstreckenden geräumigen Hofes war von Schuppen, Wagen, Remisen umsäumt. In der Mitte des Hofes nebeneinander standen mächtige Fässer mit Benzin und neben ihnen die Lastkraftwagen für den Munitionstransport. Vor dem Tor stand kein Posten und so konnte Brant ungehindert in den Hof. Er schaute sich um. In den Wagenremisen standen Automobile, die Chauffeure weckten just einander, manche wuschen und rasierten sich schon. Jetzt erst merkte Brant, daß hier auch die zu Ordonnanzdiensten eingeteilten Automobile stehen ... Tuten. Ein Auto kam zum Tore herein. Der Chauffeur blieb bestaubt, müde am Steuerrad sitzen. Brant trat hin zu ihm: „Woher kommen Sie?"

„Von Kubanexz. Die janze Nacht waren wir dort. Et wurde jekämpft."

„Sie gehen bis an die Kampflinie heran?"

„Nu ne! nich! Aber feste! Immer mittenmang! Ick habe einen Major vom Generalstabe mit einer Meldung hinjebracht. Aber stark bis an die Kampflinie. Manchmal jehen wa fast bis an die Gräben vor. Dann stell ick meinen Wagen in die Deckung und bekieke mir den Kampf."

„Kann man das Ganze sehen?"

„Det will ick meenen. Sie können sich wohl denken, daß wa den janzen Klimbim dort ansehen. Und wenn dann die Jeschichte noch so brenzlig wird, da kann man nicht auf und davon. Auch unlängst, als wa an der Brücke standen, da hupften die Granaten schon hinter meinem Rücken ... Haste nich jesehen ..."

„Hatten Sie keine Angst?"

„Als wie icke?! nee! Wa hab'n uns schon jewöhnt ..."

Drei rasche Glockenschläge erklangen vom Tore her, wo die Stube des Inspektionshabenden war. In dem einen Schuppen warf sich ein Chauffeur in wahnsinniger Hast in die Kleider — mit halb zugeknöpftem Rock sprang er schon vor seinen Wagen hin, kurbelte den Motor an und schwang sich auf den Sitz. Mit sausendem Geknatter rollte der Wagen zum Tor hinaus und auf dem verhältnismäßig kurzen Wege

bis dahin, während er seine Umschaltungen machte, hörte man das rasch nacheinander knatternde Knacken der Zahnräder — — viermal. Der vorhin heimgekehrte Chauffeur winkte ihm mit der Hand lachend nach. „Nu mal Dali! wie'n jeölter Affe! In vier Minuten vom Telephonsignal an jerechnet muß er von dem Kommando fixen. Er aber hat sich jewiß in der Penne verspätet. Nun aber will ick mir 'n bißchen ins Privatleben zurückziehen."

„Wo ist Ihr Kollege hin?"

„Keene Ahnung nich! Wahrscheinlich uff eenen Schur."

„Auf einen Schur?"

„Nu ja, ins Jefechte. Sagen Sie mal, wat sind Sie eijentlich?"

„Ingenieur."

„Kiek mal! und da dienen Sie bloß als janz Jemeiner?"

„Ja, ich habe mich freiwillig gemeldet. Auch ich wurde als Chauffeur eingeteilt."

„Und nu haben Sie keinen Wagen bekommen? Ja, das ist nicht so einfach; und wenn man Injenjöhr is, is etooch besser, man jeht nich mit. Det is nischt für Herren mit Manschetten und 'n weißen Kragen. Dienst Tag und Nacht, und jejessen wird nur hier, wenn wa zurücke sind — und hier sind wa dafür nie — und auch die Kugeln summen um uns recht fein, wenn wa draußen sind — und dann: nachts ohne Lampe fahren — und erst im Walde . . . heute Nacht fuhr icke sieben Stunden lang die Strecke, die ick bei Tag in zwei Stunden mache. Aber wir mußten ohne Lampe kommen, und da mußte icke alle dreißig Schritte halten, absteijen, den Weg untersuchen, zurück uff'n Wagen und weiter fahren . . . wieder absteijen. Sie können Jott danken, daß Sie zu Hause sitzen, det können Sie mir glooben!"

„Aber Sie können auch Schlachten sehen — Sie sehen den Krieg und wir hören ihn nicht einmal."

„Aber feste! Sehen tun wir jenug, sogar zu ville. Aber det is 'ne janz piekfeine Sache, det muß ick schon sagen. Sss . . .s! wenn die Unseren so recht zu pfeffern beginnen!"

„Sieht man das ganz aus der Nähe?"

„Man sieht es, wie es der Kommandant sieht, denn wenn wa eene Meldung bringen, dann müssen wa doch bis hin . . .“

Jetzt ertönte das Glockenzeichen zweimal. Mit fieberhafter Geschwindigkeit wurde ein blauer Wagen bereit gestellt: „Nun, Schlawetz, holst du den Alten?“ fragte der Chauffeur seinen Kollegen. Schlawetz eilte um seinen blauen Wagen herum, und blickte für einen Augenblick hin zum Fragesteller. „Es scheint so . . . Hallo, Penkala, du bist schon da?“ Aber dabei arbeitete er weiter. In diesem Augenblick drang ein eigenartiger Laut an Brants Ohr. Als ob in der Ferne ein Gewitter im Anzug wäre. Ein kaum hörbares dumpfes Rollen, aufflammendes Dröhnen. Brand blickte auf den Himmel: „Ein Gewitter naht.“

„J wo! Det is ja Jeschützdonner, hören Sie es denn nicht?“ sagte Penkala und legte sich auf den Rücksitz seines Wagens bequem.

Brant fühlte, wie es in seinem Halse im Moment trocken wurde, der Atem in seinem Brustkasten, als wäre er in die oberste Wölbung einer Kuppel geraten und dort stecken geblieben.

Geschützdonner! Der erste Schlachtenklang! Der erste echte blutige Kanonenschall!

Der Donner wurde immer heftiger. Penkala setzte sich auf seinem Lager auf: „Wat zum Teufel treiben die dort? Es scheint, die Unseren machen sich näher heran an uns. Meinste nich?“

Der Chauffeur des blauen Automobils wurde ans Telephon gerufen. Er eilte an den beiden vorbei und rief ihnen lachend zu: „Jch wett' mit euch, wir rutschen vor! . . .“

„Jetzt höre ich die Geschütze das erste Mal,“ sagte Brant zum Chauffeur im Wagen.

„Dann haben Sie bisher nicht uffjepaßt. Det hört man jeden Morjen um diese Zeit. Allerdings nicht so dolle.“

„Bei uns auf dem Hofe ist großer Lärm. Hier ist es ruhiger, darum hör' ich es auch besser.“

„Vom Dorfende hört man es sehr jut. Da ist ein kleiner Hüjel und dort fühlt man fast die Luft erzittern.“

Der Führer des blauen Wagens eilte zurück.

„Was jibt's, Vettern?"

„Ick sagte doch, wir rutschen vor. Der Alte hat den Wagen marschbereit befohlen."

„Was heißt das: marschbereit?"

„Beehren Sie mir jütigst mit 'ner Zijarrette, Jenosse," sagte Penkala. Er bekam von Brant eine Handvoll Carbaty und so fuhr er weiter: „Danke. Also det heest soville, det allens uffzupacken is. Reservebenzin, Öl und der janze Klimbim; die kommen wahrscheinlich nich mehr zurück . . . die beziehen eine neue Wohnung. Na und da können Sie sich denken, daß auch wir weiterkommen. Und bis dahin: Jute Nacht, Herr Injenjöhr!" Damit drehte er sich auf dem Rücksitz um und schlief ein; so schmutzig, ungewaschen, ohne Frühstück. Die Zigarette genügte vorderhand.

Das blaue Automobil stand vollständig aufgepackt fertig zur Abfahrt. Schlawetz hatte angekurbelt und schwang sich rasch auf seinen Sitz. Langsam glitt er aus dem Hofe hinaus. Sowie der Wagen an ihm vorbei fuhr, rief Brant dem Schlawetz zu: „Möchtest mich ans Dorfende bringen, Bruder?"

„Na, komm!"

Er blieb nicht stehen — er rollte im Tempo weiter. Brant sprang ihm nach, schwang sich aufs Trittbrett und hielt sich am Türgriff fest.

„Wo bist du her, Kollege? fragte der Chauffeur und ließ durch einen Tritt auf das Beschleunigungspedal den Wagen auf den Fahrdamm springen.

„Ich bin von der Reparaturabteilung," sagte Brant und stellte sich besser zurecht.

„Ach ja, also ihr habt den Benzinbehälter des Muki zurechtgemacht?"

„So ist's," gab Brant ahnungslos zu und zog mit einer Hand die Mütze fester in die Stirne.

„Also darum rinnt er jetzt so gewaltig wie 'ne Wasserleitung; früher, da tropfte er bloß."

Brant wollte eine entsprechende Antwort geben, aber der Wagen rollte jetzt so flott drauf los, daß er vollauf damit

beschäftigt war, sich auf dem Brett zu halten. Er klammerte sich jetzt in die Gewehre, die hinter dem Chauffeursitz festgeschnallt waren.

Schlawetz wußte, daß Brant ihm jetzt auf Gnade und Ungnade ausgeliefert war. Darum hänselte er ihn weiter: „Eure Reparaturwerkstätte taugt nischt. Ihr seid alle Flickschuster. Der eene war ein Metzgergeselle, der andere, der Lange, der ist ein Bäcker . . . ja was zum Teufel versteht ihr denn vom Automobil?! Was biste denn in Zivil, Kollege?"

„Ingenieur."

„Das glaub' ich schon; gewiß in einer Spodiumfabrik."

„Warum redst du so blöd? Ich hab' ja einen eigenen Wagen und war Rennfahrer in Amerika."

Dem Schlawetz schien das zu imponieren: „Dat is wat anderes. Allerdings, dann: alle Achtung! — Wenn's wahr ist: schön, werde ich in die Fresse geschossen, komm ich zu dir mir den Zahn ziehen lassen."

Brant flog fast vom Wagen, den der Chauffeur mit einem mächtigen Druck auf die Bremspedale und gleichzeitigem Anziehen der Handbremse fast auf dem Fleck zum Stehen brachte. Die Gleitschutzstahlstifte der Hinterräder hakten sich kreischend in den rasigen Boden.

„Endstation. Jetzt tu dich nieder, Landsmann. Weiter kann ich dich nicht führen."

Sie waren am Dorfende, am Fuße des Hügels. Die Landstraße machte hier eine scharfe Biegung und dann streckte sie sich lange aus und verlor sich am Horizont zwischen den Bäumen.

Brant flog vom Wagen und die Beine spreizend kämpfte er um sein Gleichgewicht. „Danke, Kamerad! Und wenn es zum Zahnreißen kommt, vergiß mich nicht!"

Schlawetz war schon weit weg; ohne den Kopf zurückzuwenden winkte er bloß mit der Hand Abschied.

Brant stieg den Hügel hinan. Dann blickte er in die weite Ferne. Er sah vor sich eine eintönige Gegend. In der Ferne eine Bergkette, hier und da ein bescheidenes Häuschen, sonst nichts.

Aber einen Ohrenschmaus gab es dafür.

Vom Himmelsrande her tönte dumpfes rollendes Grollen. Mitunter knallte es plötzlich, scharf. Als ob der wolkenreine blaue Himmel das straff gespannte Fell einer Trommel wäre, in das mit einem spitzen Taschenmesser hineingestoßen würde. Gellendes Knallen. Das Dröhnen sauste ihm ins Ohr, daß er nachher das Klirren von Fensterscheiben zu hören meinte. Er legte sich auf den Rücken, drückte das Ohr an die Erde und horchte; auf seinem Gesicht erglühten rote Flecke, sein Herz klopfte erregt . . .

Der erste Kanonendonner!

Er fühlte sich gleichsam im Tempel der Natur, wo im mächtigen Chore Gottes auf der gwaltigen Harfe aus Metall Kinder als Ministranten: die Artillerie, das Instrument erklingen machte. Die Akkorde schmolzen noch nicht zusammen, nur das Grollen des tiefen Basses ließ sich abgebrochen vom Chor herab hören. Die große Arie war noch ferne, die einzelnen Stimmen, die pfeifenden, sausenden Kugeln, die zischenden, brummenden Geschosse, die brüllenden, heulenden Verwundeten konnte er noch nicht hören.

Das Orchester war noch weit, nur das Gebrumme der Baßgeige rollte bis hierher, wie am Dorfende in ungarischen Gegenden an Jahrmarktstagen das Gesumme der Zigeunermusik zu hören ist.

Hier empfand es Brant das erste Mal, welch unwiderstehlich lockende Kraft der Kanonendonner in der Ferne hat. Welch verführerisch schönes Orchester mochte das dort bei den Geschützen sein; welch wunderbarer Kunstgenuß mag solch ein Konzert, aus der Nähe angehört, sein . . . dies Melodram auf dem Schauplatze zu belauschen . . . wie berauschend mag es sein in diesem Höllentanze auf dem großartigen Tanzplatze dort mitzutanzen . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Laufschritt ging er ins Dorf zurück. Er stürmte hinein zum Oberleutnant:

„Herr Oberleutnant, ich bitte gehorsamst um meine Versetzung zur Chauffeur-Abteilung!“

„Sie sind wohl verrückt?! Glauben Sie, das geht nur so? Welcher Teufel reitet Sie denn? Haben Sie es hier nicht gut?“

„Herr Oberleutnant, ich melde gehorsamst, ich kann dies Leben hier nicht weiter ertragen . . . ich muß auf einen Wagen kommen, denn hier verroste ich.“

„Das ist ein dummes Geschwätz. Aber Sie haben Glück: ich bin ein guter Junge — sonst würde ich Sie einsperren. Verrosten tut des Teufels Urgroßmutter! Was behagt Ihnen hier nicht?“

„Herr Oberleutnant, ich kam, um in den Krieg zu ziehen. Ich kam freiwillig — um des Krieges willen. Bisher hab' ich keinen Feind gesehen, bisher hab' ich kein Gewehr knallen gehört —“

„Jaaa . . . glauben Sie denn, auch ich würde nicht lieber im Feuer stehen? Ich war Husar, mein Junge, und wurde hierher kommandiert. Jeder hat dort am Platze zu sein, wohin er gestellt wird. Sie wurden hierher beordert und hier haben Sie Ihre Pflicht zu erfüllen mit Lust und Liebe!“

„Wenn es aber da keine Pflicht für mich gibt, Herr Oberleutnant — wenn sich für mich hier nur eine einzige Beschäftigung gefunden hat: essen und schlafen.“

„Also dann halten Sie gefälligst Ihren Mund und essen Sie und schlafen Sie — dann ist eben dies Ihre Pflicht. Und nun deklamieren Sie mir nichts weiter vor! Glauben Sie denn, daß das Leben des Chauffeurs ein Leben voller Pracht sei? Wissen Sie, daß diese Leute Tag und Nacht im Dienst sind? Dazu taugen Sie nicht. Dorthin gehören keine Herren Ingenieure, sondern Kerle, die aus Bauernjungen Schlosserlehrlinge, aus Schmiedegesellen Chauffeure geworden sind, starke, zähe, arbeitsfreudige Männer!“

„Herr Oberleutnant, gestatten: auch ich war Schlosserlehrling, auch Geselle, dann Rennfahrer und meine Muskeln sind genau so brauchbar wie die des Hinz und Kunz . . .“

„Schluß! Sie bleiben auf Ihrem Platze, und damit ist die Sache erledigt. Übrigens braucht man, soviel ich weiß,

keinen Chauffeur. Und wenn es jetzt auch nichts zu reparieren gibt, es wird sich schon Arbeit finden."

Brant salutierte stramm, machte Kehrt und ging hinaus. Im Schuppen warf er sich erbittert aufs Stroh und blickte stumm die Soldaten in Reih und Glied, die im Hofe standen, an. Es war Gewehrappell. Der Wachtmeister visitierte die mit dem Lauf nach oben und mit dem zurückgezogenen Verschluß gehaltenen Karabiner. Brant hörte ohne weiteres Interesse zu, wie der Wachtmeister einen Krieger anrempelte:

„Ja was ist denn das? Heißt das geputzt und gereinigt? Hab' ich es euch nicht gesagt, daß der Lauf glänzen muß, daß wenn ich dich da hineinstecke, du durchgleiten mußt wie auf der Eisbahn?! Hab' ich nicht befohlen, daß das Zeug so glänzen muß, daß wenn da eine Fliege hineinfliegt, sie total erblindet? Glänzt das so?"

„Herr Wachtmeister, meld' gehorsamst, ich hab' daran geputzt, bis mir der Arm fast hinabfiel."

„Wär' er dir doch hinabgefallen! Gewiß putzt du jetzt umsonst daran, das blieb da noch von der letzten Mobilisation so! Aber wart' nur, du Schweinehund, der Herr Wachtmeister Wikula wird dir schon das Durchziehen des Gewehrlaufes beibringen. Stillgestanden!"

Ein Offizier eilte zum Tor herein; draußen auf dem Bürgersteig war ein großes rotes Automobil stehen geblieben. Der Offizier eilte auf den Wachtmeister zu:

„Wo ist der Herr Oberleutnant?"

Krater stand schon in der Küchentür.

„Herr Oberleutnant, bitte," sagte der Leutnant und überreichte ihm ein großes gelbes Kuvert. Der Oberleutnant las den Befehl und winkte dem Ordonnanzoffizier zu. Sie grüßten einander und der Leutnant lief hinaus und sprang ins Auto; nervös rief er dem Chauffeur zu: „Vorwärts! Gruppenkommando!"

Der Oberleutnant trat auf den Vorhof hinaus und schrie: „Wikula!"

„Der Wachtmeister machte scharf die Wendung: „Be-

fehlen, Herr Oberleutnant!“ und schritt auf seinen Kommandanten zu.

„Sofort abtreten!“

Die Sporen des Wachtmeisters klirrten. Er wandte sich um. Der Oberleutnant aber rief ihm zu: „Nicht Sie, die Abteilung soll abtreten, verstanden?! und sofort wird aufgepackt, eingespannt und angetreten. Vorne die Kanzleibagage und Offiziersbagage, dann der Krankenwagen, verstanden, so wie beim Abmarsch. Alles spannt ein, sofort! In einer Stunde steht die Abteilung in der Hauptstraße, Spitzenreiter an der Kirche. Verstanden?!“

Der Wachtmeister salutierte und schaute entschlossen seinem Vorgesetzten in die Augen:

„Ja, Herr Oberleutnant!“

„Abtreten! Marsch!“

Dann stellten sich beide vor die Abteilung und teilten der Mannschaft den Alarmbefehl mit. Das Kommando geht weiter. Wohin? Das wußte man nicht. Nur der sich nähernde Geschützdonner ließ auf die wahrscheinliche Marschrichtung schließen: jedenfalls weg vom Geschützdonner, der Heimat zu. Als ob die Soldaten jetzt behender geworden wären.

Im Nu war der Hof leer. Die Köche schraubten die Deckel auf die Kessel und verpackten ihre Requisiten. Sie holten einen mit grauer Leinwand zeltartig bedeckten Materialwagen hervor und spannten die Pferde vor. Es wurde alles genau und exakt ausgeführt, als ob sie nie etwas anderes zu tun gehabt hätten, als ihre Kisten im Handumdrehen aufzuladen.

Glückliches Militär, das jeden Augenblick marschbereit ist, dessen ganzer Haushalt auf dem Rücken im Tornister, oder auf einem Pferderücken oder unterm Bock des Wagens in einer bescheidenen kleinen Kiste untergebracht werden kann.

Als Brant aufstand, brodelte schon das Militär im ganzen Dorf gleich Seifenschaum im Kessel. Die sogenannte Automobilreparaturabteilung stand im Nu bereit. Sie traten vor Brant an, der seinen gerollten Mantel und Brot-

sack umgenommen hatte; seine kleine Handtasche wurde von einem seiner drei Untergebenen betreut. Die Werkzeugkiste — die Jungen nannten sie einfach: den Großbetrieb — stand genau vor den Schuhspitzen des Mittelmannes.

Brant stellte sich vor sein Detachement.

„Fertig?"

„Jawohl."

„Rechter Flügel, linker Flügel einen Schritt vorwärts — marsch!"

Die beiden Flügelmänner von den dreien traten je einen Schritt vor und standen jetzt in einer Linie mit der Kiste. „Linksum, rechtsum — marsch!" Sie machten beide scharf die Viertelwendung, nun standen sie der Kiste greiffertig gegenüber. „In die Hände gespuckt — marsch!" Die beiden Flügelmänner führten auch dieses Kommando mit sicht- und hörbarer Begeisterung aus. „Werkstatt fassen und heben — marsch." Die Kiste wurde an den Henkeln gepackt und gehoben.

„Direktion mir nach — Zug Schrrritt marrrsch!"

Stramm und stolz, mit wuchtigem Tritt setzten sich die beiden Flügelmänner in Bewegung und als sie an Brant vorbeimarschierten, wandte sich Brant an den steif stehenden Dritten: „Glied anschließen — marrrsch!"

Aber schon beim dritten Schritt erscholl es: „Rührt euch!" worauf Brant und seine drei Gesellen herzlich lachten. Sie waren alle vergnügt. Sie schleppten die Kiste, ihre Gewehre, ihre Habseligkeiten, wo doch in einer Entfernung von einigen Kilometern Geschütze Feuer und Verderben spien. Ihr Donner war nun im Dorfe schon überall sehr gut hörbar.

* * *

Brant saß unter dem Zelt des Lastautomobils und blickte traurig auf den Platz vor der Kirche. Ihm war, als ob hier jeder seine Rolle hätte, nur er nicht. Die Infanterie, die Kavallerie, der Train sind wichtige Faktoren, Organe der Armee; die nacheinander hinausrollenden Automobile mit den Offizieren des Generalstabes, der Wagen des Korps-

kommandanten mit den schweren Pelzen und mit dem sich stolz in die Brust werfenden jungen Chauffeur mit dem runden Gesicht — den seine Kameraden gleichfalls mit besonderer Hochachtung umgaben, wie die Offiziere ihren Kommandanten — all die waren besonders wichtige Persönlichkeiten in Brants Augen. Das waren Menschen und Gegenstände, die tatsächlich teilnahmen am Kriege. Sich selbst aber fühlte er hier als den einzigen überflüssigen Menschen. Er lachte bitter auf, als er sah, mit welch großer Bereitwilligkeit dem Chauffeur des Korpskommandanten die Kameraden halfen, selbst die Offiziere bekundeten eine gewisse Reverenz im Umgang mit ihm, und von welch großer Höhe infolgedessen „Fritz, mein Junge" herabblickte, wo er doch gerade solch ein Schlossergeselle gewesen war, als all die anderen. Das Recht des Privilegiums verlieh ihm nur jener zufällige Umstand, daß ihn seine Einteilung zum höchstgeordneten Offizier gebracht hatte.

„Selbst im Kriege gibt es keine Überlegung," brauste es jäh in Georg auf. „Mit seinem wertvollen Wissen und seiner Intelligenz hockt der Ingenieur oben auf dem Lastwagen und seine ganze Aufgabe besteht in der Bewachung einer armseligen Werkzeugkiste; der Kaltblütigkeit, dem oberflächlichen Wissen und dem Pflichtbewußtsein des Schlossergesellen aber ist das Leben des kommandierenden Generals anvertraut." Brant hätte gern gewußt, ob auch der Höchstkommandierende solchen Händen anvertraut wird?

Nun mußten sie gehen.

Der Abmarsch der Lastautomobile war zwischen den der Trainkolonne und der Personenautomobile gestellt. Vorerst marschierte die Infanterie des Stabes ab, einige Stunden später die Stabskavallerie und der Train, dann folgten die Lastautomobile und gegen Mittag die Personenautomobile des Kommandos. Mit solcher Einteilung traf das Kommando in seiner neuen Station fast gleichzeitig ein.

Im Städtchen standen die Menschen in Gruppen, in den meisten Höfen war ein rasches Aufpacken bemerkbar. So oft das Militär sich vor dem Feinde zurückzog, flüchtete auch die

Bewohnerschaft Hals über Kopf. Auf den Landstraßen wimmelte es von Lastwagen, Bauernwagen, abgenützten Chaisen und herrschaftlichen Landauern mit Flüchtlingen, die die unmöglichsten Sachen mit sich schleppten. Bettzeug, in Tücher gebundenes Speisegerät, Kasten, Etageren, Mehlsäcke, dazwischen Gipsfiguren, mancher Wagen war geschickt als fahrendes Zelt eingerichtet mit Tisch und Sofa. Die Flüchtlinge, meist polnische Juden, zogen sich furchtsam zusammen; Frauen, Kinder, Greise, junge Männer blickten mit gerötetem, fröstelndem Gesicht, mit verstörten Blicken unter den Zelten, zwischen den Säcken hervor. Aus den zwischen ihnen vorwärts jagenden Automobilen war ein heilloses Schreien hörbar. Die Offiziere waren bestrebt, in dieses Gewühl von Menschen und Tieren Ordnung zu schaffen; oft war der Reitstock die am prächtigsten sprechende Ultima ratio. So ein Bauer konnte den Menschen oft unglaublich einfältig anglotzen. Der verstand kein Rechts oder Links, oder er blieb mit seinem jämmerlichen Fuhrwerk mitten auf der Straße stehen, oder aber er hieb plötzlich auf seine Pferde los und jagte von einer Seite des Weges hinüber auf die andere. Da stockte die ganze Kolonne, die Pferde der Artillerie bäumten sich, die stramm formiert marschierenden Infanteriekolonnen wurden zusammengedrängt, die Automobile konnten nicht weiter. Ein Geschrei, Antreiben, Kommandoworte erschollen um die Wette mit den merkwürdigen Segenssprüchen der fluchenden Mannschaft. Bei solchen Gelegenheiten bewährte sich die Reitpeitsche auf den dicken Mantel des Bauerntölpels als eine märchenhafte ordnungschaffende Kraft.

Manchmal wurde das erst sich drängende Heer der Flüchtlinge auf der Landstraße weniger dicht. Da gab es am Wegrand irgendwo gewiß eine Schenke, wo die Flüchtlinge von der Straße auf die Felder lenkend, ihr Lager aufschlugen. Sowie sie aber das weiterziehende Militär bemerkten, entstand unter ihnen eine Geschäftigkeit wie in aufgescheuchten Ameisenhaufen; die Wagen wurden mit fieberhafter Hast aufgeladen, die Frauen krochen auf die Fuhrwerke und

kümmerten sich nicht darum, wenn ihre Röcke bis übers Knie sich hochschlugen, die Menschen, Kinder, Weiber mit Säuglingen, Jungen, Greise nahmen schreiend ihre Plätze ein und nun ging es hastig auf der Landstraße los. Mit der Zähigkeit der Verzweiflung waren sie bestrebt, sich in die Marschkolonnen einzureihen, mit ihr zugleich weiterzuziehen. Als ob diesen Menschen weder Wagen, noch Himmel und Erde eine Sicherheit gewährt hätten, nur das Militär. Unter ihnen auf der Landstraße, da fühlten sie sich in Sicherheit. Von den Mannschaften hatten es die gut, die in ihrer Nähe trotten konnten. Da gab es immer etwas zum Essen und zum Rauchen, es wurde ihnen vom Wagen gereicht. Dieses arme, entsetzte Volk teilte, nein: gab seinen letzten Bissen den mit ihnen marschierenden Soldaten — bis sich dann die Lage änderte: als die auf den Wagen nichts mehr hatten, da reichten die Soldaten den schreienden Kindern oder matten Frauen einen Bissen Kommißbrot oder einen Schluck Branntwein . . . Seither aber floß viel Blut auf jenen Feldern, wo jetzt die beiden Armeen erst hin- und herzogen...

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eine armselige kleine Schenke stand an der einen Straßenbiegung, und da zweigte ein breiter Weg von der Landstraße ab, in ein tiefer liegendes Städtchen. Die kleine Stadt lag in einer Entfernung von einer vollen halben Stunde verborgen von der Landstraße und die meisten Flüchtlinge strebten hierher, sie glaubten, da käme der Feind nicht hin. Sowie sie die Landstraße verlassen konnten, fühlten sie sich schon sicherer. Auf dem abzweigenden Fahrweg entstand ein erregtes Drängen und Stocken, wie eben auf allen Wegen, wo die Flüchtlinge sich selbst überlassen blieben und kein Militär unter ihnen war.

In diesen Zeiten war das Militär die Polizei, der Richter und das Vollstreckungsorgan der Landstraße. Wer das nicht gesehen, wird es nie wissen, wie großartig das Militär dieser gelegentlichen Aufgabe gerecht wurde. Wie oft zeigte eine Aufmarschlinie ein solch verzweifeltes Bild, daß es un-

möglich schien, mit Artillerie oder Train hier durchzukommen. Aber das klare Wort, die kluge Disposition und das nachdrückliche Zureden des Militärs brachte in einigen Minuten Ordnung in das Durcheinander von Menschen, Tieren und Wagen. Wie oft konnte man verdächtige Visagen sehen, Bauernkutscher mit dreckigen, aber trotzdem ungewöhnlich wohlgepflegten Händen, mit düsteren, aber trotzdem Intelligenz verratenden Blicken; wie oft war das Leben von abertausend Menschen durch solche findige Spione großen Gefahren ausgesetzt. Aber da war das Militär; — es fahndete just nach diesen Gesellen — im Nu war das Vorführen, das Verhör, das Urteil und die Vollstreckung erledigt. An manchem Maulbeerbaume reiften in diesem Herbste ganz ungewohnte Hülsenfrüchte. Aber es war richtig und gut so — mochten im wohlgepolsterten Studierstuhl sitzend sehr kluge Gelehrte darüber murren, daß es not getan hätte, gründlich nachzuforschen und das Beweisverfahren nicht zu meiden. Da genügte die ungewisse Antwort als Indizium auf die einfache, verhängnisvolle Frage: „Was suchst du da?“ von seiten jener, die es nur zu gut wußten, was die hier suchten.

Ein Auflauf vor der Schenke an der Straßenbiegung. Von den dahinfahrenden Wagen blickten die Flüchtlinge mit gestrecktem Halse zurück; mancher Wagen blieb stehen und die Männer sprangen hinab. Im Hofe der Schenke stand ein Infanteriezug und vor dem Schuppen standen mehrere höhere Offiziere, vor ihnen im blauen Arbeiterkittel ein junger Mann mit struppigem Barte.

Der Maschinist der Ziegelfabrik, die sich der Schenke gegenüber befand, stand vor dem militärischen Standgericht. Der Geselle schien in russischen Diensten zu stehen und da er jetzt gefangen wurde, wußten der Wirt der Schenke und manche Weiber aus der Fabrik eine Menge verdächtiger Daten den Offizieren vorzulegen.

Die Hände gefesselt, stand der Delinquent mit zynischer Ruhe da und gab auf die an ihn gerichteten Fragen keine Antwort. Die Zeugen und ein Husarenoberleutnant sprachen dafür genug. Beim Aufmarsch des Militärs stand der Ober-

leutnant an der Wegkreuzung auf der Landstraße; er war im Rückweg über das verborgene Städtchen von einem Patrouillenritt gekommen. Gelangweilt schaute er sich um und da fiel ihm der hohe Schlot der Ziegelbrennerei auf. Merkwürdig! Überall das größte Durcheinander, die Bewohnerschaft in voller Flucht und diese Fabrik war in Betrieb — der Schlot rauchte. Unverständlich. Was ist denn das?! Der Rauch ist jetzt weg. Er bricht wieder hervor! Einmal, zweimal, dreimal. Kurze Rauchknäuel. Jetzt wieder Pause... jetzt bricht wieder Rauch hervor, eine lange Rauchsäule, dann wieder eine... Was zum Teufel bedeutet denn das?!! Wenn da im Kessel geheizt wird, kann doch der Rauch nicht so stoßweise steigen! Der Oberleutnant ging in die Schenke: „Sagen Sie, Wirt, wird da in der Ziegeleibrennerei gearbeitet?"

„Seit drei Monaten nicht."

„Warum wird denn geheizt?"

Der Wirt kam jetzt ganz nahe und flüsterte: „Ja, Herr Oberleutnant, das ist eine merkwürdige Sache. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß bei einem jedesmaligen Durchzug von Militär der Schlot immer raucht. Der raucht aber nicht ununterbrochen, sondern mit Unterbrechungen. Ich bin kein gebildeter Mann, ich hab' bloß das Gefühl, daß dies nicht mit rechten Dingen zugeht. Wollen Sie bitte sehen, die vorige Woche habe ich mir das Datum und das Rauchen des Schlots notiert. Sehen Sie, bitte" und er zog ein Notizbuch hervor, da stand auf einer Seite geschrieben: „4. September: einmal kurz, zweimal lang, dreimal kurz, einmal lang, fünfmal lang" und so ging es weiter an verschiedenen Tagen mit verschiedenen Varianten."

Der Oberleutnant war aufgesprungen und winkte fünf Husaren heran. Die eilten im Laufschritt hinüber in die Fabrik. Der Hof war groß, da standen Frauen und müde, schwache Soldaten. Linkerhand war das Maschinenhaus. Der Oberleutnant stellte einen Mann ans Tor, zwei zur Tür des Maschinenhauses, mit den zwei übrigen drang er ins kleine Haus hinein ... Es stand leer, in dem einen Kessel brannte schwaches Feuer.

„Sucht mir den Maschinisten!“ Die Husaren machten sich auf die Suche und brachten nach drei, vier Minuten den Maschinisten. „Warum heizest du?“ fuhr ihn der Oberleutnant an.

Der Maschinist schnitt ein Duckmäusergesicht und blickte ihn schlau an: „Ich nicht sprech Deutsch, allein Polnisch . . .“

Der Oberleutnant blickte sich um: „Wer kann hier Polnisch?“ Die Husaren konnten es nicht, aber im Hofe fand sich ein Pionier, der Polnisch sprach, den brachte man herein.

„Frag den Schuft, warum er jetzt heizt?“

Der Anweisung entsprechend schrie der Pionier den Maschinisten an: „Du Schuft, du Galgenvogel, der Herr Oberleutnant läßt dich vierteilen, wenn du nicht sofort sagst, warum du heizest, daß dich der Teufel hol'! Es ist ja noch kein Winter!“

„Ich wollte nur Kartoffeln braten.“

Der Pionier übersetzte die Antwort. Der Oberleutnant herrschte den Maschinisten an: „In diesem Kessel willst du Kartoffeln braten, du Hundsfott! Wo sind die Kartoffeln?“

„Im Keller . . .“

„Zeig sie mir, vorwärts!“

Sie gingen über den Hof. Als die Weiber die Husaren mit gezogenem Säbel und den Oberleutnant mit dem Revolver in der Hand sahen, schrien und kreischten sie und wollten davonlaufen.

„Keiner rührt sich vom Fleck! Wer sich rührt, wird niedergeschossen!“ rief der Oberleutnant in scharfem Tone.

Im Keller gab es keine Kartoffeln, dafür kam ein Pionier mit der Meldung, daß er neben dem Kessel eine Vorrichtung entdeckt hätte, die zum Absperren und Öffnen des Rauchabzugskanals diente. Im Zimmer des Maschinisten, im Strohsack, wurde nur eine Morsetafel gefunden.

Der Oberleutnant befahl dem Pionier, er solle mit Hilfe der Morsetafel und des Sperrhebels rauchtelegraphieren: „Russen, ihr Hundekerle, wir haben eure Marconistation.“ Den Maschinisten ließ er hinüber in den Hof der Schenke führen. Die fünf Husaren hüteten den Kerl wie ihr Augenlicht.

Gegen Mittag zog auf der Landstraße der kommandierende General des Korps vorüber.

Der Oberleutnant meldete dem General den Fall. Der General betrat mit seinem Stabe den Hof, den Soldaten absperrten, und binnen zehn Minuten war das Urteil gesprochen: „Der Maschinist wird auf den Maulbeerbaum im Hofe gehenkt, der Schlot wird niedergerissen, der Pionier, der den Hebel und die Morsetafel fand, bekommt 10 Mark und eine Zigarre von Seiner Exzellenz dazu, der Wirt erhält ein Belobungsdekret."

Das Urteil wurde pünktlich ausgeführt. Der Maschinist verlor nach dem Urteilsspruch seinen Humor, er flehte heulend um Gnade, er gestand alles: er sei kein Pole, er sei ein russischer Soldat, Korporal der Telegraphenabteilung, die Signale habe er seit einem Monat auf Befehl des russischen Kommandos gegeben, und zwar dem Popen im Dorfe jener fernen Berge.

All dies nützte nichts. Als Brant dazu kam, hing der Rauchtelegraphist am Baume. Man ließ ihn hängen als abschreckendes Beispiel für solche, die sich mit Spionage befassen mochten.

Die Pioniere unterminierten gerade den Fabrikschlot. Den Schaltapparat der elektrischen Leitung setzten sie auf einen Tisch der Schenke, davor saß der Pionierhauptmann bei seinem Glase Bier. Zehn Minuten vor der Sprengung wurden sämtliche Wege abgesperrt. Auf der Landstraße wurde oberhalb der Schenke das große Lastautomobil, auf dem Brant saß, quergestellt.

Der Pionierhauptmann stand jetzt schon in der Schenke, er hatte seine Uhr in der Hand und zählte die Minuten.

Es fehlten noch zwei Minuten. Die Mannschaft versammelte sich um die Schenke.

Eine Minute.

Der Hauptmann winkte dem Pionier, der jetzt vor dem Apparate saß.

„Brr—rrumm — bumm — puk, pak—pak . . ."

Ein rotes Aufblitzen. Die von unten emporstürmende

Rauchsäule dehnte sich zur Wolke und verdeckte den Rumpf des Schlots. Ein Krachen, ein reibendes, sägendes Prasseln: Scharrara — rarra — — rat — rat . . . Ein scharfer Knall: der Schlot brach im Rumpf, neigte sich langsam, und im Rauchnebel sich immer rascher vorbeugend, stürzte er auf das Dach des Maschinenhauses. Das Dach riß ein, noch ein knallendes Platzen . . . und aus den wirbelnden Rauchmassen tauchte das ganze Gebäude samt Schlot als ein Trümmerhaufen hervor.

Im Augenblick der zweiten Explosion wurde hinter Brant ein heilloses Geklirre, Hufegestampfe, Rädergerassel laut, in das sich ein mächtiges Fluchen mengte. Hinter dem Automobil standen die ersten Batterien eines Artillerieregiments in Kolonne aufgefahren. Die Bespannung des ersten Geschützes schien von der Explosion erschrocken zu sein. Das Roß des Vorspanns bäumte sich hoch und riß das Stangenpferd mit sich; die beiden Pferde sprangen zur Seite und zwangen die übrigen mit. Die Kanoniere rissen am Zaumzeug. Das Krachen des Schlots, das Brüllen der Menschen, das Zerren am Zaume machten die sechs Pferde ganz scheu und sie begannen wie toll herumzuspringen, auszustoßen, so daß sie nicht zu halten waren. Zwei Kanoniere hielten es für angezeigt, sofort auf den Bauch zu fallen und auf allen Vieren unter das Automobil zu kriechen. Das Ganze geschah in einem Augenblick, als die letzte Detonation erfolgt war. In der nächsten Sekunde wälzten sich Pferde, Menschen, Protzkasten und Geschütz im Graben, die Bespannung des zweiten Geschützes ging nach der anderen Seite durch.

Nachdem der Schlot gesprengt war, ritt der Oberst zur ersten Batterie vor; er war wütend, denn der Weg war versperrt. Der Oberst machte auch hierfür den Maschinisten verantwortlich: „Diesen Schurken müßte man noch einmal hängen . . . selbst als Gehenkter fügt er uns noch einen Schaden zu.“ Er fluchte lieber über den erledigten Spion, als daß er seine Mannschaft gescholten hätte. Auch dies charakterisierte den Obersten. Er sprang aus dem Sattel, stemmte die Fäuste in die Hüften und stellte sich mit ge-

spreizten Beinen an den Grabenrand, in die Nähe des Lastautomobils, das jetzt in die Marschrichtung gelenkt werden sollte. Das Rattern des Motors begann auch die bisher stillen Pferde zu beunruhigen, die Tiere im Graben stampften nervös die steile Wand hinauf, aber im glitschigen weichen Boden rutschten sie immerzu aus und konnten nicht auf die Beine gebracht werden. Das Geschirr riß rechts und links, es war ein Ärger.

„Naa, nana, du Brauner du . . . das Donnerwetter fahr' in dich, so steh doch still! Gelt, Brauner, du kannst nichts dafür, daß so'n Maulaffe auf deinem Halse sitzt! Hallo, Kanonier, halt dich man feste am Zügel . . . brrr, na, naaa . . . Wie, Brauner? . . . jawohl, du hast recht. He, Dummkopf, wie heißt dein Pferd?“ fragte er den verzweifelnden Helden auf dem Pferde, dessen eine Gesichtshälfte in den weichen Lehm gedrückt war.

„Barbarossa, Herr Oberst,“ stöhnte der Gefragte und war ehrlich bemüht, sein Roß aus der mißlichen Lage zu befreien.

„Nananaa, Barbarossa, . . . hast so 'nen feinen Namen und bist doch nicht ruhig? Hab' doch keine Angst vor der fauchenden Maschine — die tut dir nichts . . . Donnerwetter, Kinder, kommt ihr denn endlich aus dem Graben heraus oder wollt ihr den Friedensschluß dort abwarten? Vorwärts, marsch, kriech auf allen Vieren herauf und sei nicht um dein holdes Angesicht besorgt.“

Um den Obersten herum waren auch schon die übrigen Offiziere, und das gab ein Durcheinander von Zureden, Anspornen, Fluchen, Kommandieren, die Unteroffiziere waren behilflich und fluchten drauf los. Die Pferde mußten ausgespannt und einzeln heraufgeholt werden. Die rollten im Graben herum mit den Beinen nach oben; als sie dann auf den Beinen waren, sprangen sie aus dem Graben und standen mit zitternden Lenden auf dem Wege. Im Graben blieb das erste Geschütz und stand mit dem vollen Protzkasten vollkommen auf dem Kopfe, das zweite war am Grabenrand halb umgekippt, mit dem Kopfe abwärts. Jetzt war

die Mannschaft der zweiten Batterie abgestiegen und an die zwanzig machten sich an die Arbeit, sie banden lange Seile an Lafetten, Räder und Geschützrohr. Die Geschütze rührten sich nicht. Die Offiziere sprangen hin und her, sie hockten sich nieder, schauten unter die Räder, berieten, debattierten — sie waren noch am Beginn des Krieges.

Brant trat zu ihnen hin und wandte sich an den Adjutanten des Obersten: „Herr Oberleutnant, melde gehorsamst, mit dem Lastautomobil könnte man die Geschütze leichter herausholen.“

Der Oberst blickte seine Offiziere an: „Der spricht vernünftig. Der Chauffeur hat recht.“ Dann wandte er sich an Brant: „Geh, mein Junge, und hole diese Kaffeemühle.“

Brant lief zum Automobil und ließ den Wagen zurück bis zu den Geschützen fahren. Die Lafetten wurden angeseilt und in den großen Haken am Wagenende eingehakt. Beim ersten Anziehen riß das Seil, das halb gehobene Geschütz fiel zurück, die Lafette zeigte gen Himmel, das Automobil machte einen Sprung. Die Seile wurden verdoppelt und das Automobil zog wieder an. Die Hinterräder improvisierten für einen Augenblick einen Geiser im Schlamm und rutschten wie toll. Es wurde Kiesel und Sand darunter gestreut, der Schlamm weggeschaufelt und im Graben stemmten die Kanoniere ihre Schultern an das Geschütz. Das Automobil zog heftig an ... die Seile spannten sich zum Reißen, ein „Schiiiieb-an! Tooorück!“ und das Geschütz stand auf der Landstraße. Es war den Händen der Kanoniere entglitten, viele lagen der Länge lang auf der Erde, manche hatten sich an dem Geschütz festgehalten und wurden nun mit diesem zugleich auf den Fahrdamm gerissen. Jetzt lachten sie alle, Offiziere und Mannschaft. Nun kam der Protzwagen und das zweite Geschütz samt Protzkasten hübsch der Reihe nach auf den Fahrdamm herauf. Aufzäumen, einspannen, Aufsitzen, dies alles ging nun fabelhaft geschwind. In einigen Minuten stand die Batterie marschbereit, als ob nichts geschehen wäre. Nur der Schlamm

in den Gesichtern, auf Ellbogen, Knien, überall . . . Tut nichts, der Regen, der just beginnt, wird sie schon reinwaschen.

Der Oberst rief Brant zu sich: „Ihr Jungens habt brav gearbeitet. Dies könnt ihr hinter die Binde gießen," und er reichte Brant einen Zwanzigmarkschein.

Brant stand tadellos stramm. „Herr Oberst, ich danke gehorsamst. Ich darf es nicht annehmen. Es war Dienst."

„Dummkopf! Wir sind im Dienst? Dann befehle ich das Geld anzunehmen und es mit deinen Kameraden gründlich zu vertilgen!" schrie der Oberst ihn lachend an und schwang sich aufs Pferd. Er zog den Säbel: „Vorwärts . . . Schritt Marsch!"

Auf Brant wirkte das Benehmen des Obersten eigenartig. Geld für den Dienst zu geben . . . Trinkgeld. Jawohl, dies ist ein Trinkgeld, wenn auch ein ansehnliches . . . Er grübelte nicht lange weiter: er ging zum Auto, stieg hinauf und gab das Geld seinen Kollegen. Wie hatten sich die schon darauf gespitzt! Der eine sagte zum anderen: „Dieser Ingenieur ist ein braver Kerl!" Da sagte der andere dem einen: „Dieser Ingenieur ist ein dummer Kerl!" und beide hatten recht.

Nun ging die Reise munter fort.

Nachmittags trafen sie in einem galizischen Städtchen ein. In der Vorstadt wurde das abziehende Militär immer dichter. Kavallerie, Artillerie, Infanterie, lange Kolonnen der Trainfuhrwerke zu zweit, zu dritt. Die Automobile konnten nur schwer vorwärts kommen . . . sie rollten langsam dahin. Es dauerte fast eine Stunde, bis sie von der Vorstadt bis zum Marktplatz sich durchwinden konnten. Brant kommandierte das Lastautomobil in den Automobilpark und seine Leute begannen sofort mit dem Reinemachen des Wagens. Brant erkundigte sich sofort nach der Feldpost. Im Tor traf er einen freiwilligen Unteroffizier, der das Benzinfassen besorgte:

„Hallo, Brant. Sie haben einen Berg von Briefen auf der Post. An die zwanzig Liter." Dieser junge Mann drückte alles, Gewicht, Länge, Breite, Höhe in Liter aus . . . auch die Menschen berechnete er literweise.

„Ich wollte gerade hin. Danke, Herr Unteroffizier.“

Auf der Straße war man ihm behilflich:

„Jenes große gelbe Gebäude dort am Straßenende, das ist die Feldpost.“

Im Postamt lagen die Postsäcke und die schon sortierten Briefe in großen Mengen. Hier türmten sich auf: die Grüße, die guten Nachrichten, die traurigen Mitteilungen, das sehnsüchtige Schmachten, die alltäglichen Wertlosigkeiten, die lügnerischen Täuschungen, die aufrichtigen Schmerzen, Treue, Heuchelei, Kummer und Trug — aus der Heimat.

Brant bekam eine Handvoll Briefe. Aufmunterung, Verzagtheit, Sehnsucht, Verzweiflung, Ruf und Flehen eines Monats von Helene. Als er die Briefe in der Hand hielt, da klopfte ihm das Herz gewaltig. „Was steckt wohl in diesen weißen Briefkuverten . . . bringen diese längst geschriebenen Briefe Freude oder Schmerz?“ Im ersten Augenblick entrang sich Georgs Seele ein Seufzer der Erleichterung. „Es kann nichts Arges sein, sie schreibt ja,“ aber schon der nächste Augenblick brachte ihm Zweifel: „Was mochte seit dem letzten Brief geschehen sein?“ Er sah sich das Datum an. Vor zwölf Tagen ging das Schreiben von zu Hause weg. Er seufzte. „Zwölf Tage . . . welche Gefahren mochten seitdem Helene erreicht haben, in jeder Minute der Stunden.“ Er trat auf die Straße hinaus. Vor dem Hause verbreitete eine Petroleumlampe ihr bescheidenes Licht. Brant öffnete den letzten Brief. Er las ihn . . . dem Schreiben entströmte der Klang erschütterndster Verzweiflung: „Warum schreibst Du nicht . . . warum bekomme ich keine Nachricht von Dir? Nun ist es bald ein Monat, seit Du weg bist und seitdem bekomme ich kein Lebenszeichen von Dir. Ich ertrag' es nicht weiter. Ich gab jede Hoffnung auf, Dich je wiederzusehen. Des Nachts quälen mich gräßliche Träume. Beim Erwachen weiß ich nicht, war es ein Traum, war es die Wirklichkeit? Der Morgen läßt neu die Hoffnung in mir entstehen: jetzt kommt Dein Brief. Ich warte von Stunde zu Stunde, ich stehe am Fenster und spähe nach dem Postboten aus. Jetzt, jetzt kommt er . . .

Ah, er ging vorüber. Ich bekam wieder keine Nachricht von Dir. Georg, ich gehe zugrunde . . . ich kann es nicht weiter ertragen!“

Brant ließ die Hand mit dem Brief schlaff herabsinken und er blickte starr in das spärliche Licht der Lampe: „Arme Helene . . . und sie bekam meine Briefe nicht.“ Eine namenlose Wut schnürte ihm die Kehle zusammen; er schlug mit der Faust in die Luft; er hätte das Haus in ohnmächtigem Zorn niederreißen mögen. Er rannte zurück ins Postamt. „Meine Frau bekommt seit einem Monat keine Nachricht von mir. Ich habe geschrieben, telegraphiert — und sie bekommt nichts, gar nichts zugestellt. Sind Sie denn verrückt?! Kann eine Frau diese Ungewißheit ertragen?! Haben Sie kein besseres Empfinden?! Ja wie zum Teufel sollen wir hier unsere Pflicht erfüllen, wenn wir jeden Augenblick daran denken müssen: was geht zu Hause vor?!“

„Freund, schreien Sie hier nicht,“ fuhr ihn ein Postbeamter an. „Sehen Sie nicht dieses aufgestapelte Material? Glauben Sie, wir haben nichts anderes zu tun, als just auf Ihre Briefe acht zu geben? Wenn Sie sie richtig adressiert und aufgegeben haben, dann mußten sie angekommen sein. Wenn nicht, dann ist es eben ein vis major. Jetzt sind wir im Krieg. Sie können wissen, daß der Postverkehr bald da, bald dort stockt. Die Züge verkehren nicht wie in Friedenszeiten — bald gibt es hier, bald dort Verspätung — und so entstehen Wochen der Verspätung daraus . . .“

„Das macht uns nicht froh, mein Herr! — und wie Sie es anstellen, geht mich nichts an! Aber es handelt sich darum, daß Sie für eine rasche Beförderung zu sorgen haben. Glauben Sie, es genügt, wenn uns Proviant und Munition nachgeschleppt wird? Glauben Sie, daß nicht der Teufel den ganzen Krieg geholt hat, wenn man nicht für die Seelenruhe des Soldaten gleichfalls sorgt? Was kann der Mann leisten, der immerzu darüber grübelt: ob wohl sein Stückchen Land, sein Weib, seine weinenden Kinder seither nicht zugrunde gegangen sind?!“

„Das ist Geschwätz! Im Kriege muß man sich mit Haut

und Haar, mit Leib und Seele aufopfern! Jetzt gibt es keine Familie, keine Gedanken an Haus und Hof, jetzt gibt es nur den Dienst. Im Kriege da gibt es keine Frauentränen, Kindergeheul, da gibt es nur die Armee, Waffen und Munition. Jeder wache mit der Einsicht auf, daß die Nacht bloß ein Geschenk gewesen, und jeder denke nur an sich, an nichts anderes . . . nur an sich . . ."

Brant hörte das Weitere nicht, denn er mußte hinaus auf die Straße. Die Luft drin war so dumpf, so muffig, daß sie sich ihm auf die Brust legte. „Dummheiten!" Damit hatte er seine Rechnung mit den bestehenden Tatsachen abgeschlossen. Er blickte auf die Briefe in seiner Hand: „Ich bin froh, daß ich sie überhaupt bekommen habe. Die arme Helene, vielleicht liest sie gerade jetzt meine Briefe." Das tröstete ihn. Wo könnte man hier ungestört, allein, versteckt die Briefe lesen? Es war kalt, und in diesem regnerischen, feuchten, dreckigen, kalten Herbstwetter lockten ihn die Briefe eine warme Ecke aufzusuchen, wo es hell ist, Lampenschein, und wo man sich verkriechen kann, und nichts von der schroffen Vergänglichkeit des Herbstes sieht . . . In ein Café? Er ging durch die Straßen kreuz und quer. Er kam bis zum Lehrerseminar, wo die Automobile eingestellt wurden. Hier standen auf dem weiten Hofe der Reihe nach die beschmutzten, schmierigen Wagen. Hier hörte er, daß er nicht zum Trainoberleutnant einzurücken brauchte, denn die Reparaturabteilung wurde jetzt für ständig zu den Lastautomobilen kommandiert. Auch so war's gut. Um so besser, denn der Trainzug wurde in die Kaserne am Stadtende einquartiert, da müßte man von hier eine volle Stunde laufen. Er meldete dem Parkinspektionsunteroffizier, daß er im Café zu finden sei. Die Chauffeure kamen zusammen und gingen mit Brant.

„Ein Café? . . . Wie, gibt es da ein Kaffeehaus . . . ein richtig gehendes Kaffeehaus?" Es war dieselbe Wirkung, als ob ihnen einer gesagt hätte: Ihr seid zu Hause. Viele konnten nicht in gemächlichem Schritt dorthin gehen — sie liefen. Als Brant mit einigen Kameraden hinkam, war das Lokal fast ganz voll. Auf den Straßen eine Unmenge von

Soldaten. Auf dem Marktplatze lagerten der Train und Husaren. Vor den Läden standen Menschen die Fülle, Soldaten gingen ein und aus. An den Straßenecken beratende, debattierende Gruppen: „Man kann gar nichts mehr bekommen!“ Hier und dort gesperrte Läden. „Ausverkauft! Nichts mehr vorrätig!“ Diese Völkerwanderung dauert schon seit zwei Wochen! Da nützt kein Geld, da nützen keine guten Worte, Flüche, Drohungen, Gewalttätigkeiten. „Es ist nichts da!“ Wie schwer wurde dieses Wort verstanden. Viele Beulen entstanden an den Schädeln, weil dieses „nichts da“ den Weg in das müde Soldatengehirn nicht finden konnte. Und wie viele solche „nachdrückliche“ Kunden saßen schon in Arrest wegen nachdrücklichen Befragens.

Wir brauchen nicht zu erschrecken, unsere Jungen haben das „nichts da“ sehr bald zu verstehen gelernt, dann aber war es nach einigen Wochen gerade so schwer, die unerwartete Antwort „es ist zu haben“ zu verstehen.

Kaufleute, Wirte sperrten ihre Lokale. Die abgehärmten polnischen Juden mit Locken und Kaftan zogen sich zitternd in ihre Stuben zurück. Die Augen der Soldaten waren furchtbar, als sie den Händler anstarrten, die Soldaten, die vorhin noch ermüdet vom langen Marsche, durchnäßt vom hartnäckigen Regen, lachend, als ob sie in das Paradies gelangt wären, in den Laden traten: „Bitte Bier!“ — „Nichts da.“ „Bitte Zigaretten!“ „Nichts da.“ „Zigarren?“ „Nichts da.“ „Geben Sie mir Brot.“ „Nichts da.“ „Was haben Sie denn?“ „Nichts.“ Diese starren Augen, diese ungläubigen, forschenden Blicke! „Hast du's nicht versteckt, hältst du's nicht für den Russen bereit?“ „Nein, nein, nein, bitte nein!“ Und wie viele haben damals gelogen. Denn sie wußten, daß diese starren Augen weggehen, aber den blutunterlaufenen grimmen Blick des Feindes begleitet ein Zähneknirschen; diese feindlichen Augen werden schlagen, morden . . . wenn die Russen kommen sollten . . . und sie nichts fänden.

* * *

Brant sah kaum etwas von diesem Wirrwarr. Ihn zogen die Briefe weiter. Er hatte sie in seinen Rock ans Herz gesteckt. Und wie wärmten ihn diese schmalen, weißen, mit kleinen Schriftzügen eng beschriebenen Seiten! Wie machten die alles vergessen, den Krieg, die Kälte, Hunger, Greuel! Wie veränderten diese ersehnten Zeilen das Bild des ganzen verzweiflungsvollen Krieges! — Es wurde eine einfache Manöverstimmung daraus! Diese weißen Blätter verdeckten Blut und Pulverdampf ...

Das Café war in einem großen Eckhaus. Die Etage blickte finster auf das Laub der Bäume, im Erdgeschoß aber brachen aus den großen und breiten Fenstern dichte Lichtgarben auf den Platz. Die eine Seite der Bäume vor den Spiegelfenstern war grell beleuchtet, das Grün der Baumkronen brach mit den roten Streifen des Lichts unbestimmt aus der Finsternis hervor, überzogen von der kalten Patina des elektrischen Lichts.

Die Gruppe mit Brant kam zur Tür; die war zu. Eine Tafel gab Aufklärung: das Café hat seinen Vorrat ausverkauft und ist darum gesperrt. Brant entdeckte in einer Seitengasse einen Toreingang; durch das Tor kamen sie auf einen Korridor, da reinigten Offiziersdiener Uniformstücke und Stiefel; von hier aus betraten sie das Café. Da saßen an den Tischen Gemeine, Unteroffiziere, Offiziere. Elektrisches Licht beleuchtete hell den Saal; die Tische aber standen leer, die Kellner lungerten herum ohne zu bedienen. Im Saale war es ungewohnt still, hier wurden Briefe, Zeitungen, Notizen gelesen und geschrieben, was es da zu schreiben gibt. Hier bekamen sie nur Licht und Wärme, dies aber kostenlos. Brant schaute sich um: „Was könnte man da bekommen?" Neben dem Büfett führte eine Tür in die Küche, das war eine schmutzige unordentliche Höhle. Inmitten von schmutzigem Geschirr, Speiseresten, zerbrochenen Flaschen, leeren Töpfen stand der Herd mit breitem Rücken, dahinter der Koch. Vor ihm drängende, herumfluchende Soldaten, nachfragende Offiziere.

„Fett?"

„Keins da, Herr Leutnant.“

„Mehl?“

„Auch keins da.“

„Eier?“

„Auch nicht. Der Wirt ist gestern geflüchtet, der hat nichts zurückgelassen . . .“

„Nicht ein Ei?“

„Nicht eines.“

„Und was ist denn das?! Der Henker soll dich gerade bügeln, du Lump du!“ Ein Oberleutnant starrte den Koch mit großen Augen wild an. Er hatte einen Korb voll Eier entdeckt, der verborgen in einer Ecke stand. „Wenn du binnen drei Minuten nicht Fleisch und Fett und Eier und Mehl beisammen hast und dich nicht sofort ans Kochen machst, dann spalte ich dich entzwei!“

Nach einer halben Stunde drängte sich der Oberleutnant mit breitem Grinsen aus der Küche, in der Hand mit einem großen Teller, darauf ein prächtiges Naturschnitzel.

Keinen störte es im Genuß, daß der Koch dreifache Preise forderte. „Hol' ihn der Teufel! Geld haben wir, wozu sparen, feilschen. Wer weiß, ob wir morgen noch Geld brauchen?“ Wie es geschah, ist Nebensache, kurz die Küche stand plötzlich in Betrieb. Das ging so eine Stunde. Auf einigen Tischen gab es Fleischspeisen, Eier. Da entstand eine Revolution. Von den Tischen sprangen die Soldaten auf und stürmten über Stühle hinweg in die Küche hinaus. „Was gibt es? Wo ist es? Her damit! Ich war früher da — ich hab' es bestellt!“ Wer eine Schüssel erbeuten konnte, drängte einem siegreichen Feldherren gleich durch die hoffende, harrende Menge, setzte sich an den erstbesten Tisch und aß. Die nichts mehr abbekommen konnten, blickten mit verlangenden Augen auf ihre glücklicheren Kameraden.

Brant kam nicht zum Abendbrot. Er hatte zwar eine Portion aus den Händen des Kochs wegdebattiert, von ihm aber versuchte die Schüssel ein Oberjäger zu requirieren. „Erst kommt der Unteroffizier, mein Sohn, und dann kommst du!“ dem aber konnte er die Nahrung noch hübsch weg-

philosophieren; da fiel sein Blick auf einen bleichen Artillerie-kadetten mit eingefallenen Wangen, der eher unlustig als fordernd zum Koch sprach: „Hol's der Teufel, jetzt bleibt mir nichts." Das unrasierte Kinn, die schmutzige, bestaubte Uniform, die eingefallenen Wangen des jungen Kadetten verrieten, daß er nach gründlichen Entbehrungen geradewegs aus einer Feuerstellung hierher in die Stadt gekommen war. Brant reichte ihm die Schüssel über den Köpfen der anderen hin: „Bitte, Herr Kadett — ich bin erst vorhin gekommen." Und das war eine Lüge. Denn er drängte schon seit einer vollen halben Stunde um den Ofen, wollte aber dem vorbeugen, daß der Kadett im Überlassen der Speise eine Gefälligkeit ahne und sich verpflichtet fühle. Der Kadett nahm die Schüssel und zog sich sofort von der Menge zurück an einen Tisch. Brant bekam nichts mehr zu essen. Jetzt war die Vorratskammer wahrhaftig leer.

Er setzte sich also an einen großen Tisch, wo schon mehrere saßen und Briefe lasen. Auch Brant zog seine Briefe aus der Uniformtasche hervor. Kaum nahm er den ersten Brief zur Hand, da entstand an der Tür eine Bewegung. Stimmen; jemand wird gesucht. Brant las gerade den Anfang:

> „Mein lieber, guter Mann! Gestern Abend legte ich mich mit der Hoffnung zur Ruhe, daß ich morgen bestimmt einen Brief von Dir bekommen werde. Den ersten, heißersehnten Brief. Nun ist der Morgen da. Aber kein Brief kam . . ."

„Dort sitzt er, Herr Oberst, dort am Fenster," und durch den Saal schrillte eine scharfe Stimme: „Brant, kommen Sie rasch!" Brant sprang auf und blickte zur Tür. Dort stand einer seiner Kameraden mit einem Oberleutnant und einem Artillerieobersten. Es war derselbe, dessen Geschütze er vormittags aus dem Graben gezogen hat. Er steckte rasch seine Briefe ein und eilte auf den Obersten zu: „Zu Befehl, Herr Oberst!"

„Hören Sie, mein Junge, mein Chauffeur ist verwundet und muß abgelöst werden. Ich höre von Ihren Kameraden, daß Sie zu fahren verstehen, wie?"

„Ich war Rennfahrer in Amerika."

„Gut."

Brant reichte dem Obersten eines seiner Dokumente, er trug sie immer bei sich, worin die Oldsmobile-Fabrik, Ohio, bezeugte, daß Georg Brant 1904/05 als Ingenieur der Einfahrabteilung und Rennfahrer verpflichtet gewesen war.

„Bravo! Das ist's, was wir brauchen," sagte der Oberst; dann blickte er noch einmal in das Zeugnis: „Wie heißen Sie?

„Georg Brant, Herr Oberst."

„Woher sind Sie?"

„Aus Stuttgart."

„Haben Sie in Ihrer Familie einen Professor?"

„Jawohl, Herr Oberst, er war ein entfernter Verwandter, Universitätsprofessor in Jena, er ist schon tot."

„Herr Oberleutnant, veranlassen Sie das übrige. Brant muß unbedingt mit mir kommen ... er ist mein Verwandter."

Brant staunte. Erst jetzt fiel es ihm ein, vor vielen Jahren gehört zu haben, daß es in der Familie einen Artilleriemajor gebe, irgendeinen entfernten Onkel. Es war ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, daß er mit diesem Menschen jenseits der Grenze, im Kriege zusammentreffen mußte. Der Oberst reichte ihm die Hand und schritt dem Ausgang zu: „Der Herr Oberleutnant wird alles erledigen. Mit deinem Rittmeister werde ich selbst sprechen. Du mußt sofort zu uns kommen. Leb wohl!"

Der Oberleutnant faßte Georg freundschaftlich am Arm. „Du mußt sofort kommen ... Was für eine Verwandtschaft ist zwischen dem Herrn Obersten von Brant und dir?"

„Ich glaube, er ist mein Onkel, Herr Oberleutnant."

„Also komm! Unser Chauffeur, der Schlawetz, wurde verwundet, er war ein sehr braver Kerl, ein Schrapnellsplitter bohrte sich ihm in die Brust."

„Ist er tot?"

„Ja. Soldatenlos. Brauchst nicht zu erschrecken, heute mir, morgen dir. Im Kriege schießt man nicht mit Bohnen. Dieser Schlawetz war ein braver Junge!"

Sie waren auf der Straße. Die Eindrücke der vergan-

genen Minuten führten in Brants Schädel noch immer einen chaotischen Tanz auf. Der Oberst ... der arme Schlawetz ... die Sehnsucht geht in Erfüllung ... endlich kommt er nah an den Krieg heran — hinaus aus dieser langweiligen Einförmigkeit ... Schlawetz hat ein Schrapnell bekommen; also auch um seine Ohren werden Kugeln pfeifen! ... Der arme Kamerad: er machte ihm Platz ... die Worte des Oberleutnants: heute mir, morgen dir ...

Am Himmel glänzten die Sterne mit geheimnisvollem Flimmern. Stumm, tröstend stieg der Mond empor. Stumm eilte Brant mit dem Oberleutnant durch die dunklen Gassen. Der Offizier begann wieder zu sprechen:

„Kennst du den Wagen? Eine mächtige Minerva. Sie läuft prächtig ... Wo ist dein Koffer? Wir müssen sofort weiter."

„Ist der Wagen schon da, Herr Oberleutnant?"

„Ja, das Kommando hat ihn hereinbringen lassen. Sie haben einen miserablen Chauffeur nach ihm geschickt. Wir kamen kaum vom Fleck. Die Minerva steht auf dem Hofe des Kommandos."

„Wo liegt der Schlawetz?"

„Er wurde schon begraben. Paß auf, Brant: du machst dich sofort fertig und wartest mit dem Wagen vor dem Korpskommando auf den Herrn Obersten; in einer Stunde gehen wir weiter. Nimm genügend Benzin und Öl mit, denn wir müssen in die Feuerlinie; ich weiß nicht, wann wir wieder zu Benzin kommen. Das ist die Hauptsache. Verstanden?"

„Jawohl, Herr Oberleutnant; in einer Stunde stehe ich vor dem Kommando zur Abfahrt bereit."

Der Oberleutnant eilte in sein Quartier, Brant trachtete nach dem Armeekommando. Je klarer er sich darüber wurde, daß er endlich ein Auto fahren würde, daß er zu einem Truppenkörper kam, der im Gefecht vorne war, zu einer aktiven Truppe! um so flinker rührte er die Beine. Das Herz in seiner Brust pochte rascher, die Lunge dehnte sich gewaltiger. Er hätte gern gelacht, gesungen ... gejauchzt!

Über den Marktplatz eilte er schon im Laufschritt — in der Gasse zum Kommando trabte er frisch drauf los. Als ob er sich für einen besonders wichtigen Faktor gehalten hätte, der keine Minute zu versäumen hat.

Und die hatte er auch nicht. Die Russen warteten schon auf sie ... Einige Kilometer von der Stadt entfernt fuhren die Batterien schon auf. Die Kanoniere standen auf der Landstraße bei ihren Geschützen, warteten auf den Beginn der Arbeit.

Eine Stunde später stand Brant mit der Minerva pünktlich vor dem Gittertore des Kommandos. Was hinter ihm war, hatte er vergessen. Das rasche Packen, die verwunderten, herumfragenden Kameraden, die guten Wünsche, den Abschied vom Oberleutnant, vom Rittmeister, von seinen Kameraden ... wo es doch ein rührender Abschied war. Im Kriege ist jedermann mit einem Male der gute Freund eines jeden, der ihre Reihen verläßt ... verwundet, oder abkommandiert wird. Kamerad, Offizier — alle drücken ihm die Hand mit einer gewissen Rührung, er ist ja einer, der Abschied nimmt, und man kann es nie wissen, ob das nicht der letzte Händedruck war. Vergessen sind Ungeschicklichkeit, Faulheit, Dummheit. Das gute Wort gebührt dem Abgehenden, dem Zurückbleibenden ...

Mit einem Male hatte Brant das Empfinden, als ob er seit je in Uniform herumgegangen und Kriegschauffeur gewesen wäre in diesem blutigen, ernsten Kriege. Die Manöverstimmung war plötzlich zerflattert. Er untersuchte den Wagen mit gründlicher Sorgfalt, mit großer Aufmerksamkeit, er füllte alle Behälter mit Benzin und Öl, er befestigte die Koffer und Waffen und befreundete sich mit vollem Selbstgefühl mit dem ihm behilflichen Kanonier — dem Offiziersdiener des Obersten. All dies wurde von der rasch dahinschwindenden Stunde verschlungen und jetzt saß er unbeweglich hinter dem Steuerrade und blickte mit gefalteter Stirn zum Tore hin; seine Füße waren auf den Pedalen, seine Rechte hielt den Schaltehebel.

Schritte, Sporengeklirr.

Der Oberst kam rasch mit dem Oberleutnant heran. Lenz, der Diener des Obersten, riß die Wagentür auf, die beiden Offiziere sprangen in den Wagen und zogen die Decke über die Knie. Im Moment, wo die Offiziere sich setzten, schaltete Brant ein, ließ die Kuppelung los und der Wagen fuhr ohne den leisesten Ruck ab. Lenz lief herum und schwang sich zu Brant auf den Sitz. Der Oberst blinzelte den Oberleutnant an:

„Sehen Sie, mein Lieber, so arbeiten die Brants: pünktlich stramm, ohne Ruck.“

„Ich glaube, Herr Oberst, wir haben da einen guten Fang getan. Der junge Mann macht auf mich einen sehr guten Eindruck; ein strammer Soldat.“

Sie verließen die Stadt. Die Landstraße vor ihnen verlor sich in rabenschwarzer Finsternis. Die Bäume, die den Weg umsäumten, konnte man im spärlichen Lichte der geblendeten Scheinwerfer nur verschwommen sehen. Aber sie genügten Brant, der sich instinktiv den schlängelnden Biegungen des Weges anzupassen verstand, ohne die Schnelligkeit des Wagens zu vermindern. Er hatte ausgezeichnete Augen. Von irgendwoher, weit vom Horizont konnte man dumpfes Rollen hören. Dann begann ein Lichtkegel seinen Entdeckungsweg. Die aufblitzenden Lichtgarben der Reflektoren tauchten von rechts auf und schweiften nach links hinüber, dann wieder zurück gleich einem Riesenfächer ... Das Nordlicht des Krieges ... und der Kanonenschall in der Ferne: der Donner der Schlachten ... gleich einem Riesenmagnet, einer lockenden Sirene, einer mächtigen Spinne zog und lockte der Ton der Geschütze Brant in die Finsternis.

Die Briefe seiner Frau steckten ungelesen in seiner Uniformtasche ...

II.

Die Herbstsonne ruhte matt auf den Hausdächern, die Strahlen fielen von dort auf das Laub der Bäume

und machten sich mit ihrem kalten Glanz, mit träger Neugier im kleinen Garten breit. Helene wandelte allein unter den Bäumen. Durch das welk gewordene Laub wurde das Eisengitter sichtbar, und auf der Straße ging manchmal ein Passant vorüber. Die Menschen schritten langsam einher, ein lauter Ton wurde selten hörbar, als ob sie sich gescheut hätten das Sterben der Natur zu stören.

Seit Jahren hatte der Sommer von der Welt keinen so anhaltenden, langen, traurigen Abschied genommen, wie in diesem Jahre. Einen Regen gab es kaum, wie bei einer Wahnsinn entfachenden Trauer, wo die Träne nicht hervorbrechen kann. Die Menschen empfanden dieses Ringen der Natur; der stumme, tränenlose Schmerz erschien in den Augen, sie verloren die steife Haltung ihres Körpers, sie gingen vornübergebeugt, und leise schwankte ihr Kopf hin und her.

Helene hielt den neunten Brief Georgs in der Hand:

„Was soll diese Ungewißheit? Warum schreibst Du mir nicht? Wieder ist die Zeit um, wo ich von Dir einen Brief hätte bekommen müssen. Vor zwei Wochen dachte ich mir: wenn Du mir heute schreibst, muß ich Dein Schreiben jetzt — heute erhalten. Es kam nicht. Was ist mit Dir? Wenn Du wüßtest, welche Fülle verschiedenster Gedanken, Vorstellungen mir durch den Kopf rasen! Nachts kann ich nicht schlafen, mich quälen wilde, wirre Träume. Kein Tag bringt mir Beruhigung. Wie ich diese Ungewißheit des Verzweifelns ertragen werde — ich weiß es nicht. Wenn ich in kürzester Zeit keine Nachricht von Dir habe, melde ich mich zum Dienst in die Feuerlinie. Ich weiß es bestimmt, daß Du mich nicht vernachlässigst, daß Du meinem Andenken nicht untreu geworden bist — ich weiß, daß Dir irgendein Unglück zugestoßen ist, Du bist wahrscheinlich krank und wenn ich Dir jetzt nicht helfen kann, wenn ich Dich jetzt nicht beschützen kann — lieber stürze ich mich ins Ungewisse. Du kannst die Leiden fern von mir ohnehin nicht ertragen — und ich kann ohne Dich nicht leben.“

Sie hielt den Brief in der herabhängenden Hand. Dieser verzweiflungsvolle Aufschrei war ihr Geleit seitdem Georg fort war. Anfangs waren Georgs Briefe scherzhaft, dann flehend, mahnend, bittend, voll schlechter Ahnung, vorwurfsvoll, dann wieder entsagend, bald aufbrausend; seltener, dann wieder öfter erklangen seine Briefe in diesen Tönen.

Jetzt brachte die Post täglich oft auch drei bis vier Briefe. Helene beantwortete alle sofort, eingeschrieben, mit allen erdenklichen richtigen und unrichtigen Adressen versehen, sie telegraphierte . . . alles vergebens. Georg bekam nichts zugestellt. Sie lief herum, sie schrieb, telephonierte an die Post, an die Behörde — ohne Erfolg. Am nächsten Tag kam wieder das Schreiben Georgs: „Warum schreibst Du nicht? Was ist geschehen?"

Helene schloß sich telegraphisch dem Memorandum an, das Frauen in ähnlicher Lage an den Reichskanzler richteten. Sie warteten Tag für Tag auf Abhilfe. — Vergeblich.

Ihre Nerven waren vollkommen erschöpft. Ihr Körper gehorchte kaum mehr ihrem Verstand, und ihr Gehirn kündigte den Vertrag mit ihren Nerven. Sie war nicht imstande die elementarsten Anforderungen der Lebensfunktion zu erfüllen. Sie konnte kaum essen, kaum schlafen. Sie war krank an Leib und Seele. Stundenlang ging sie in ihrem kleinen Garten auf und ab. Dies war noch gefährlicher; das langsam fallende Laub, die welkenden Blumen, die fahlen Zweige waren für ihre gepeinigte Seele eine herzlose Gesellschaft. Die trösteten sie nicht. Der Duft der sich zur Ruhe begebenden Natur füllte ihre Lungen und nahm auf diese Weise ihren ganzen Organismus in seine Macht und verursachte ihr schauerliche Qualen. Aus ihrem Rückgrat saugte er die gerade Haltung des Körpers, aus ihrer Brust das regelmäßige rhythmische Heben und Senken der Gesundheit, aus ihrem Magen das kühle Mahnen des Appetits . . . und zu alledem die Seelenqualen. Sie hatte nie einen ruhigen Augenblick, die Geschehnisse des Tages konnten auf ihr Antlitz nie ein flüchtiges Lächeln

locken, das Lärmen der großen Welt konnte aus ihren Augen nie einen winzigen Strahl des Interesses erzwingen. Seit Georg fort war, nahm sie von Tag zu Tag ab; von ihren Wangen schwanden die Rosen, die Untätigkeit ihrer Sinne saugte die Spannkraft ihres Körpers auf.

Und das geht nun bald einen Monat so . . . es ist noch kein voller Monat. Wohin wird das führen?

Das Dienstmädchen kam ihr in den Garten nach: „Gnädige Frau, Frau Schwentner hat soeben antelephoniert, sie kämen heute Abend zu Besuch . . .“

„Dann müssen Sie Abendbrot bereiten, Maria.“

„Nicht nötig, sie kommen nach dem Abendbrot zum Tee . . .“

„Es ist gut, Maria.“

Das Mädchen ging nicht; sie stand noch immer auf demselben Fleck und zog am Band ihrer Schürze: „Warum sind Sie so traurig, gnädige Frau? Kam vom Herrn wieder eine schlechte Nachricht?“

„Nein, Maria, aber er hat unsere Briefe noch immer nicht erhalten.“

„Ach, gnädige Frau, darüber brauchen Sie wirklich nicht traurig zu sein . . . seither hat der Herr schon alle Briefe . . . auch mein Bräutigam schreibt mir immerzu, warum ich ihm nicht schreibe, und ich schreib' ihm doch alle Tage, meine Finger sind schon fast kaput.“

„Ach, Maria, wir haben es schwer. Die Post scheint die vielen Briefe nicht expedieren zu können.“

„J wo . . . nicht das ist der Jammer, sondern die Unsrigen sind heute da und morgen dort, und die Post kann sie nicht einholen, das hat mir mein Bräutigam geschrieben, Sie können es mir glauben.“

„Also, Sie haben doch Antwort von ihm bekommen?“

„Ach ja, gnädige Frau . . .“ sagte das Mädchen stockend, denn nun hatte sie sich verraten, „Briefe, mein Gott . . . zweimal, ja . . . und da habe ich mir gedacht . . .“

„Und warum sagten Sie vorhin, daß Sie keinen Brief bekommen hätten?“

„Ach bitte, gnädige Frau, Sie dürfen mir darum nicht böse sein ... ich sagte das bloß ... weil ich die gnädige Frau trösten wollte ... weil Sie immer so traurig sind ...“

„Schön, Maria,“ ich bin nicht traurig ... ich bin bloß bei schlechter Laune. Gehen Sie und bereiten Sie alles für den Abend vor.“

Das Mädchen ging. Helene spazierte weiter im Garten, dann setzte sie sich auf eine Bank und neigte den Kopf. Das Mädchen sah vom Küchenfenster in den Garten hinab und sah ihre Frau in ewigem Schmerz versunken. Das einfache Mädchen konnte sich nicht beherrschen. Sie setzte sich auf einen Stuhl und begann bitterlich in die vorgehaltene Schürze zu weinen. Dann wischte sie sich Augen und Nase und stand auf:

„Ach mein Gott, mein Gott ... wie bitter ist es doch jetzt auf dieser Welt ... und wie war die Frau lustig, solange der Herr zu Hause war. Und jetzt? ... aber es ist auch wahr, die Männer werden das uns nie danken können ... die wir im Herzen solche Schmerzen ... o weh, o weh!“ Und sie begann aufs neue bitterlich zu weinen und putzte dabei ein Hühnchen zum Abendbrot.

* * *

Das Mädchen räumte den Tisch ab und blickte in das beleuchtete Wohnzimmer. Helene saß am Klavier und unter ihren Fingern klangen die letzten Akkorde eines melancholischen Volksliedes aus. Schwentners saßen in bequemen Lederfauteuils um das Rauchtischchen; er ließ aus seiner dicken Zigarre mit goldener Binde dicke Rauchringe steigen, sie drehte am Finger einen mächtigen Brillantring im elektrischen Licht und blickte nachdenklich die unzähligen kleinen blauen, grünen, gelben glitzernden Fünkchen an, die aus den flachgeschliffenen Facetten des Steines hervorsprangen.

„Warum spielen Sie immer so traurige Lieder, Frau Brant? Eine solch junge Frau muß lustig sein, so wie Sie es früher waren ... Ihrem Manne fehlt ja nichts ...“

„Das kann man nicht wissen, Frau Schwentner, er hat noch immer keine Zeile von mir bekommen.“

„Es ist besser so, glauben Sie mir, es ist besser so. Ich kann mir diese Briefe lebhaft vorstellen! Was Sie da für trauriges Zeug Ihrem Manne geschrieben haben, nicht? Und wenn der arme Mann diese Briefe bekommt, dann glaubt er sicher, hier sei alles in tiefster Trauer. Es ist besser so, glauben Sie mir . . .“

„Ach nein . . . ich schreibe nichts Trauriges. Aber was soll ich machen? Georg schreibt mir immer: er weiß nicht, was mit mir ist — weiß ich denn, was mit ihm ist?“

„Sie bekommen ja seine Briefe regelmäßig.“

„Seit einigen Tagen: da hab ich alle bekommen. Aber stellen Sie sich das nur vor: er ist seit einem Monat fort und hat seitdem immer geschrieben, und ich bekam wochenlang keine Zeile und auch er bekam nicht einen meiner Briefe, einen ganzen Monat hindurch. Seit Wochen schreiben wir es einander: warum schreibst du nicht? . . . Nun stellen Sie sich vor, was wir beide während dieser Zeit gelitten haben . . . .!“

„Aber jetzt haben Sie doch Lesestoff genug?“

„Was soll ich damit? Sein letzter Brief war acht Tage unterwegs, was mag während dieser Zeit alles geschehen sein! Jetzt schreibt er, er hat sich an die Front gemeldet.“

„Ach, das schreibt er bloß so, meine Liebe. Glauben Sie den Männern nicht; besonders denen nicht, die im Felde sind.“

„Aber mein Mann . . .“

Schwentner beugte sich jetzt im Stuhle vor. Auf diesen Augenblick hatte er gelauert, wo er sich in das Gespräch hineinzwängen konnte, wo er den verzweifelten Ton Helenens mit seinen Scherzen würde unterdrücken können, mit seinem Optimismus, mit der ehrlichen, einfachen, ruhigen Lebensphilosophie der dicken Leute.

„Oje, Ihr Mann, Frauchen, haben Sie 'ne Ahnung . . . Sie glauben vielleicht, er ist 'ne Ausnahme. Das wäre zum Piepen! . . .“ Er lachte hell. „Glauben Sie, auch er

hüllt sich in solche traurige Litaneien? Das darf er doch gar nicht, wie können Sie es glauben, Frau Brant? Das darf er überhaupt nicht. Das wäre eine nette Armee, wo die Herren Gatten die Köpfe nach den Gattinnen hängen ließen ... Haben Sie 'ne Ahnung?! Glauben Sie, das geht nur so? Aber ich bitte Sie? Die haben jedenfalls etwas anderes zu tun. Von Morgen bis Abend Dienst, in der Nacht eine Schlacht, in der Morgendämmerung eine Schlacht — um diese Zeit liebt der Feind anzugreifen ... Dann muß die Montur geputzt werden ... Schauen Sie sich doch mal die Bilder in der Leipziger an, wie da die Soldaten in rein gebürsteten, tadellos gebügelten Uniformen kämpfen — dann kommen und gehen all diese Befehle — haben Sie 'ne Ahnung!"

„Aber Poldi, red' doch keinen Unsinn, wann essen denn die Ärmsten?"

„Wann? Nie! Liest du denn nicht die Feldbriefe, wo es immer heißt: Heute gab es kein Mittagbrot, gestern blieb die Küche weg, liest du denn das nicht? Hast du 'ne Ahnung! Da gibt es jeden Tag einen Brief, der damit beginnt: Seit sechs Tagen haben wir nicht gegessen, nicht getrunken, nicht geschlafen . . ."

„Ach, Schwentner, das ist bloß Geschwätz, das glaub ich nicht. Selbstverständlich kann nicht alles in Ordnung gehen ..."

„Waas?! In unserer Armee geht alles in größter Ordnung, das können Sie mir glauben, ich bin Lieferant. Haben Sie 'ne Ahnung! Würden Sie bloß sehen, welch prachtvolle Ausrüstungen die Jungens bekommen! Das beste Leder, das feinste Tuch, den stärksten Stahl, das blankste Metall, alles gehört unseren Soldaten. Was müssen wir allerlei hübsche Sachen fabrizieren, und in welchen Mengen . . . haben Sie 'ne Ahnung! Beim Morgenkaffe gehen mir schon fünfzig- bis sechzigtausend Tornister im Kopf herum, beim Mittagstisch zweimalhunderttausend Patronentaschen, beim Kaffee muß ich zwanzigtausend Sättel vorbereiten ... haben Sie 'ne Ahnung — und beim Abendbrot steck' ich den Empfangsschein über eine Viertelmillion Feldflaschen

in meine Brieftasche, und das muß alles da sein, das muß alles geschaffen werden."

„Nu siehst du! Und doch lamentierst du immerfort von der Front. Wissen Sie, Frau Brant, er spricht nur hier so — zu Hause, wenn wir allein sind, da möchte er immer gern im Felde sein."

Der Armeelieferant warf sich im Sessel zurück und ließ seinen gespitzten Lippen eine mächtige Rauchwolke entströmen: „Ja, das ist was anderes. Wenn ich diese schönen Sachen sehe, da fällt mir immer das schöne Leben im Felde ein; wo abends die Jungens sich ums Feuer lagern, wo sie Witze machen," er schnalzte mit der Zunge, „diese guten feinen Soldatenwitze . . . habt Ihr 'ne Ahnung! Wie sie dort singen, die Pfeife schmauchen! — und dabei ist es doch ganz egal, ob nu Stiefel und Beinkleider dreckig sind und das Kinn seit Tagen unrasiert . . . da schäme ich mich geradezu, Frau Brant, das Herz wird mir schwer. Wie möcht' ich so gern dort unter ihnen sein! . . . Und wenn ich gar daran denke, wie diese Kerle, unsere lieben teueren Soldaten, aufspringen vom Lagerfeuer, ihre Gewehre ergreifen, vorstürzen und in der Finsternis den Feind suchen, und nun schießen sie und irgendwo brennt ein verlassener Meierhof — jetzt finden sie den Feind, und können ihn jagen über Feld, Wald und Wiese!" Er sprang auf. „Dann überall das Kanonengebrüll . . . haben Sie 'ne Ahnung. Der Siegeseinzug in die fremde Stadt, wo die bedrängten Bürger mit scheuer Achtung sie anstaunen, — wo das Lagerfeuer wieder aufflammt . . . glaubt mir, da kann ich mich kaum halten, da möcht' ich am liebsten alles stehen und liegen lassen . . . haben Sie 'ne Ahnung! und laufen so lange, bis ich mitten unter ihnen bin." Er trocknete sich die perlende Stirne ab und goß sich ein Gläschen Likör ein.

„Du, Poldi, ich glaube, du hast etwas verschwiegen — wenn ihr dort um das Lagerfeuer sitzt und an eure Alte denkt — von der ihr jetzt so recht „entfernt" seid — gelt, Poldi?"

„Das ist auch nicht so ohne. Alten Ehemännern ist so'n bißchen Freiheit auch ein Genuß . . . hast du 'ne Ahnung!"

„Hauptsächlich in den eroberten Städten, gelt, alter Kujon . . . Ich werde dir helfen . . ."

„Also das ist ja alles bloß Scherz, aber ich weiß nicht, ob ich eines Tages doch nicht hingehe, um mir die Sache wenigstens anzuschaun — wenn für dich schon gesorgt sein wird, Muttchen, so daß dir nichts passieren kann, wenn mir etwas zustoßen sollte!"

„Ich danke für eine solche Fürsorge; bleib du nur hübsch hier und trage Sorge, daß die Soldaten ihre Ausrüstungen pünktlich bekommen."

„Ja, Ihre Frau hat recht, dies ist ebenso wichtig wie der Dienst im Felde, ich glaube gar, er ist wichtiger."

„Also natürlich ist er wichtiger, was glauben Sie: das ist der wichtigste Dienst. Glauben Sie mir, würd' ich den Kaiser fragen, er würde es selbst sagen: Lieber einen guten Armeelieferanten, als zehn schlechte Soldaten."

„Nanana, Muttchen, hast du 'ne Ahnung! So wie ich unsern Kaiser kenne, würde er sagen: gebt mir nur auch diesen guten Armeelieferanten her und auch jene schlechten zehn Soldaten mit dazu — ich will den Leutchen schon entsprechend beikommen lassen . . . aber das versteht ihr Frauen nicht."

„So, das verstehen wir nicht?! Aber das verstehen wir, euch behilflich zu sein. Wissen Sie meine Liebe," wandte sich Frau Schwentner an Helene, „Poldi ist den ganzen lieben Tag unterwegs, er verhandelt mit Behörden, Lieferanten, und ich führe zu Hause das Bureau, alles mache ich zu Hause, aber alles, das können Sie mir glauben!"

„Ich glaub' es schon, Frau Schwentner, nnd es muß auch sehr schön sein, wenn man seinem Manne helfen kann; mein armer Georg nahm nie meine Hilfe in Anspruch . . ."

„Gott sei Dank, nu sind wir schon wieder beim armen Georg! Warum arm? Frau Brant, Sie brauchten wahrhaftig ein bißchen Zerstreuung . . . Ich hab's! Morgen kommen Sie mit uns nach Berlin."

„Aber . . .“

„Kein Aber! Sie kommen, Schluß!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie nahmen Abschied, Helene blieb allein und schon tat es ihr leid ihren Gästen die Mitreise nach Berlin versprochen zu haben; jetzt mußte sie aber mit . . .

Das Mädchen brachte einen Brief. Helene nahm ihn verwundert: „Der Brief kam erst jetzt, Maria? Unmöglich, jetzt kommt doch keine Post.“

„Seien Sie nicht böse, gnädige Frau, ich habe ihn nicht sogleich hereingebracht, ich wollte Ihre gute Laune nicht stören . . .“

„Ein anderes Mal darf das nicht geschehen, verstanden?! Jetzt gehen Sie schlafen.“

Helene traute sich nicht den Brief zu öffnen. Mitternacht war schon längst vorüber, und sie wälzte sich noch immer schlaflos auf dem Bette, mit dem Brief in der Hand. Mit gerunzelten Brauen studierte sie die Schriftzüge Georgs — aus ihnen wollte sie feststellen, ob der Schreiber schon beruhigt sei, ob Georg ihre Nachrichten schon erhalten? Die Uhr schlug eins. Helene riß den Umschlag auf, und las das Schreiben: „Meine liebe Helene! Heute ist's nun ein Monat, daß ich fort bin und ich habe noch immer keine Nachricht von Dir . . .“

Helene faltete die Hände und begann still zu beten . . . Das Vaterunser . . . bei der Stelle: „und führe uns nicht in Versuchung“ konnte sie nicht weiter. Aus ihrer Brust brach ein krampfhaftes, flehendes, zügelloses, aufrühreriſches, würgendes Schluchzen. Sie hob ihre gefalteten Hände in die Höhe und stöhnte mit fieberhafter Stimme inmitten ihrer Tränen in die stumme finstere Nacht: „O Gott, warum willst du uns strafen? Gott, wo bist du!“

* * *

Die kurze Reise nach Berlin tat Helene wirklich wohl. Ungewohnt, neu erschien ihr der Trubel der Weltstadt; man sah es ihr nicht an, daß an der Landesgrenze ein erbitterter

und blutiger, sehr blutiger Krieg tobte. Die Menschen eilten ihren Beschäftigungen wie in den friedlichsten Zeiten nach, auf den Straßen rumpelten, sausten und tuteten die Wagen der Straßenbahn, der Hochbahn und die Autotaxis wie im vergangenen Sommer, im Frühjahr, wie seit Jahrzehnten.

Zeitung, Zerstreuung, Geschäftsgang, Industrie boten dem Beschauer das Bild vollsten Betriebs. Von außen konnte man es nicht merken, daß die Schauspieler bloß halbe Gage bezogen, daß in den Redaktionen der Zeitungen nur für den Krieg gearbeitet wurde, daß in den Fabriken die Zahl der Arbeiter sich verminderte, und daß wo alle Schlote rauchten und die Arbeiter des Morgens in voller Zahl vor dem Tore drängten — daß dort nur Kriegsausrüstungen fabriziert wurden.

Die kleine Gesellschaft aß bei „Rheingold" zu Mittag. Herr Armeelieferant und Frau waren bei guter Laune. Alles, was der Mann zu erledigen hatte, war erledigt, und zwar gut erledigt. Seine mächtige Tasche war übervoll mit Bestellungen. Auch gab es ein, zwei gute Nachrichten. Auch Helene sah die Welt in freundlicherem Lichte. Sie hatte in der Frühe keinen Brief erhalten, und so trübte keine böse Nachricht ihre Laune, man konnte sogar eine gute Meldung erhoffen ... „Wenn wir nach Hause kommen, liegt ein Brief von Georg vor," tröstete sich Helene, „und er wird mich gewiß benachrichtigen, daß er meine Briefe erhalten hat."

Die Küche des „Rheingold" zauberte eine friedliche Stimmung um die Gäste. Die Strahlen der Frühherbstsonne erglänzten durch die hohen Bogenfenster und der Dunst der Speisen und Getränke stieg in die Mittagsatmosphäre mit dem sich breitmachenden Zigarrenrauch um die Wette. Der Zigarrenjunge steckte ein neues Bündel „B. Z. am Mittag" in seinen Verkaufskasten.

Die neueste Nummer war bald vergriffen und die Männer breiteten das Zeitungsblatt vor sich aus. Der Krieg hat jetzt viele Menschen zum ersten Male darin unterwiesen, wie man aus einer über den Suppenteller auf die Kante gestellten Zeitung liest und gleichzeitig aus dem Teller

löffelt. Schwentner rief den Jungen mit starkem Zischlaut; er riß ihm die Zeitung aus der Hand und flog sie mit raschem Blicke durch: „Heut wird's interessant; da ist schon der Bericht über die Reichstagssitzung." Er war auch da. Der wunderbare einstimmige Beschluß der Vertretung der Nation, alles Notwendige in unbeschränktem Vertrauen auf die Regierung zu votieren — hatte es in dieser mächtigen, die Kraft, das Vertrauen, die Begeisterung des Volkes widerspiegelnden Versammlung nur eine vereinzelte schwache Stimme gegeben, die in diesen mächtigen Akkord nicht hineinpaßte. Ein ungerufener Anwalt der Partei der arbeitenden Hände der Nation, die weder einen gesellschaftlichen Rahmen noch Vorrechte achtet und fern von ihnen steht, hielt es für notwendig seine Sondermeinung in das einstimmig gebrachte Manifest zu mengen.

Dem Armeelieferanten stieg das Blut zu Kopfe. „Also das ist unglaublich, das ist ein unverschämtes Sichvordrängen . . . wer zum Teufel ist auf das Geplärr dieses verstockten Besserwissers neugierig? Was gehört hierzu für eine Dosis Perfidie, jetzt, wo es sich darum handelt, daß die an den Grenzen kämpfenden Mitbürger die Ruhe unserer Generation sichern sollen, da stellt sich der ganzen Nation solch ein Hans Dampf in allen Gassen entgegen und beginnt über seine ureigenste Sondermeinung zu stottern."

„Was ist es denn, Poldi, was ist geschehen?"

„Hast du 'ne Ahnung! Ach, dieser Birkner protestierte bei der Votierung der nationalen Anleihe gegen den Krieg. Denk' dir, votiert hat er sie zwar, aber er verdammt den Krieg!"

„Was sagt das Ausland dazu?" sagte Helene, die sich zwar blutwenig um die Politik kümmerte, die aber mehr Ursache gehabt hätte den Krieg zu verdammen, wie dieser von seinen eigenen Tiraden scheu gewordene Volksvertreter. Ich kann es mir denken, wie die dort drüben in Frankreich diese Wichtigtuerei ausbeuten."

„Ach wo, das hat nichts zu sagen, die Auslandspresse hat nur in ihrer Heimat einen Einfluß auf die Stimmung der Massen, bei uns macht die keinen Schaden . . . haben Sie 'ne

Ahnung! . . . Aber stellen Sie sich mal vor, was das bei uns schaden kann. Das könnte den Anschein erwecken, als ob hier in den breitesten Schichten des Volkes nicht jene Überzeugung herrschen würde, daß wir nicht einen Krieg führen, sondern daß wir uns eben verteidigen. Glücklicherweise ist es bekannt, daß solche Sondermeinungen nichts anderes als unvermeidliche Widersprüche sind, denen selbst die erhabensten Momente nicht beikommen können."

„Ach laß doch, Poldi, diese Herren schreien so gewaltig, daß im großen Lärm ihre Stimme nicht zu hören ist . . ."

„In dieser ganzen unangenehmen Geschichte ist es noch ein Glück, daß vor dem Volke die Partei nicht darunter leidet. Im Gegenteil . . . hast du 'ne Ahnung? . . . Das Volk hat Gelegenheit sich davon zu überzeugen, daß diese Partei eins ist mit dem Interesse des Vaterlandes. Man sollte darüber auch nicht weiter reden. Da ist ja schon die Erklärung, daß dieser gute Mann auf eigene Rechnung aufgetreten ist. Man kann nicht dafür, daß dieser Herr zufälligerweise in der Volksvertretung sitzt."

„Wie lange noch?"

„Bis Kriegsende. Dann muß er ohnehin gehen. Hm, hast du 'ne Ahnung? Nach dem Kriege wird so ein Gefasel unmöglich sein. Wir alle werden arbeiten müssen und seine Partei, die Partei der bedingungslosen Arbeitsinteressen, wird solche Nörgler nicht dulden. Es ist traurig, daß so ein Eigenbrödler die ganze Partei unsympathisch machen kann. Der wird aber fliegen . . . hast du 'ne Ahnung . . . Bis dahin aber möchte ich diesen Herrn doch fragen, warum er sich nicht seinen Platz an der Front sucht. Diese ganze Weltanschauung ist übrigens außerordentlich klug, besonders wenn deren Verkündung hier zu Hause nicht als unmännlich erscheint — zwischen den guten alten Wänden, recht weit weg von der Grenze, wo sich doch ein, zwei Kugeln verirren könnten. Was kann wohl dieser Herr fühlen, wenn es ihm in den Sinn kommt, daß vielleicht gerade in dieser Minute, da er im Hause der Volksvertretung seine Rede hält — draußen an den Grenzen, Hunderte seiner Mitbürger, vielleicht just viele von denen, deren Fahne er

hoch hält, in ihrem Blute sich wälzen ... Da nun einmal der Krieg da ist — würden wir ihm nicht unsere beiden Arme mit Stahl und Eisen in den Fäusten entgegenstemmen, wo zum Teufel könnte dieser unreife Junge seine Rede halten, frage ich?! Übrigens, kindische Wichtigtuerei — Schluß! Ober, einen Rinderbraten mit Pilztunke ... habt ihr 'ne Ahnung?" Trotz Rinderbraten und manch gutem Trunk Wein ging ihm dieser unerhörte Unsinn noch immer im Kopfe herum. Er konnte sich nicht beruhigen.

Und wie viele gab es, die sich über dieses unsinnige Geschwätz nicht beruhigen konnten!

* * *

Nachmittags spazierte Helene mit Frau Schwentner. Sie wollten mit dem Abendzuge heim und eine Stunde vor Abfahrt des Zuges hatten sie mit dem Lieferanten ein Zusammentreffen bei Kranzler verabredet; ihn hatten seine Angelegenheiten andere Wege geführt. Die beiden Damen erschienen zur verabredeten Stunde bei Kranzler. Das enge kleine Lokal war gesteckt voll, und mit dem Weltkriege trotzend erschienen da die Frauen mit mächtigen Reiherfedern, in neuerdings auftauchenden weiten Röcken und plapperten genau so friedlich wie in all den Jahren bisher. Die beschäftigungslosen Dämchen, die eben diese Beschäftigung hatten, blickten neugierig hinter den Spiegelscheiben auf die Straße hinaus. In diesen hohen Herbsttagen fanden sich noch genug unternehmende Männer auf dem Asphalt Berlins, aufrichtig gesagt, es war kaum zu merken, daß der eine oder andere Lindenbummler fehlte, die jetzt stramm ihren Platz im Westen oder Osten bei irgendeiner Ersatzreserve ausfüllten.

Helene blickte nervös auf die Uhr. Die Minuten vergingen. Es fehlte nur noch eine halbe Stunde zur Abfahrt. Schwentner kam noch immer nicht. „Was glauben Sie, Frau Schwentner, sollten wir nicht lieber gehen? Ihr Mann hat noch zu tun und kommt dann geradewegs zur Bahn."

„Ausgeschlossen. Poldi hält immer Wort. Seit vierzehn

Jahren. Es geschah nie anders, nur so wie wir es bestimmt haben. Er kommt noch."

Aber er kam nicht. Selbst zehn Minuten vor der Abfahrt nicht. Selbst dann war er nicht zu sehen, als Frau Fanny mit Helene im Auto zum Anhalter Bahnhof fuhr und dort der Zug vor ihrer Nase nach Halle abging.

Mit lautem Ruf gondelte Frau Schwentner den Zug entlang: „Poldi, Poldi, Poldichen, wo bist du?"

Poldi zeigte sich nicht. Helene war besorgt: „Aber so etwas . . . Es ist ihm doch nichts geschehen?"

„Was? Meinem Manne! Ausgeschlossen!"

„Geht heute noch ein Zug?"

„Nein."

„O Gott, was machen wir nun?!"

„Das weiß ich auch nicht." Frau Schwentner benahm sich wie von bösen Ahnungen gepeinigt, aber nicht in der Richtung, die in Berlin für Gatten eine Lebensgefahr bedeuten würden. „Es ist am besten, wir gehen zurück zu Kranzler." Sie gingen zurück. Poldi war noch immer nicht zu sehen. Er wurde von den Damen dem Personal getreu beschrieben: „Er ist dick, sehr dick, auf der linken Wange hat er eine Warze, und er hatte einen grauen Pelzrock an..."

„Schon einen Pelzrock?"

„Jawohl, einen schönen teueren Pelzulster . . . sechzehnhundert Mark."

„Bedaure, ich kann mich nicht erinnern."

„Noch eins: der Herr trägt eine goldene Uhrkette, aber wissen Sie: sehr dick."

„Ich bedaure wirklich, ich glaube nicht, daß der Herr schon hier gewesen wäre."

Sie setzten sich. Helene konnte es nicht lassen, Frau Schwentner ein wenig — zum Trost — zu hänseln: „Ich glaube, Frau Schwentner, wenn auch Ihr Mann vierzehn Jahre lang ein wahres Musterbild gewesen ist, diesmal dürfte er doch irgend etwas angestellt haben . . ."

„Hätte er doch, hätte er doch — aber das gefällt mir doch nicht. Sagen Sie, hätte er nicht telephonieren können?"

Es verging eine Stunde, und noch eine Stunde, der Armeelieferant kam nicht.

Jetzt wurde die Sache ungemütlicher. Sie fuhren noch einmal zum Bahnhof hinüber; auch hier fragten sie jeden, der ihnen in den Weg kam: „Ein grauer Pelz —dicke, goldene Uhrkette — eine Warze —“

„Nein, wir haben den Herrn nicht gesehen.“

„Wenn Sie ihn sehen, sagen Sie ihm, wir warten drüben bei Kranzler.“ Dort wieder hinterließen sie, daß sie im Rheingold-Keller zu Abend essen würden.

Dort nahmen sie hastig das Abendbrot, dabei behielten sie immer die Tür im Auge; den Zigarrenjungen schickten sie schon das sechste Mal hinüber in die Weinabteilung: „Dicke goldene Kette, Warze . . .“ aber Herr Poldi kam nicht zum Vorschein.

Um halb elf war Helene wirklich erschrocken: „Da ist etwas geschehen! Aber was?“ Frau Schwentner wurde nach vierzehn Jahren zum ersten Male eifersüchtig: „Das war nie vorgekommen. Er kam immer pünktlich zur festgesetzten Zeit.“

„Aber, mein Gott, es kann ihm doch auch etwas zugestoßen sein.“

„Dann hätte er einen Messengerboy geschickt. Aber dieser nichtsnützige Krieg, dieser elende Krieg ist an allem schuld. Er ist direkt ein anderer geworden: er schläft nicht ordentlich, ißt nicht ordentlich . . .“

„Daran sind die Geschäfte schuld. Ihr Mann hat sehr viel zu tun.“

„Ach, man kann schon Ordnung halten, wenn man nur will. Im Jahre Siebzig hat sein Vater Kanonen geliefert, ich habe nie gehört, daß der alte Herr nicht regelmäßig zu Mittag gegessen hätte. Aber glauben Sie mir, Frau Brant, dieser Krieg, diese Frauen sind schuld daran — schauen Sie nur, wie die auf jeden Mann hungrig sind, schauen Sie nur, wie die jedes Mannsbild mit den Augen verschlingen.“

„Aber, Frau Schwentner, Sie irren, die waren auch vor dem Kriege hungrig — das ist doch ihr Geschäft. Haben Sie nie etwas von der Friedrichstraße gehört?“

„In den vierzehn Jahren haben wir nie über solch ekelhafte Sachen gesprochen. Und ist es nicht egal, ob damals oder jetzt — konnte Poldi nicht gerade jetzt von einem solchen Geschöpf verführt werden?"

„Aber, Frau Schwentner, wo denken Sie hin — da kenne ich Ihren Mann besser. Wissen Sie was, wir werden die Polizei antelephonieren."

„Was? Die Polizei? Zu was denn?"

„Vielleicht ist ihm doch ein Unglück zugestoßen."

„O Gott, o Gott! Nur das nicht. Nur keine Nachricht, daß meinem Poldi etwas zugestoßen sei, mich würde sofort der Schlag treffen. Denken Sie sich nur, nach vierzehn Jahren . . ." und schon weinte sie, die arme dicke Frau.

„Aber beruhigen Sie sich doch, meine Liebe, ich werde telephonieren."

„Ja, mein Herzchen. Aber gehen wir in ein Hotel, wir müssen ja ohnehin hier bleiben." Bei Rheingold wollten sie hinterlassen, daß sie in ein Hotel . . . ja in welches denn? Frau Schwentner kannte ein kleines Hotel, wo sie öfters abzusteigen pflegten; aber Helene hatte jetzt eine Scheu vor kleinen Hotels. Nun wurde beraten; aber sie hatten immer etwas auszusetzen: „Das ist klein, das ist groß, das ist teuer, das ist in einer zweifelhaften Straße . . . Hotel du Russe? wie, ich werde doch nicht in ein Hotel mit solchem Namen gehen!" Endlich, nachdem sie es fünfmal erwähnt, gingen sie ins Adlon. Beim Portier schon stimmte es aber nicht. Ein Zimmer kostet für eine Nacht sechzehn Mark. Die billigeren sind näher zum Himmel als zur Erde. Sie gingen wieder. Nun haben sie's. Nahe zum Bahnhof, das wird am klügsten sein. Sie gingen ins Hotel Habsburg. Von dort telephonierten sie zu Rheingold, daß sie nicht im Adlon, sondern im Hotel Habsburg sind. Dann ging das Telephonieren an die Samariterwachen los.

Es ging schon auf Mitternacht — sie hatten schon ein kleines Vermögen eingezahlt — und noch immer nichts. Man wußte nichts von Herrn Poldi. Die Polizei gab auf telephonische Anfrage keine Auskunft. Nach Mitternacht fiel es

ihnen ein, sie hätten am klügsten nach Halle telephoniert. Vielleicht ist er doch abgedampft mit dem Abendzuge. Sie eilten zum Portier: „Kann man nach Halle telephonieren?"

„Nein, meine Gnädigste, es gibt keinen Fernanschluß."

„Warum?"

„Es ist Krieg. Die Linie ist heute wieder gesperrt."

Allgemeine Verzweiflung. Helene hatte eine rettende Idee. Alle Bahnhofsbeamten in Halle kannten Schwentner. Wenn man vom Anhalter Bahnhof nach Halle telephonieren würde, ob man Schwentner nicht eintreffen sah ...? Es gelang. Nach einer Stunde war die Antwort da: „Wir haben ihn nicht gesehen. Er ist heute morgens mit seiner Frau und noch einer Dame abgereist; sie sind nicht zurückgekommen." Der Dienst funktionierte also tadellos, das Ergebnis war leider ein negatives.

Die Nacht verging in fieberhafter Unruhe. Helene konnte nicht schlafen ...

Gegen neun Uhr früh saßen die Damen im Frühstückzimmer beim Kaffee. Frau Schwentner bestrich gerade das vierte Brötchen mit Butter, als Helene aufsprang. In der Tür stand Herr Poldi, ziemlich zerknüllt. Herr Poldi wie er leibt und lebt, mit Pelz, Kette und Warze. Frau Fanny ließ das Brötchen rasch im Munde verschwinden; dann rief sie: „Aber, um Gottes willen, Mensch, wo warst du denn?"

„Hast du 'ne Ahnung! Also, ihr wißt es noch nicht? habt ihr es denn nicht gehört ... habt ihr es nicht gelesen?!"

„Was denn, wo denn? gar nichts haben wir gelesen!"

„Im Achtuhrabendblatt? Wirklich nicht? Na, das ist aber interessant. Schau mal, Muttchen, hast du 'ne Ahnung!" Er zog zehn funkelnagelneue Exemplare der gestrigen Abendzeitung aus der Tasche. Man sah es den Blättern an, daß sie heute früh in der Expedition gekauft wurden. Eine Notiz war da mit rotem Stift umrändert. Die Frauen lasen sie. Ohne jede besonderere Tendenz teilte die eher humoristisch gehaltene Notiz mit, daß abends gegen sechs Uhr in der Friedrichstraße der Großkaufmann und Armeelieferant aus Halle Leopold Schwentner den Reichstagsabgeordneten Birkner

tätlich angegriffen hatte. Motiv: Das Benehmen des Abgeordneten in der Sitzung; Gelegenheit: zufälliges Zusammentreffen auf der Straße, da der Abgeordnete unüberlegt genug war, sich noch am selben Abend öffentlich zu zeigen. Der Armeelieferant verbrachte die Nacht auf der Polizei, das Verfahren wurde eingeleitet; der Abgeordnete reiste sofort von Berlin ab.

Während der Lektüre grinste Herr Poldi breit und begann mit einer gewaltigen Gemütsruhe die noch vorhandenen Brötchen samt Butter und Marmelade zu vertilgen. Frau Fanny erholte sich von ihrer Überraschung: „Aber Mensch, was wird nun mit dir? Einen Abgeordneten tätlich zu insultieren?"

„Wieso tätlich insultieren? Eine Backpfeife kann er saldieren — nicht insultieren! Ich sag' euch, das Fünfmarkstück, das ich auf sein Gesicht quittiert hab', war echt ... hast du 'ne Ahnung!"

„Aber Mensch, jetzt wirst du ja totgeschossen!"

„I wo, dann hätten sie mich ja nicht freigelassen. Kränk' dich nicht, Frau, ich bin schon der Sache nachgegangen, und weißt du, was unser Rechtsanwalt, der Grohlack, für einen Rat gegeben hat? na, was meinst du?"

„Mensch, ich weiß es nicht!"

„Worüber ich mich noch mehr freue wie über die Backpfeife! Denk' dir nur: jetzt muß ich in den Krieg! Jetzt muß ich! Verstehst du: jetzt muß ich!!! ... Denn der Regierung könnte es eventuell unangenehm sein, daß just ein Armeelieferant diese Ohrfeige geliefert hat. Aber Muttchen, sei nicht bös — ich konnte nicht anders: als ich den Menschen, seine breite arrogant herumspähende Visage sah — hast du 'ne Ahnung — da begann meine Hand zu jucken, ich hätte mich selbst abohrfeigen müssen, wenn ich meine fünf Finger nicht hätt' dem Birkner ins Gesicht schleudern können! Es war nur ein Augenblick. Zu dumm, aber schon geschehen im ersten Impuls. Und jetzt muß ich gehen, Muttchen! Hoch lebe der Krieg! Dein Alter geht und kommt mit dem

Eisernen Kreuz zurück. Sonst werd' ich von der Liste gestrichen . . . dann ist's aus mit der Lieferung!"

„Aber Mensch, was hast du denn...du bist wohl verrückt!"

„Hast du 'ne Ahnung, Muttchen! . . . Gelt, Frau Brant, ich hab' recht?"

„Sie haben recht!" Helene, von den Erregungen, von der schlaflosen Nacht, von diesem unverständlichen Intermezzo irritiert, wußte kaum mehr, was da geschah.

* * *

Wieder gingen einige Wochen vorüber. Auch der Herbst ging seinem Ende zu. Helene hatte schon Nachricht von Georg bekommen. Brant hatte ihre Briefe erhalten und jetzt war der schriftliche Verkehr zwischen ihnen entsprechend geregelt; wenn auch mit Unterbrechungen. Zehn, zwölf Tage, zwei Wochen, einmal sogar drei Wochen ohne Nachricht, bald von Helene, bald von Georg. Jetzt aber wußten sie daß die Briefe sich bloß verspäteten ... und auch, daß sie beide in Liebe und Treue aneinander hängen. Die Trennung hatte nichts verdorben, im Gegenteil, sie festigte ihre Liebe, diese wurde tiefer, heller, sehnsuchtsvoller. Der Ton der Briefe war veränderlich. Bald war Helene gemütlich, dann wieder Georg. Schlug der eine tröstende Töne an, klagte die andere. Wenn die eine auf ihrem Lager in fiebernder Sehnsucht sich wälzte, hatte der andere väterliche kluge Zeilen als Antwort. Dies wurde natürlich übel genommen; hierauf kam eine begütigende Erklärung, dann entstand ein Übereinkommen und nun folgten fast zweiwöchentlich ruhige, scherzhafte Liebesbriefe, wie bei alten Eheleuten. Dies war von keiner langen Dauer. Eine heftigere Nervosität Helenes oder die Beschreibungen von Entbehrungen und Übermüdung von seiten Georgs verdarben den harmonischen Briefwechsel. In einer Hinsicht stimmten aber beide überein: ihre Nervosität hatte sich bis zu einem unerträglichen Grade gesteigert.

Helene hatte dann als letzte Zuflucht die Gesellschaft der Schwentners.

Nach einem fast zweimonatlichen Gastspiel in Frankreich und Belgien war der Armeelieferant wieder heimgekehrt. Und zwar — mit dem Eisernen Kreuz an der Brust. Was Herr Poldi an der Front gemacht, war seiner Rolle auf der Friedrichstraße würdig. Jene Landsturmkompagnie, der er als Kriegsfreiwilliger zugeteilt wurde, war gefürchtet vor dem Feinde — aber auch vor dem Brigadekommandeur. Herr Poldi war mit diesen Leuten immer auf den gefährlichsten Plätzen. Traf man in irgendeinem Spital auf einen Franzosen oder Engländer, den der Schlag einer wuchtigen Faust zum Krüppel gemacht hat, so war dieser Denkzettel von der Kompagnie des Herrn Poldi verabreicht worden. Stürmte gegen vier-, fünffache Übermacht eine Kompagnie mit Todesverachtung und singend — das waren eine Handvoll Leute mit Herrn Poldi. Brauchte man nachts Freiwillige, die auf dem Bauche vorkriechend gleich Rothäuten sich an den Feind heranmachen sollten, da waren es die bärtigen alten Gesellen des Herrn Poldi, die sich vordrängten. Wenn in einem Ungewitter von Granaten und Schrapnells aus einem Schützengraben Fachausdrücke des Skats oder vergnügtes Lachen zu hören waren, dann klang das aus der Iltisgrube, wo Poldi und seine Kameraden wohnten; konnte man aber aus den in den Schützengräben hockenden Reihen manche sehen, die das Kommando nicht erwarten konnten, die ungeduldig hervorsprangen und gleich großen Heuschrecken vorwärtshupften — so waren es gleichfalls Leute des Herrn Poldi. Das bei diesen Gelegenheiten vom Offizier in den Bart gebrummelte Fluchen: „Hol' der Teufel diesen Dummkopf! marsch zurück! — Kriechst gleich in dein Loch zurück, du Rhinozeros!“ galt ganz bestimmt Poldi oder seinen Kampfgenossen.

Aber dieser tollkühne, sorglose, ewig gutgelaunte Landsturmmann hatte ein fabelhaftes Glück: kein Haar wurde ihm gekrümmt, aber auch seiner Umgebung nicht. Endlich hatten die Offiziere die Tapferkeit des Herrn Poldi doch satt bekommen. Der weitere Verlauf des Feldzuges machte es notwendig, daß die Vorsicht und Enthaltsamkeit der Mann-

schaft aufs höchste gesteigert werde. Diese Art wie Poldi waren gefährliche Helden des Maulwurfskrieges. Der glänzendste Angriffsplan war zugrunde gerichtet, wenn solch ein Herr Poldi, den seine fiebernde Ungeduld vorzeitig aus der Affenbude — so nannten die Soldaten den Schützengraben — trieb, dadurch die gut maskierten Infanteriestellungen verriet. Und wenn auf der anderen Seite die Kappe einer Rothose nur für einen Augenblick aufgetaucht war, da konnte Poldi selbst der liebe Herrgott nicht davon abhalten, daß er hinknallte auf das Storchbein im blauen Rock. Mit Poldi ging es also einfach nicht mehr weiter. Ihn bestrafen? Das brachten die Offiziere nicht übers Herz, denn hinwieder konnte er seine Kameraden so begeistern, daß schon für dieses Verhalten — wenn es sechs Klassen des Eisernen Kreuzes gäbe — auch die zu wenig wären als Anerkennung auf Poldis Heldenbrust.

Einmal kam es heraus, daß Poldi eigentlich Armeelieferant war und er in den Krieg gleichsam als Verbannter kam, um eine jähe Handbewegung auf diese Art gutzumachen. Das kam dem Kommando besonders gelegen. Poldi bekam vom Armee-Oberkommando eine Bescheinigung darüber, daß er fürs Vaterland Ausgezeichnetes geleistet hatte und daß sein Leibesumfang noch immer ein entsprechender war, so daß darauf auch das Eiserne Kreuz erster Klasse seinen Platz finden konnte, zu der längst erworbenen zweiten Klasse. Aber nach all dem mußte Poldi sofort nach Hause. Das Liefern von Heeresausrüstungen ging in einem solchen Krebstempo von statten, daß es unbedingt nötig war, die erprobten Kenntnisse und Erfahrungen des Herrn Poldi wieder in den Dienst der Armeelieferung zu stellen. Als für die Armeeausrüstung unentbehrlich wurde er dauernd beurlaubt.

Nun flog Poldi über Berg und Tal. Es gab keinen glücklicheren Menschen auf dieser schönen Welt. Er hätte den ganzen Erdenrund samt Rothosen und Feldgrauen an die Brust drücken mögen.

An der Brust das Eiserne Kreuz, das echte, das mit den

schwarz-weißen Rändern und das an der Nadel und dauernd beurlaubt! Das hat einen Sinn. Den Ruhm des Eisernen Kreuzes noch im Kriege, schon zu Hause und dazu noch bei lebendigem Leibe zu genießen ward nicht jedem Sterblichen beschert.

Herr Poldi aber verstand es, den Ruhm zu genießen: von seinen Eisernen Kreuzen trennte er sich selbst im Nachtgewand nicht. Wir wollen aber nicht ungerecht sein: wenn einer, so verdiente Herr Poldi diesen dauernden Genuß, denn er war ein fleißiger, ehrlicher, einfacher, offenherziger, dicker Onkel, der Kopf, Herz und Arm auf dem rechten Fleck hatte. Ein Zweig am lebenskräftigen, puritanen zähen Stamme der Nation.

Zu Hause war es sein Erstes, seine beiden Eisernen Kreuze an der Uniform in der Stadt spazieren zu führen; was seine Kriegserlebnisse betraf, stand er selbstverständlich jedem gern zur Verfügung.

Dann kaufte er alle Bücher über den Krieg in sämtlichen lebenden und toten Sprachen, die nur erschienen waren, und bestellte die wöchentlich, monatlich, halbmonatlich, zweitägig, fünfwöchentlich erscheinenden periodischen Zeitschriften über den Krieg, ihm war es gleich, wie immer der Titel, wer immer der Verfasser war. Er unterschrieb die Bestellscheine, und ob es sich um ein Dutzend oder zweihundert Hefte handelte. So ausgerüstet liefert er einstweilen noch Ausrüstungsstücke der Armee, wenn aber einst die Furien des Krieges heim auf ihr zerstörtes Lager kehren, dann wird sich Herr Poldi an seine Bibliothek heranmachen und die ganze Strategie komplett durchstudieren. Aber er ist schon heute davon überzeugt, daß die fortlaufenden Hefte der Lieferungswerke auch noch nach seinem Tode wöchentlich, monatlich, fünftägig usw. erscheinen werden . . .

Unter diesen Leutchen vergaß Helene für eine Stunde allen Kummer, allen Zweifel. Das gesunde, kräftige Menschenpaar, das von früh morgens bis spät in die Nacht unter den Ausrüstungsgegenständen unermüdlich, emsig wie Bienen herumarbeitete, ließ sie vergessen, daß Krieg ist, und

wenn sie an manchen Nachmittagen mit Frau Schwentner — deren ganzes Haus war jetzt den Zwecken der Armeelieferungen gewidmet — inmitten von Patronentaschen, Tornistern, Spatenriemen, Sätteln, Pickelhauben saßen und Kaffee tranken, dann gingen ihr die Ereignisse des Krieges, das blutige Grauen der Kämpfe und Schlachten nicht so stark an die Nerven.

Auf Zureden der gutmütigen Frau glaubte sie, das heißt: sie machte sich glauben, daß Georg nichts zustoßen könne, daß ihr guter braver Mann bald heimkehren würde, vielleicht schon morgen.

— —

Wenn sie aber daheim war, allein! . . . Allein!

Wenn sie bis in die späte Nacht mit wachen Augen im Bette lag, mit einem Buche in der Hand, die auf der Decke ruhte, und sie nur wenig hatte lesen können . . .

Wenn der Herbstwind an den Fensterläden rüttelte . . .

Wenn es draußen in Strömen graupelte und regnete . . .

Wenn sie zähneklappernd aufseufzte: „Georg, was machst du jetzt . . .?“

Da . . . litt sie unsäglich.

III.

Nun kam der Herbst mit seiner ganzen Kraft und seinen verzweiflungsvollen Knappen: dem Regen, dem Kot, den feuchten Nächten, den trüben Tagen. Die fahlen Felder dampften und wenn das gelbe matte Tageslicht gegen Mittag hervorbrach, konnte es kaum für ein paar Stunden den frostigen, kotigen Niederschlag besiegen . . .

Die Division wurde zu einem österreichisch-ungarischen Truppenkörper abkommandiert und sie lagen in Galizien.

Der Stab des Artillerieregiments, dem Brant mit der siebziger Minerva zugeteilt war, nahm in einem verlassenen polnischen Grafenkastell Unterkunft, unter Kommando des Obersten Sebastian v. Brant. Der Oberst, ein Verwandter

Brants, war ein hervorragender Artillerieoffizier und ein beispiellos edelmütiger Mann. Unbewußt war er bestrebt Georg die Lage erträglich zu machen, außer Schlaf, Essen und den hygienischen Anforderungen des Lebens. Da war seine Macht zu Ende. Schlaf, regelmäßiges Essen und Badewanne waren auch bei ihm bloß unregelmäßige Gäste, Dinge, die es wahrscheinlich nur im Paradiese gab.

Georg war fast immer im Dienst. Das Auto stand vor dem Eingang zur Glasveranda. Sowie die Tür ging, rührte sich die Maschine und war nach Augenblicken schon unterwegs, nach neuen Richtungen. Kam er heim, so hatte er nur Stunden der Ruhe. Oft verging kaum eine Stunde, und die Türe wurde wieder geöffnet, ein anderer Offizier sprang in den Wagen, der keine Ahnung davon hatte, daß Georg erst vor einer Stunde von einer Fahrt zurückgekehrt. Auch des Nachts war er im Dienst ... Kaum eingeschlafen: Weiter! Neue Weisungen ...! So ging dies Wochen, Monate hindurch.

Endlich fanden sie sich mit ihren Briefen, er und Helene, aber in den Tiefen ihres Herzens lauerte immer eine melancholische böse Ahnung: was ist wohl seit dem letzten Brief geschehen?

Im Park lagerte eine Batterie, die übrigen waren in Gehöften untergebracht und in den Höfen der kleinen galizischen Bauernhäuser. Das Kastell war ein düsteres, großes viereckiges Gebäude, mit leeren Zimmern. Die Möbel wurden wahrscheinlich irgendwo zusammengetragen, vielleicht in den Keller. In den unverschlossenen Stuben standen je ein kahles Bett, Tisch, Stühle. Die fehlenden Einrichtungen wurden durch Strohbündel und Felddecken ersetzt. Die an den Wänden vergessenen kleinen Bilder, teure Stiche und wertvolle Kunstdrucke starrten teilnahmslos auf die Kisten der Offiziere.

Georg schlug sein Quartier in der einen Hälfte des mit der Küche benachbarten Korridors auf. An der Wand wurde ein breites Bündel Stroh mit einer Lederdecke bedeckt. Darauf kamen noch einige Wolldecken. Sein Koffer lag da-

neben, auf dessen Deckel eine Kerze in einer leeren Weinflasche stand. In der anderen Ecke des Raumes lagen Gummischläuche, die ausgebessert werden sollten, und verschiedene aus Gesundheitsrücksichten pensionierte Gleitschutzmäntel. Da wohnte also Georg und erinnerte sich kaum daran, daß einige hundert Kilometer jenseits der Grenze ein kleines Häuschen war, worin Teppiche, schwere Möbel, neckische Bilder, allerlei süßes Zeug getreulich auf ihren Plätzen standen und des heimkehrenden Kulturmenschen harrten? Kultur? Hahaha — welch gekünstelter Selbstbetrug des Urmenschen.

Wenn er aber manchmal auf dem Strohlager ausgestreckt ein viereckiges Papierblatt vor sich hielt, da stand plötzlich scharf das Bild des verlassenen Nestes vor seinen Augen. Jedes Stück tauchte in seiner Erinnerung auf, die dunkeln Umrisse nahmen langsam, sicher bestimmte Formen an, und wenn er die Augen schloß, klang eine tiefgefärbte Frauenstimme in seinem Ohr — Helenes flehende Frage:

„Wann kommst du zurück? wann . . .“

Er hatte nicht lange Zeit über diese Frage nachzugrübeln..

„Auutoo!! Laufschritt!! . . .“

Und als er nach Stunden zurückkehrte mit müden Armen, brennenden Augen, und von sich den Regen, von seinen Stiefeln den Kot abgeschüttelt, sich aufs Lager warf, da kamen die quälenden Bilder nicht mehr.

Das Hausen in solch einem Quartier dauerte manchmal tagelang, ehe die strategischen Bewegungen zu einem neuen Abschnitt gelangten: wenn es einen Rückzug gab, oder wenn eine Pause in der Schlacht eintrat.

Dann herrschte beim Militär das bureaukratische Leben... der Oberst studierte die Befehle und gab Anordnungen zur Weiterbeförderung: „Von — bis, gehört der zweiten Division. Diese hatte für die Weitergabe des Befehls an die Batteriekommandanten zu sorgen.“ Der Regimentsadjutant wühlte sich in die Akten hinein. Es mußte Ordnung geschaffen werden. Den Verlust an Material, Mannschaften, Tieren und Munition, den Schaden an Ausrüstung mußte man ausgleichen. Die Post mußte erledigt werden . . . Der

Inspektionshabende sah sich in der Küche mit größter Sorgfalt um: „Was gibt es heute zu Mittag?"

„Lungenklöße-Suppe, Kalbsbraten und Apfelspeise."

„Also rasch, Jungens, Donnerwetter, es ist schon elf Uhr . . .!"

Jetzt eilt es — schon elf Uhr! Wenn aber im Gefecht die Mittagszeit vorübergeht, auch der Abend kommt, die Nacht, ohne daß einer da Rechenschaft geben konnte, wann die Menage verteilt wird? Wo es sich nicht um Kalbsbraten und Apfelspeise, sondern bloß um eine Fleischsuppe handelt, mit großen Brocken Fleisch darin . . . Ja, aber jetzt haben wir Frieden: die Hauptsache ist das Essen, das Schlafen — ah, im feinen weichen Bett, auf raschelndem Stroh. Wie lange? — bis morgen, ein, zwei Tage — dann wieder los! In den großartigen Tanz!

Jetzt? „Rasch, es ist schon elf Uhr — wir wollen auch noch schlafen!"

* * *

Seit zwei Wochen lag das Regiment in diesem elenden Dorfe. Die Meldungen berichteten über einen herannahenden Feind . . . sonst nichts. Die Mannschaft hatte Übungen, Georg trug und brachte Meldungen und die Feldpost, er fuhr die Generalstabsoffiziere in die Umgebung hinaus zur Feststellung der Feuerstellungen. In seinen Mußestunden brachte er seine Maschine in Ordnung; er säuberte sie morgens vom Kot, gegen Mittag sah man wieder kaum mehr ein Fleckchen vom grünen Lack des Wagenkastens.

Eines Tages trat der Adjutant in die Verandatür: „Brant, heute Nacht Marschausrüstung, morgen gehen wir wahrscheinlich weiter."

„Gott sei Dank, Herr Oberleutnant! Wir wären schon fast verrostet in diesem Nest." Er lud rasch auf den Wagen Mäntel, Benzinbehälter, Ölkannen, Werkzeugkasten und Waffen. Seinen Koffer befestigte er im Gepäckrost des Wagens und prüfte die Beleuchtung. Alles war in Ordnung. Er ging in die Offiziersküche. Auf dem mächtigen Herde

drängten sich Töpfe und Kasserolen. Der Koch, in Zivil Küchenchef eines bekannten Dresdener Hotels, tastete mit einem langen Löffel in den Töpfen. An den Tischen waren seine Kollegen tätig und in der Tür lungerten einige protegierte Kanoniere in Sachen eines „Überbleibsels“. Die servierenden Kanoniere galoppierten mit Schüsseln und Tellern aus und ein. „Also, Pfeifendeckel, was wird mit den gleinen Löffeln, sind die noch nicht abgeleckd?“ wandte sich ein Koch an einen Offiziersdiener.

„Ein Momang, ick schlecke se schon ab, Herr Oberkoch,“ und er steckte die Löffelchen, auf denen noch das Pflaumenmus vom Mittag klebte, ins heiße Wasser.

„Gott Strambach! Haddest du früher keine Zeid dazu, du Hasenkopf?!“

„Nee, Herr Oberkoch, nach dem Futtern fiel ick janz zufällijaweise uff'n Rücken und dusselte sofort . . .“

„Zufälligerweise, ja, aber Garden werden geglopfd bis früh morgens!“

„Bloß zufällijaweise, Herr Oberkoch.“

„Nu pack dich, sonst glopfe ich, aber äben auf deinen dummen Schädel! . . . ganz zufälligerweise!“ er hob den Löffel, drohend natürlich, aber Hasenkopf hielt eine Säule von Tellern schützend vors edle Angesicht. Die Küche brach unisono in ein Gelächter aus. Der Koch wandte sich um und puffte tüchtig die lachenden Kanoniere in den Rücken. Der eine war mit zwei Sätzen an der Tür und wollte entwischen. In diesem Augenblick trat Georg ein; der flinke Kanonier, der unbedingt hinaus wollte, stolperte über ihn und fiel der Länge nach hin. Brant schritt über den gefallenen Helden weg und setzte sich zu Tische. Die eine Ecke des Tisches war Georgs Tafel, da er das Essen aus der Offiziersküche bekam. Die Burschen kochten gut und waren erfinderisch.

Brant setzte sich und schon stellte ihm der Oberkoch den Teller mit der dampfenden Suppe hin. Die Leute liebten Georg, sie wußten, daß er ein gebildeter Mann war, der trotzdem ihre Sprache zu sprechen verstand. Er nahm an ihren unschuldigen Scherzen teil und war mit allem zufrieden.

Nie war die Suppe versalzen, der Braten angebrannt. Außerdem wußten sie, daß er ein Verwandter des Obersten war, den aber vergötterten sie einfach.

„Jetzt aber gibt es etwas Feines, Herr Chauffeur: Hasenbra . . .“

„Pst, Jungens, schaut mal hin,“ unterbrach sie der eine Koch, der mit einer großen Tranchiergabel bewaffnet in der Türe stand. Er zeigte auf die fernen Berge. Über den Bergen war eine kleine Rauchsäule zu sehen — ein Signal wahrscheinlich — und gleich darauf konnte man das ferne Grollen eines Knalls hören. Die Soldaten sprangen auf und rannten zur Tür.

„Dunnerkiel, det is ja Kanonenjebrumm!“

In diesem Augenblick hielten galoppierende Reiter vor der Veranda; es war eine Rekognoszierungspatrouille. Der Offizier sprang vom Pferde und eilte in die Stube, die als Speisezimmer diente. Brant lief instinktiv aus der Küche und brachte seinen Wagen in Ordnung, zur Abfahrt bereit. Offiziere, Unteroffiziere eilten hin und her, in den Ställen Pferdegewieher und Getrappel, Bewegung um die Geschütze. — Stiller Alarm!

Der Adjutant schwang sich aufs Pferd und jagte zum Tore hinaus; die Offiziere schnallten den Säbel um und eilten zu ihren Batterien. Die Generalstabsoffiziere sprangen ins Auto: „Vorwärts, Brant, höchste Tour!“ Der Feind schien rascher vorgedrungen zu sein, als angenommen wurde, und der soeben eingetroffene Befehl beorderte diese Division gleichfalls in die Nähe der Feuerlinie. Kaum erreichte Brant das Tor, stand schon die ganze Division marschbereit. Man hörte scharfe Kommandoworte: „Batterie, vorwärts — Trab — auf der Landstraße Galopp!“ Durch das Dorf jagten Reiterei und Munitionswagen vorwärts. Der Kanonendonner wurde stärker hörbar. Die Rauchknäuel zogen sich näher . . . „Brant, rasch, vorwärts, Volldampf!“

Die Offiziere machten sich mit ihren Signalpfeifen den Weg frei, der Oberleutnant neben Brant ließ die Sirene heulen.

Kaum waren sie einige Kilometer vom Dorfe, erscholl hinter dem Hügel vor ihnen ein scharfer Knall. Die Granate bohrte sich kurz vor ihnen in den Fahrdamm. Meldereiter jagten ihnen entgegen.

„Zurück, rasch zurück!“ Der Feind ist ganz nahe! Hinter dem Dorfe begann die schwere Artillerie ihre Arbeit, das Dorf überschießend. Die über das Dorf in hohen Bogen sausenden Geschosse machten einen ohrenbetäubenden Lärm. Auf den Gassen galoppierten Ordonnanzen, aus den Gräben entwickelte sich rechts und links Infanterie. Von Georgs Stirn rann der Schweiß; er mußte den Wagen auf dem verhältnismäßig schmalen Wege wenden. Eine Spanne vor, bremsen, zurück, abstoppen, einen Schritt vorwärts, abstoppen, zurück, Bremse — vorwärts, etwas mehr, Bremse, zurück, Bremse . . . die Offiziere standen neben dem Wagen und achteten darauf, daß er nicht in den Graben gleite, vorne wieder, daß jedes Zentimeter ausgenützt werde.

Die Granaten fielen immer dichter und näher im Halbkreis, dann kamen Schrapnells . . .

„Rascher! Es geht nicht? — Los, Ihr Herren — hinten heben und herüberwerfen!“ die Offiziere stemmten sich an und warfen den Wagen mit einem Ruck hinüber; jetzt stand der Wagen in der Richtung zum Dorfe. Schupps — im Moment waren sie im Wagen: „Hoppla, los!“ — Nach drei Minuten kam ihnen der Oberst entgegen: „Halt! Es geht nicht weiter, die Batterien müssen am Dorfende aufgestellt werden.“ Der Oberst befahl die Beobachter vor. Die setzten sich ins Auto und wickelten den Leitungsdraht ab — sie jagten mit dem Auto fort. Rechts vom Wege war ein kleiner Wald, links auf der Wiese war eine einsame Brunnensäule. Vorerst in den Wald. Die Leute der Abteilung stopften einen Kanoniermantel aus, befestigten am Kragen einen Kürbis, darauf setzten sie eine Mütze, an die herabhängenden Ärmel banden sie eine leere Zigarrenschachtel, den Kürbis aber umwanden sie mit einem schwarzen Tuche, so wie die Kutscher im Winter ihre Ohren gegen die Kälte schützen.

Georg konnte es sich nicht denken, was diese Vogelscheuche

sollte. Die Puppe wurde nun an einen Baum hochgebunden, an den sie auch eine Leiter angelehnt hatten. Dann krochen die Telephonleute hinüber auf die Wiese zur Brunnensäule, sie krochen nacheinander in den Brunnen und befestigten ihren Apparat innen am Brunnenkranz. Sie durchbohrten die Bretter und befestigten hinter der Brüstung, mit den beiden spähenden Kristallaugen über der Platte das Scherenfernrohr. Das eine gelockerte Brett, gegen das Dorf zu, hoben sie heraus, legten es über das Steingesims und die ganze Gesellschaft ließ sich dort nieder.

Jetzt wußte Brant, was die Vogelscheuche sollte. Kommt eine feindliche Schleichpatrouille so nahe, um mit dem Feldstecher nach der Beobachtungsstelle zu suchen, bemerkt sie die Puppe im Wäldchen und richtet ihr Feuer darauf — die Beobachtungsstation auf hundert Meter Entfernung bleibt im Brunnen unversehrt. Er hatte kaum Zeit sich über diese Findigkeit zu verwundern, als er vom Offizierstellvertreter angezischt wurde: „Brant, schließen Sie sich sofort dem Stabe an. Der Herr Oberst steht unter der Brücke vor dem Kirchhofe . . .“

Brant glitt zurück.

Das Donnern wurde immer lebhafter und kam immer näher. Drüben arbeitete leichte Artillerie . . .

Vor dem Dorfe steuerte Georg sein Auto rechts auf einen Feldweg. Der Friedhof zog sich nicht weit vom Schlosse hin und die Artillerie brach sich den Weg durch den Park bis zu den Schanzen vor dem Friedhof. Die Stellungen erwarteten fertig die Batterien. Als Brant sich beim Obersten meldete, standen die Geschütze schon schußbereit; ein Teil der Mannschaft harrte, still die Pfeife schmauchend, des Kommenden, die anderen waren um die Geschütze beschäftigt. Die Munitionskisten waren aufgeschichtet, Wagen, Pferde standen hinter dem Schloß im Halbkreis auf dem Fahrdamm.

Brant fand mit Mühe und Not Platz unter dem Brückenbogen. Die Telephonapparate waren im Nu montiert, der Adjutant und die Generalstabsoffiziere nahmen im Wagen Platz.

Brants Wangen glühten vor Erregung. Sein Herz klopfte heftig. Das war sein Fall! Die Augenblicke vor dem blutigen Zwiegespräch der Geschütze, in der Nähe der zweifelhaften Zukunft und inmitten der Taten zu sein, alles sehen, alles wissen von der Majestät des Krieges, seine ganze wilde tobende Schauerlichkeit — — das, das hat er gesucht, das hat er erwartet — darum verließ er sein Heim, sein Weib, Bequemlichkeit, Sicherheit — nun blieb alles hinter ihm, was ihn an das Leben gefesselt hatte. Und dies war keine Neugier, kein perverses Nachjagen nach Schauerlichkeiten, dies war echte Vaterlandsliebe, eine unbewußte Anbetung jenes Augenblicks, jenes Moments, in dem etwas im Interesse der heiligen Sache geschieht. Brant konnte keinem Hund einen Tritt versetzen, jetzt aber trippelte er hin und her . . . näher zu den Geschützen, dann wieder zurück zum Wagen, er beobachtete die Offiziere mit glänzenden Augen, dann wieder scherzte er mit der Mannschaft, jetzt vor dem erzenen Donner, auf den Augenblick wartend, wo drüben im Blute sich wälzende Menschen sterbend die Gegend verfluchen, in der sie stehen; die Erde, wo jenen, die in diesem Augenblick an der Reihe sind, das unerbittliche mächtige Grollen ertönt: nun ist's aus!! . . . Wie? Diese Menschen überschütten mit fieberhafter, jauchzender, überströmender Freude im Herzen den Feind mit mordendem, heulendem, sausendem Hagel und wenn sich dann die Schlachten gelegt, umstehen dieselben Fanatiker mit tränenden Augen den zu Tode verstümmelten Feind, in dessen Tasche sie den begonnenen Brief finden: „Mein süßer kleiner Junge! Bisher geht es mir gut — Gott hat mir geholfen . . .“ Was entbindet diese Menschen der Anklage des Mordes? — Die Vaterlandsliebe.

Herr Unteroffizier Langscheid streichelt liebevoll den Verschluß der Kanone, er reibt sie blank: „Ja, mein Braver, gleich werden wir singen, sofort, sofort. Bist schon neugierig, gelt, was es da drüben Neues gibt . . .“ Das Geschützrad kreischte: „Ja, Vater, eilen wir!“

„Achtung, Telephon!“ Die Offiziere versammeln sich um das Auto . . . „Feindliche Batterie zweitausendsechs-

hundert hinterm Hügel mit Ahornbaum, nördlich! Sechsundachtzig ein halb rechts! Libelle dreißig, zwei! Hilfsziel die Brunnensäule." Im Moment war der Befehl weitergegeben. Die Visierer arbeiteten, der Teller des Teleskops gleitet gleichmäßig bei jedem einzelnen Geschoß . . .

Das Ziel ist da! —

Wieder das Telephon. Jetzt vom kommandierenden General. „Batterie greift ein auf Maschinengewehr links vom Walde. Entwicklung der Infanterie unterstützen . . ." Emsige Hände haben den Sprechenden schon erreicht mit dem Niederschreiben des Befehls: „Batterie bleibt bis auf weiteren Befehl am Platze. Stellung bis zum letzten Mann verteidigen . . . Krr, krr, krr . . . Einschießen, wenn das Maschinengewehr begonnen hat, nach Auslage Salve . . ."

Totenstille. Der letzte Atemzug vor dem großen Augenblick ... Und wenn man stundenlang auf das Maschinengewehr warten muß? . . . O nein, dafür sorgt schon der Feind hinter den Bergen. Wieder das Telephon. Die Beobachter melden: „Unsere Puppe unter Feuer; bisher fünf Fehler."

Der Oberst schreitet ungeduldig auf und ab: „Zum Teufel, wenn sie noch lange zögern, wird nur der Wald beschossen. Dann kommt der Brunnen an die Reihe — der Russ' hat auch so viel Grütze . . ."

„Pa — pa — pa — papa . . ."

„Brr — rumm! zui — wjj . . ."

Das Maschinengewehr! Die Batterie! — Die ersten Schüsse! „Hurra! der Tanz geht los!" Nach einigen Sekunden meldet das Telephon, daß die Lage sitzt.

„Drauf los! Schnellfeuer, ununterbrochen — ohne Pause!" . . . Auf den blutroten Gesichtern der Mannschaft perlt der Schweiß, ein Eilen, reichende Arme, hastende Hände, — Knall — Explosion, Dröhnen, Sausen, Heulen ... die Töne gleichen einem wahnsinnigen Donner mit Millionen Blitzen und das Himmelsgewölbe tobt wie ein unter Wasser gesetzter Vulkan und ist heulend bestrebt die auf seinem gequälten Rücken weitergerollten, mit Dynamit gefüllten Riesenfässer von sich zu wälzen — aber diese explodieren

bei jedem Zucken mit gräßlichem, erschütterndem Donner. Das sind ekstatische Momente, wo die Sinne vertauscht werden, man kann es nicht unterscheiden, wie man sieht, wie man hört; es ist, als ob der ganze Körper nichts als Auge und Ohr wäre. Die Töne, die Blitze, die Gerüche — dieser beizende, unbestimmbare, alle Möglichkeiten und Vermengungen des Geruches und Geschmackes ausatmende Rauch, Dampf, Dunst dringt in die Nase, die Lungen, durch die Poren in den ganzen Körper, bemächtigt sich seiner und jocht ihn nieder . . . Hören, Sehen, Gefühl, Geruch kann nicht mehr unterschieden werden. Die Nerven spielen ein wahnsinniges Spiel. Leib und Seele schwinden, nur die Sinne leben für sich . . .

Die ganze Gegend ist in ein hellgraues Meer von Rauch gehüllt. Schuß folgt auf Schuß, und der mit den Geschossen hervorbrechende Rauchknäuel wühlt sich unermüdlich den Weg in das Dickicht, zergeht dann und wird von der Rauch-, Dampf- und Dunsthülle aufgesogen.

Im hereinbrechenden Dunkel zucken von den benachbarten Bergen scharfe, spitzige Flammenzungen hervor — drei, vier nebeneinander, dann zwei, wieder zwei, näher . . . Ein tief sausendes Heulen schneidet die Luft über der Batterie und rückwärts erklingt ein tausendfaches Krachen. Gleich darauf das Rieseln fallender Ziegel und Kacheln — „rekett . . . rekettre" und das Heulen eines nächsten Geschosses mengt sich darein.

Brant blickte in die Richtung des Schalles. An der Front des Schlosses sah er einen gähnenden Spalt, an der rechten Ecke war das Dach gehoben; in diesem Augenblick ein schrecklicher Knall — das Dach hob sich in die Luft — eine schwarze Rauchsäule brach unter ihr hervor, die Mauer krachte und barst in der Richtung der Fenster. Eine neue Ziegelkaskade: Die Spitze des keilförmigen Spaltes platzte und wurde ein gähnendes rundes Loch, durch das für einen Augenblick beim aufflammenden blutigroten Schein die Arabesken der Tapete aufleuchteten . . . Wieder ein ohrenbetäubendes Krachen . . . der rechte Flügel des Gebäudes vom dritten Fenster an lag in Trümmern. Flammen züngelten, Rauch-

und Feuersäulen stiegen empor und zuckten unter dem demolierten Dache hervor ... Der Feind hatte mit seinen Granaten den Schießstand erreicht! Jetzt überschoß er zwar noch, wahrscheinlich begehrte er den Munitionspark.

Inmitten des fortwährenden Heulens und Knallens und Donners in einem fast undurchsichtigen dicken Rauch war es ein gespenstisches Bild, die Gestalten gleich blutroten Teufeln, rückwärts vom Feuerschein des brennenden Schlosses beleuchtet, zu sehen. Die Batterien wechselten ihre Stellungen.

„Durchs Dorf, Anschluß an den linken Flügel der Brigade!“ ... Die Kanoniere treiben ihre sich bäumenden Pferde mit den kurzen Peitschen an; gleich lebenden Wesen, die vor dem Schauer des Todes fliehen, sprangen die Geschütze in großen Sätzen über die launigen Überraschungen des Terrains: über Gräben, Erdbuckel, Steinhaufen, in gestrecktem Galopp dahinsausend. Sie kamen im Galopp zur Straßenecke, der Vorderreiter bog sich zur Seite, sein Ellbogen berührte fast den Rücken des Nebenpferdes; jetzt warf er sich zurück und riß mit dem Zügel die Köpfe der Pferde in die Höhe ... Ein Moment bloß und die Eckmauer des Hauses an der Wegkreuzung, von der Feuersbrunst beleuchtet, starrte sie wie ein scharfer Keil an, knapp neben den Bespannungen ... aber ein Druck mit dem Knie genügte, das Gespann herumzuwerfen. Die sechs schweißtriefenden Pferde, die Brust voll weißer Schaumflocken, gehorchten klug dem Reiter, und die Geschütze flogen im Nu auf die andere Seite der Gasse, wobei das Rad der Kanone in den Fahrdamm eine breite Furche schnitt, aus der es scharf hinaussprang. Die Radnabe schnellte auf das Eckhaus zu und hinterließ in der Frontmauer eine zolltiefe Furche. Und all dies wurde inmitten von ätzendem Pulverrauch von den hochfliegenden glühenden Stücken der brennenden Häuser, Millionen glühender Feuerfalter gleich, beleuchtet ...

Brant jagte mit seinem Wagen unterhalb des Dorfes auf die Felder, die sich bis an den Horizont dehnten, der linksseitigen Häuserreihe entlang. Granaten und Schrapnells schlugen rundum ein, sie bohrten sich tief in die Erde und

hoben Trichter aus, mehrere Meter breit, oder sie platzten in der Luft und streuten die unerträglichen Kugelgarben. Brant atmete kurz bei dieser Musik. Heiß flog der Atem ihm aus dem Mund und den Kopf zwischen den Schultern eingezogen blickte er mit zusammengekniffenen Augen vorwärts — nur vorwärts. Bei jedem Schall und jedem Knall erlebte er das im Geschützfeuer immer wiederkehrende Empfinden: „Jetzt gilt's mir — schon fühl' ich's" . . . Als ob die Brust ihm eine gewölbte Höhlung wäre mit einem Ventil durch den Mund für die frische Luft, und beim Aufblitzen, beim Knall war's, als ob dies Ventil sich plötzlich geschlossen hätte, als ob die Luft in ihrem Wege hinauf mit einem Ruck gegen die Höhlung für einen Moment gestaut wäre — bis er dann sah, wie das Geschoß zersprang; da wurde es ihm leichter, das Ventil arbeitete rascher bis zum nächsten Knall . . . Sein Gesicht glühte, auf seiner Brust, unter den Kleidern, rannen ihm die Schweißtropfen hinab und sammelten sich an den Lenden. Die Nerven waren aufs äußerste gespannt. Wenn das Grollen näher tönte, wenn über den Köpfen das rote Flämmchen aus einer unsichtbaren Hülse hinaus im gelben Rauchknäuel explodierte, da sehnte er sich einen Augenblick zurück zur verlassenen Ruhe, zur Familie, zu seinen Lieben — „komm ich je wieder in die Heimat zurück?" Aber dies währte bloß einen Augenblick — die Frage sowohl als auch das Spiel der Erinnerung; — die Nerven tobten weiter. Die Sinne wurden vollkommen gefesselt vom Donner, von der Flamme, vom Feuer, vom Rauch und von der Orgie des Gestanks.

Vorwärts stürmende Infanterie kam ihnen in den Weg: „Achtung! Ausweichen!"

Die freudetrunkenen Jungens sprangen auseinander; der eine hatte noch Zeit, stramm zu stehen und zu salutieren, der rief Georg zu:

„Eilt Euch, Vetter! Sonst bleibt für Euch bald keine Arbeit übrig!"

„Weiter!"

Jetzt, da die Batterien ihre Stellungen veränderten und

ihr Feuer einstellten, überschüttete der Feind Tal und Häuser mit Schnellfeuer. Das Kastell lag zu Trümmer geschossen in einem Feuermeer, eine schwere dichte Rauchwolke dehnte und streckte sich und schwebte wie ein trauriges finsteres Leichentuch darüber. Am Waldrande tauchte feindliche Reiterei auf. Seitlich die Maschinengewehre begannen ein wahnsinniges Feuern, die Infanterie drang unaufhaltsam vorwärts, auf dem Bauche liegend, dann wieder aufspringend — dann wieder sich hinwerfend . . .

Die Batterien schlossen sich der Brigade an.

Auch Brant traf ein mit dem Obersten und den Stabsoffizieren.

Die sich wieder entwickelnden Batterien übernahmen sofort die Ziele . . . Im Tale wurden unartikulierte Laute hörbar; links vom Dorfe knallten in kurzer Folge zwölf Kanonenschüsse — dreimal.

„Hurra! Vorwärts! . . .“

Nun entstand ein wahnsinniger Geschützdonner. Rechts und links vom Dorfe schnitt ein ununterbrochener Feuerfächer in die Finsternis. Die Rauchknäuel drängten sich in das Tal und trauten sich nicht gen Himmel zu steigen . . .

Der Reiterangriff brach zusammen. Die am Leben blieben, wandten sich um und stürmten davon. Die Brigade schoß sich auf die feindlichen Batterien ein und das Sausen der Granaten von drüben zog sich nach einigen Minuten vom Dorfe weg. Nun begannen die feindlichen Geschütze nach links zu tasten, da krachte in die Abenddämmerung die Salve der rechts aufgestellten Batterien . . .

Brant stand mit seinem Wagen nahe bei den Häusern und sah, wie die noch ganz gebliebenen Fenster jetzt sprangen. Das Klirren hörte er nicht mehr, denn er fühlte in seinen Augen einen schneidenden Schmerz. Er bekam ein so heftiges Ohrensausen, daß er nunmehr nichts unterscheiden konnte — Donner, Geknatter, Zischen: nichts. Die Adern auf seiner Stirn schwollen an und ihm war, als ob in seinem Schädel das Gehirn koche. Plötzlich verstummten unsere Geschütze.

Die Infanterie stürmte! „Hurra!“ klang es vom Tale.

Eine Musikkapelle geleitete die aufmarschierende Reserve bis ans Dorfende, sie spielte einen wilden, aufrührerischen Marsch.

Die Stahlfühler der Brigade haben die feindliche Artillerie, so schien es, erreicht. Ihr Feuer schwächte ab, aber aus einer Ecke donnerte es um so verzweifelter. Wahrscheinlich wurde der Munitionsvorrat der zum Schweigen gebrachten Geschütze von den noch ganz gebliebenen Geschützen aufgearbeitet . . .

Das Tasten begann im Bogen links vom Dorf den Wiesen zu ... Georg erhielt den Befehl, sich mit dem Auto hinter das Dorf zu begeben, dort sollte er Deckung suchen. Nach dem Artilleriefeuer sollte er auf der Landstraße die Stabsoffiziere erwarten.

Das Automobil kroch in eine Gasse und strebte auf die Hauptstraße hinaus. Vorbeijagend am brennenden Kastell kam es unterhalb des Dorfes an. Da stand eine mächtige Maisscheune; Georg stellte den Wagen hinter die rückwärtige Wand. Er selbst ging dann in die untere Gartenecke und beobachtete von dort die Straße. Im Graben der Landstraße lagen Sanitätssoldaten — sie warteten auf ihre traurige Arbeit. Die Kapelle kehrte zurück; die Mannschaft legte die Instrumente ab und war bei der Pflege der Verletzten behilflich. Bei der Scheune wartete eine Kavalleriepatrouille auf Befehl und die Leute führten die Pferde der Beobachtungsoffiziere herum. Weiter unten wartete eine ganze Abteilung Ulanen im Sattel.

Von der Gasse her wurden ungewöhnte Töne laut — es war Gesang. Heller, lustiger Gesang — ein bayerischer Schuhplattler: „Hui — llalalla — jup — sassa! Hoj . . .“

Die Mannschaft im Sattel lugte lachend aus:

„Wer mag wohl dieser lustige Bruder sein?“

Der lustige Bruder kam auch bald. Er wurde gestützt. Zwei Sanitätssoldaten hielten den tanzenden Soldaten in ihrer Mitte, es war ein bayerischer Musketier, unbewaffnet, mit schiefgerückter, dreckiger Mütze, grinsend:

„Ho—i—i—i—lalla jup—sassa . . .“

Georg fiel der ernste Blick der Begleiter auf: „Wohin? Kameraden?“ Die beiden Soldaten winkten ihm, der eine

tippte mit dem Zeigefinger an die Stirn. Der Bayer klatschte auf seine Unterschenkel und tanzte jetzt stumm weiter. Brant fiel erst jetzt der grauenvolle Blick des Soldaten auf. Während er tanzte und jodelte, stierte sein Blick starr vor sich in die Luft ... in die Leere ... in das Nichts! — Brant kannte diesen Blick. In den ersten Zeiten gehörte er mit zu den grauenerregenden Schauerlichkeiten des Krieges. Der Kriegswahnsinn. Stumm, in das Nichts starrende, starre Augen auch während der lallend hervorgegurgelten Worte.

Armer, wahnsinniger Musketier ...

Die beiden Sanitäter eilten zurück, sie hatten, so schien es, genug zu tun. Von der Gasse her wurden auf Tragbahren Verwundete mit verbundenem Kopfe, verbundener Hand oder Hüfte gebracht. Anfangs einzeln, dann zu zweit, zu dritt, und immer mehr, vermischt mit den auf eigenen Füßen gehenden, hinkenden, taumelnden, armen, im Fieber mit den Zähnen klappernden, unglücklichen Verwundeten ...

Brant sprach den einen Sanitätssoldaten an:

„Wo hat der Musketier sich den Wahnsinn geholt?“

„Das ist eine sehr traurige Geschichte, Kamerad, ich habe bisher noch keine so schreckliche Sache erlebt. Der Bayer war der Bursche eines Offiziers, so'n Pfeifendeckel, weißt du; er saß grad mit seinem Leutnant im Dorf unter einem Vordach und wartete auf Befehl. Im Kanonendonner dachte der Leutnant plötzlich, er wird just da seiner Braut ein Brieferl schreiben, sogar ein Blatt vom Baum hat er gerissen, das wollte er auch ins Kuvert stecken, und dem Pfeifendeckel sagte er, der soll auch schreiben, 's ist Zeit g'nug dazu ... Und wie sie so schreiben ... bumms, ein Sausen, ein Krach, dann Stille ... Wie dann der Rauch und der Ziegelstaub sich verzogen, sieht der Bursch', daß in das Haus eine Granate hineingesaust war und die Mauer ist auf die Gasse hinaus gestürzt und hat die Bank samt dem Leutnant begraben ... das war nur ein Schutthaufen — ich hab's auch gesehen — wir standen bei der Post, keine zwanzig Schritt' weit. Wie wir dann hinrennen, seh'n wir aus den Trümmern einen Arm herausgestreckt, in der Hand mit einem Brieferl ...

einen toten Arm . . . Ich selbst war noch ganz dösig im Kopf, sag' ich dir, daß ich dem Burschen sag: „geh', nimm den Brief, du mußt ihn ja zur Post tragen . . .“ Aber wir haben uns gleich drangemacht und den Schutt weggeräumt, den Leutnant ausgegraben . . . er war schon tot. Man hat kaum etwas von ihm gesehen . . . nur den hervorgesteckten Arm und die Hand mit dem Brieferl, sag' ich dir. Kaum haben wir ein paar Schritt weitergemacht, da hören wir hinter uns das Jodeln — wir wollten grad die Tragbahre holen — da hören wir das frohe Singen, wir schauen uns um, da steht der Bursch' mitten im Weg, vor ihm der Leutnant, zugedeckt — und der Kerl tanzt und klatscht sich auf die Schenkel, auf die Sohlen, dreht sich fix um und bockt mit dem Kopfe zum Himmel hinauf und singt in einer Tour. Der Arme ist wirr im Kopf geworden — jetzt gibt der Doktor auf ihn acht, im Notzelt . . .“

Die Sanitätssoldaten gingen nun schon in Gruppen durch das Dorf hinaus. Der Kanonendonner wurde immer schwächer. Aus der Ferne hörte man Gewehrgeknatter . . . immer entfernter, auch die Maschinengewehre ratterten immer mehr aus dem diesseitigen Teile des Tales . . .

Eine Husarenordonnanz jagte durch das Dorf — direkt auf die Abteilung zu auf der Halde.

Wie der Sturmwind jagte die Reiterei durch das Dorf in das Tal hinab . . . der Feind war geworfen, die Reiterei übernahm die Verfolgung . . . Gute Nacht! —

Jenseits vom Dorfe — auf Wurfweite, unter einem Zelt hervor, das eine Stallampe karg beleuchtete, und vom umgebenden Rasen her, ward ein Seufzen, Stöhnen, Gejammer hörbar. Die Verwundeten, die sich des ersterbenden Kanonendonners nicht mehr freuen können. Die Sterbenden, denen es ganz gleichgültig ist, wen die Reiterei mit verhängten Zügeln draußen im Finstern jagt, und wer aufs Gras, aufs kahle Stoppelfeld sinkt, wer durch das Dorf mit hellem Spiel zieht — wer da schläft, wer da ißt, wer da sorgsam wacht, wer da hungert in dieser Nacht? Dem Sterbenden ist alldies so egal . . . der diese Nacht nicht mehr erleben wird.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Für Georg kamen jetzt schwere Zeiten. Schlachten folgten aufeinander, bald vorwärts, bald rückwärts. Durch ein zerstörtes, kahlgegessenes, zugrundegerichtetes Stück Land. Der Feind warf neue Massen in die Front. Diese Horden kamen aus Asien, die gewaschen, eingekleidet, beschimpft und gründlich geprügelt, also kurz: ausgebildet worden waren.

Man mußte neue Stellungen beziehen, sich befestigen und so den neuen Ansturm des Kolosses erwarten.

Die Gruppe, bei der Brant war, war im ständigen Rückzug. In den größeren Städten unterwegs bezogen sie nur ein Nachtquartier. Hinter sich zerstörten sie Wege, Eisenbahnnetze, alles, was dem Feind in seinem Vormarsch nützen konnte. Aber der Feind säumte ... er wartete auf den Zuwachs, er flickte sein Fall ...

Helenens Briefe blieben wieder aus. Brant schrieb ununterbrochen. Diese ungewisse Stille, diese Erwartung, der Rückzug lasteten auf seiner Seele, in seinen Briefen mehrten sich seine Klagen. Ihm fehlte das aufmunternde, immer das Gute verheißende Wort Helenens ... Die Erschöpfung übermannte ihn ... Er hatte keine einzige ruhige Stunde. Verpflegung, Ruhe kamen nicht in Betracht den Anforderungen eines angestrengten Dienstes gegenüber. Alles, was ihn umgab, war schroff, verzweiflungsvoll; die Landstraßen, die mit den Fuhrwerken der Trainkolonnen im Rückzuge voll waren; die abgespannten Soldaten, die sich nach Ruhe sehnten, die ausgestorbenen, leeren Dörfer mit den kleinen, armseligen Häusern, den verhungerten hohlwangigen Bauern ... Überall das Bild der Verwüstung. Und die Witterung: Spätherbst ... strömender Regen ...

Der Sommer war hin ... Die Zeiten lebten nur mehr in der wehmütigen Erinnerung, wo fröhlicher Gesang die Stille des Sommernachmittags aufgescheucht hatte. Da war es noch ein Genuß splitternackt im Bache zu plätschern, oder einen Eimer Wasser über den Körper zu gießen; in den Stunden der Ruhe mit dem gemeinsamen Rasiermesser sich das Gesicht in Ordnung zu bringen; auf duftiger Wiese am Bache liegend in wohltätigen, tiefen Schlaf zu versinken; in sternen-

hellen Nächten auf der Bank in einem Bauernhofe zu ruhen. Das alles ist zu Ende. Die Luft ist feucht, das Wasser kalt, die Wiese kahl; wo grüner Rasen war, dort löst der tagelange Regen Schlamm, Sumpf, Kot, Pfütze und Morast aus.

Der ewige Regen, das Schlammeer auf Wegen und Straßen, der graue, dahindämmernde Tag, der Frost der Nächte, die eintönige Verpflegung, die Verluste, die aufreibenden Kämpfe mit einem vielfach überlegenen Feinde haben das Gemüt der Soldaten zugrunde gerichtet. Der Dienst allein war ein wohltätiger Beschützer. Sie widmeten ihm ihre ganze Zeit. Dann zogen sie sich in Ställe oder in feuchte muffige Bauernstuben voll Menschenausdünstung, um das prasselnde Feuer, zurück; die Offiziere in ihre Zelte oder in die öden, möbellosen, teppichlosen, kahlen Stuben verlassener Schlösser. Der irgendeine Grille hat, beschäftigt sich mit ihr; der Lehrer mit seinen pädagogischen Erinnerungen, der Ingenieur mit seinen Erfindungen . . . Der Dichter führt sein Tagebuch, der Vater liest die Briefe seiner Kinder, der Bräutigam schaut ohn' Unterlaß das Bild seiner Braut an.

Und aus jeder Ecke grinst ihm ein gräßlicher Gast entgegen . . . die Cholera!

Die entsetzliche, fürchterliche . . . die schreckliche Seuche . . .

Die ganze Gegend ist in das Netz dieser furchtbaren asiatischen Krankheit geraten. Die Dörfer stehen leer, ausgestorben, die Landstraßen sind von taumelnden zerlumpten Gestalten umsäumt; in den Ställen, niedrigen Bauernstuben die ewige Angst: wann fällt einer von ihnen mit blauem Gesicht, mit krampfhaft zusammengezogenem Körper hin?

Georg wurde zum ersten Male in seinem Leben bange. Ja, er empfand sogar Angst! . . . Jetzt lebte er schon im Reiche der Schlachten; jetzt wußte er, was Pulverrauch, Kanonendonner, Wunden — Tod bedeuten. Er sah es aus unmittelbarer Nähe, er erlebte es mit den anderen — und fürchtete sich nicht. Es fiel ihm nie ein, dagegen sich aufzulehnen, daß der Tod hier gleichsam unvermeidlich sei. Er hatte sich daran gewöhnt. Jetzt aber, wo die Seuche sie

mit ihrem verderblichen giftigen Odem umgarnte — jetzt erschauerte er. Sterben als Mensch, als Soldat, da hielt ihn keine Überlegung zurück; aber zugrunde gehen als Opfer dieser meuchlerischen Seuche, am Wegrand sich hilflos wälzen, das ließ ihn verzweifeln.

Die strengsten Maßnahmen traten in Kraft. Das Trinkwasser wurde gekocht, leichte, einfache Speisen kamen auf den Tisch, das erste Gebot war Reinlichkeit. Was aber half all dies! Die Seuche nahm zu von heut auf morgen. Sie fühlten das Ende der Welt herannahen . . .

Auch das Schicksal Helenens schwächte Georgs Widerstandskraft. Endlich bekam er ihre Briefe, aber sie brachten nichts Gutes. Schlechte Nachrichten. Helene konnte ihre Abspannung, ihre arge Gemütsstimmung vor Georg nicht verbergen und so erschien dem armen, leidenden Manne die ganze Welt, sein ganzes Schicksal in zweifach dunkeln Farben. Schwere Tage, traurige Zeiten . . . Zu all diesen seelischen Qualen kam noch seine körperliche Entkräftung. Wasser trank er jetzt überhaupt nicht und aß nur feste Speisen. Und wann bekam er die? Wenn die Offiziere ihren Bedarf zusammenschrieben und Brant mit dem Auto in eine größere Grenzstadt schickten, um zu requirieren . . . da hatte er fünf-, sechshundert Mark in der Tasche und von den Sporen bis zum Kölner Wasser mußte er allerlei Sachen einholen. Bei solchen Gelegenheiten kaufte er sich eine Stange Salami, Kognak, Wein, Käse und Brot. Damit nährte er sich bis zur nächsten Requirierung. Aber wie viele Tage gab es, wo der Dienst von solcher Art war, daß er nicht zum Requirieren kam, wie oft lebte er tagelang von Brot und wie oft konnte er seinen Hunger nicht stillen. Selbst da griff er nicht nach dem Wasser. Da sah er immer die entsetzlichen Bilder der Seuche vor sich. Den Koch, der in der Küche zusammenfiel und mit blauem Gesicht sich auf dem Boden wälzte — nach dem Abtransport die gleichmütigen Burschen, die den ungelöschten Kalk aufstreuten. Den erkrankten Leutnant, den sie in einen verlassenen Flügel des Schlosses einquartiert haben . . . später brachten sie ihn in die Baracke hinüber;

wenn er draußen bei der Baracke wartete, vor der die Wache mit aufgepflanztem Bajonett auf- und abging . . . und er sah die auf dem Hofe aufgetürmten Kleider und Tornister, die mit einer schmalspurigen Bahn ins Gebirge gebracht und dort verbrannt wurden . . . Und das Schrecklichste! Das Befördern der Toten. Mit eben derselben Bahn, ins Gebirge hinaus, in die große Kalkgrube! Auf offenen Loren lagen diese Unglücklichen zu Hunderten, drunter und drüber . . . an den Seitenbrettern hingen Arme, zu Fäusten geballte Hände, abgezehrte Beine, umgekippte Schädel herab . . . Arme Tote, unglückselige Aussätzige . . .! Dann setzte sich der Zug in Bewegung — langsam, mit kreischenden Rädern, mit klirrenden Ketten zog dies tote Bataillon hinaus ohne Musik, vom Leben nichts mehr erwartend, dem Tode nichts verdankend. In die Kalkgruben! Im gemeinsamen Grabe... ruhen die von einem gemeinsamen Schicksal Niedergeworfenen.

Dort stand Brant und sah diesen Zug mit feuchten Augen. Er murmelte ein stilles, einfaches Gebet. „Gäbe es nur kein Jenseits, auf daß diese Unglücklichen es von dort oben nie schauen, was aus dem Menschen unter dem Fluche einer Seuche wird.“

Von was allem trennt dies rollende Rad jene Toten?! Wie viele lassen ihre Familie dort; wie viele beendeten hier eine entzweigebrochene Existenz; wie viele pflegten Leib und Seele sorgfältig dort in der fernen, verlassenen Kultur, und nun liegen sie da, starr, unbeweglich . . .! — Vielleicht als Menschen?! . . . Wie viele waren monatelang vor jedem mörderischen Stück Blei und Stahl gefeit; wie manche schritten nur wenige Schritte entfernt am explodierenden Geschoß glücklich vorüber; wie mancher verließ einen Augenblick vorher das Haus, das hinter ihm in Trümmer fiel; wie manche erhielten wehe, blutende Wunden . . . sie gesundeten und stellten sich wieder, zweimal, dreimal sogar in die Reihe ihrer kämpfenden Kameraden; wie viele erhofften, glaubten bestimmt an eine Rettung . . . an die Heimkehr ins stille Nest; wie viele seufzten auf: nach dem mörderischen Feldzug

in den Armen von Weib und Kindern ausruhn zu können! ... Vergeblich! die meuchlerische Seuche, diese, von dieser halbwilden, asiatischen, in Schmutz, Unbekümmertheit und Faulheit siechenden, korrumpierten Horde uns bescherte, abstoßende Krankheit würgte sie mit eiserner Faust am Halse — und da gab es keine Rettung.

Und wie viele rangen eben darum tagelang mit feilschendem Hunger und Durst — hungrig und durstig! . . .

Als Brant all dies an Helene geschrieben, wurde die gepeinigte Frau bettlägerig. In Fieberträumen sah sie ihren Mann verlassen sich im Straßengraben wälzen . . . ohne Hilfe . . . seinen in Krämpfen zuckenden Körper in halbem Wahnsinn selbst zerfleischend . . . mit blauen Lippen ruhig werden — am Grabengrund lang ausgestreckt; dann wieder stand der Zug vor ihr, mit den Loren . . . neben dem Geleise hob sich ein Hügel von schwarzgewordenen Leichen, Soldaten umstanden mit verbundenem Munde und in Fetzen gehüllten Händen den stummen Knäuel . . . Mit langen Stangen, die am Ende mit einem Haken versehen waren, packten sie die Leichen an den Kleidern und hoben die Toten nacheinander auf die niedrigen Transportwagen und legten sie auf den Boden, dessen Bretter von ungelöschtem Kalk durchtränkt waren. Zuletzt blieb Georg . . . Sie wollte hinstürzen zu ihm! die Soldaten schoben sie weg . . . und auch Georg hing am Ende der Stange — und lag dann oben auf dem allerletzten Wagen . . . Dann das Grab . . . „Gräßlich! . . . aber nein — er ist ja . . . da!“ Georg stand an ihrem Bette, vor ihr . . . in weißer Kalkhülle . . . ein entsetzliches Traumgesicht!

Noch in der Nacht mußte man den Arzt holen.

Auf Veranlassung Schwentners wurde Helene in ein Berliner Sanatorium gebracht. Schwentner schrieb an Brant. Der Brief begann beruhigend und schloß beruhigend... Es war ein merkwürdiges oder grausames Spiel des Zufalls, Georg bekam diesen Brief ohne Verspätung. Er verlebte gräßliche Tage. Er verfluchte sich, weil er seiner Frau die Wirklichkeit beschrieben hatte. Warum hat er nicht gelogen — warum hat

er seine Frau nicht ermutigt? Warum nicht? Warum nicht?! Er schlug sich den Kopf mit den Fäusten, er hätte es ja wissen müssen, wie zart, wie überempfindlich Helene ist, wie eins mit ihm, und daß die Frau jeden Greuel, den er erlebt, mit ihm zweifach empfindet ... Vergeblich, nun war's zu spät, die arme Helene ruht seither zwischen den kalten, weißen Wänden eines Sanatoriums eingesperrt. Und er ist jetzt nicht bei ihr?! ...

Er bat um Urlaub; er bekam ihn nicht. „Herr Oberst, bitte gehorsamst, lassen Herr Oberst mich nur für einen Tag weg ... damit ich meine Frau sehen kann ..."

„Es geht nicht, Georg ..."

„Dann gehe ich durch, ich melde es an: ich gehe durch, heute Abend ... sofort! — Verdammt dieses Elend ..."

„Ruhig, Georg! Dein Geplärr hat deine Frau nervös gemacht, weil du eben ein Esel bist ..."

„Ich kann nicht bleiben, es ist unmöglich! Nur für einen Tag ..."

„Georg, vergangene Woche starb meine kleine Tochter an Diphtherie. Ich mußte hier bleiben! Du bist ein Mann und jetzt leben wir in schweren Zeiten. Trage dein Schicksal in Ruhe ... du mußt bleiben! Deine Frau ist in guten Händen ... Ich befehle dir, daß du bleibst, und wenn du dich nicht wie ein Mann betragen wirst, lasse ich dich kurzschließen. Wenn du dich aber ohne Erlaubnis entfernst: bist du ein Deserteur und dem gebührt im Kriege die Kugel! Chauffeur Brant! Achtung! — Abtreten! ..."

Brant schluckte. Seine Augen füllten sich mit Tränen. Er salutierte starr und verließ mit schweren Schritten das Zimmer.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage zog sich das Regiment weiter zurück. Vor ihnen breitete sich durch den dichten Nebel eine ausgedehnte Gebirgskette. Am Abend mußten sie schon jenseits des Passes sein und die Höhen besetzt halten. Als sie das erste Mal von jenem Orte jenseits der Berge kamen, waren sie in zweiundeinhalb Stunden hier — im Dorfe, wo Brant

Schwentners Brief erhielt. In diesem Nebel, auf der Landstraße, wo es vom Train und den aufmarschierenden Truppen wimmelte, mußte man auf eine längere Zeitdauer rechnen. Vier, fünf Stunden ... vielleicht wird es sogar sechs Stunden dauern ... Und da begann es zu regnen. Ununterbrochen, dicht, gleich einem undurchsichtigen Schleier, einem vom Himmel auf die Erde herabwallenden Regenvorgang. Eine Decke: aus Luft und Wasser ... Gegen Mittag mischten sich Graupen, dann Schneeflocken in den Regen und um zwei Uhr bedeckten große schwarze Wolken den Himmel, aus denen ein dichtes Schneegestöber über die Gegend jagte. Und wie weit waren sie noch vom Passe entfernt?!

Es war schon spät abends, und sie hatten erst den Fuß der Gebirgskette erreicht. In den letzten Stunden konnten sie nur im Schritt vorwärts. Die Landstraße wurde in ihrer ganzen Breite vom Train besetzt. Kaum waren sie einige Schritte gegangen, mußten sie warten. Die Kolonne vor ihnen stockte: die Wagen standen zu zweit, zu dritt nebeneinander. Der Weg war versperrt. In solchen Fällen sprangen die Offiziere und Unteroffiziere ab und eilten vor, um Ordnung zu schaffen. Sie weckten die schlafenden Kutscher. — „He, Freundchen, vorwärts!“ Jeder Schritt, jedes Zentimeter mußte ausgenützt werden. Hier stehen drei Wagen nebeneinander — „Weiter!“ auch da „Weiter“, hier zwei, wieder drei — „ah, hier nur einer!“ Jetzt mußte die Gruppe hinter dem einzelnen Wagen aufgelöst werden; der seitliche mußte dicht an den ersten heran, der zweite besser anschließen, mit der Stange ganz heran, hinein in den Schragen der vor ihm stehenden Vehikel. Der Wagen hinter ihm gewinnt so einen Meter: „Hallo! Los! vorwärts! anschließen!“ Schon löst sich der Knäuel ... Nach einer halben Stunde hat sich die Häufung so gelöst, daß das Automobil sich langsam herandrängen kann. Aber wie? Links bleiben die Radkappen immer wieder in den Naben der Wagen hängen, und nehmen hier und dort eine herausstehende Wagenleiste mit — rechts muß man auf die Räder achten, die um Haaresbreite am äußersten Rand des Fahrdammes

im Dreck vorwärtsdringen. „Achtung!" ein halbes Zentimeter und der Wegrand fällt ab, der Wagen aber gleitet seitlich den klitschigen Abhang in den Graben hinab. Und wie oft mußte Georg besorgt sich vom Sitze erheben, das Steuerrad mit ganzer Kraft nach links drehen — worauf wieder ein Pferd vom Geknatter des Automobils erschrak und sich bäumte!? Ein neues Hindernis: Ein Pferd stieß gegen den Wagen aus und versperrte nun mit seinem Hinterteil den Weg. Scharfe Kommandoworte, heiseres Fluchen ertönten ununterbrochem.

Nach einer solchen zweistündigen Arbeit kamen sie zur ersten Serpentine. Der Weg stieg hinan ... Das Kotmeer war bodenlos. In der Kurve, wo die scharfen, schmalen Räder der schweren Munitionswagen den Weg gleichsam abgehobelt hatten, verschwand der feste Boden. Pfützen mit glatter Oberfläche, ein dünner Schlammbrei füllten den Fahrdamm aus, wo die gestrandeten Munitionswagen mit ihren Kasten gleich schiffbrüchigen Galeeren im dichten braunen Nebel standen. Jetzt erst begann die richtige Arbeit! Die Wagen waren schon nachmittags stecken geblieben und die Mannschaft hatte eine Zeitlang mit angespannter Kraft aus dem Morast sich zu retten versucht. Die Peitsche knallte, die Zügel arbeiteten ... Ermunterung, Fluchen, Zureden ... nichts half! Die armen, durchnäßten, erschöpften Pferde konnten nicht weiter. Auf ihren mageren, müden Beinen zeichneten sich die hervorquellenden Sehnen scharf ab. Aus ihren Nasenlöchern schnob heiß ihr Atem hervor; sie schlugen ihre Hufe entschlossen in den aufspritzenden Schlamm, ihre Flanken erzitterten. Vergeblich ... „Halt! noch einmal!" Sie versuchten es aufs neue, sie trieben nach rechts an, nach links an ... es ging nicht. Die Mannschaft beriet. Die Pferde starrten traurig mit hängendem Kopfe in den schwarzen Schlammspiegel. Mit gebeugtem langem Halse standen sie geduldig, abgespannt da, als ob sie von oben auf ihren armen Kopf die Absolution erwarten würden. Und wie viele bekamen sie auch! Wie vielen kam da ein erlösender Gedanke: sie fielen hin, streckten den Hals und alle Viere, seufzten tief

auf und hatten damit ihre Aufgabe beendet . . . Sie verreckten. Wie viele waren, die nicht einmal Zeit hatten, sich auszustrecken . . . sie verreckten in sitzender Stellung. Hier, an den ansteigenden Serpentinen des Passes wurde die Lage des Automobils verzweiflungsvoll. Die Mannschaft spannte die Pferde aus und flüchtete auf die Hügelhänge vor dem scharfen Wind, der bis ins Mark schnitt. Dort zündeten sie ein großes Lagerfeuer an und warteten auf das Wunder, das ihnen über den Paß helfen sollte . . . Vor den Biegungen mußte man halten, also die Mannschaft zusammentrommeln, warten, bis die mit schwerer Not vom gastfreundlichen wärmenden Feuer Abschied genommen, einander ermunternd, einzeln, zu zweit auf den Fahrdamm heraufschlenderten . . . Jetzt mußten die Pferde zusammengesucht werden . . . mit Müh und Not wurden sie eingespannt, zerrissene Stränge vorerst ausgebessert; dann wurden die Sattelpferde bestiegen. Dann begann das Aufmuntern. Die Jungens legten die Schulter an die Räder . . . Vergeblich! „Noch zwei Pferde vorgespannt!" — Wieder ein Suchen, ein Anfeuern . . . Endlich sprang das Fuhrwerk vor . . . aber nur einige Schritte. Die Pferde glitten wieder auf den unter dem Schlamme wegrollenden Steinen aus . . . „Es ist egal, man muß es mit dem Auto probieren. Vorwärts — vorsichtig, vielleicht kann man einlenken in die Biegung . . . Vor, zurück — vor, zurück . . . Halt! — nun sind wir an der Nabe stecken geblieben . . . den Munitionswagen heben!" „Achthundert Kilogramm?" „Egal, da sind Männer genug!" . . . „Jetzt — hoooruck!! . . . Noch einmal! . . . Halt! genug!" . . . „Auto vorwärts; Vorderräder mehr nach innen!" . . . „Es geht nicht!" . . . „Zürück!" . . . „Haalt!" — Zu spät! die rückwärtigen Räder sind schon versunken: „Achtung!! Bremsen!!!" Vergebens; der Wagen gleitet schon den Abhang hinab in die Tiefe. — Der untere Weg der Serpentine ist etwa zwanzig Meter unter dem Abhang! „Rasch, Jungens! Faßt an!" ... „Eilt euch!" „Haltet fest!!!" Im Nu haben sie die Vorderräder, den Kühler, die Radkappen gepackt, andere waren hinter den Wagen geglitten,

stemmten ihre schweren, kurzen Stiefeln im glitschigen Rasenabhang festund stützen den langsam abwärts gleitenden Wagen. „Halt — halt ihn fest! — Laßt nicht locker!! — Soo: gut ist's. — Pferde ausspannen, vor das Auto spannen . . .“ Die Pferde werden wieder angetrieben . . . ein Stampfen, ein Bäumen . . . endlich ist der Wagen wieder auf dem Fahrdamm. Offiziere und Mannschaft sind bis zum Mützenknopf kotig und schmierig, und schieben den Wagen; die hinteren Räder gleiten im Schlamm aus und lassen den dünnen Pfützenbrei hochspritzen . . . die Stahlstifte des Gleitschutzes entlocken den Steinchen glühende Funken ... „Hollaa!!!“ . . . Das Automobil geht, es zieht langsam vorwärts — bis zur nächsten Biegung — . . . wo das verzweifelte Ringen mit der Herzlosigkeit der Natur aufs neue beginnt. Zur Abwechslung saust hier ein Munitionswagen den Abhang hinab. Die am unteren Weg aufwärts Strebenden merkten glücklicherweise die Verwirrung über ihren Köpfen und sprangen weg von der gefährlichen Umgebung. Zwei Pferde blieben nur dort, erschlagen . . . Weiter . . . bis zur nächsten Biegung. Hier wieder scheute ein Pferd und jagte davon, fiel, rutschte, erhob sich mühevoll, machte Sprünge, fiel wieder hin, nach rückwärts, den Herankommenden entgegen . . . Die auf die Bergspitze führende Serpentine hatte achtzehn solcher Biegungen!!

Es war morgens drei Uhr, als Brant sich mit seinem Wagen bis auf die Paßhöhe gearbeitet hatte. Dort stand in tiefer Finsternis ein Kreuz mit dem Erlöser. Sie alle wurden von einer unendlichen Trauer ergriffen, als sie, auf der Paßhöhe, beim Triangulierungszeichen hielten und zurück, hinab in den Talkessel unter sich blickten . . . Stille. Nur das Schnauben der angebundenen, erschöpften Pferde war manchmal hörbar. Auf der Serpentine eine schwarze Schlangenlinie mit winzigen Feuerpünktchen besetzt: die stecken gebliebene Trainkolonne mit den Laternen auf den Stangen der Zugwagen. Das ganze Tal ist in den Nebel des dünnen Regens und der Schneedecke gehüllt, und jede scharfe Kontur ist verwischt. Auf der Bergspitze heulender

eiskalter Sturmwind ... Ihnen war, als ob sie den Nordpol erreicht hätten. Vor ihnen der unübersehbare schwarze Trichter mit der phantastischen Ungewißheit, hinter ihnen ein riesiger stummer Friedhof des Vorwärtsstrebens, auf den Gräben — auf den festsitzenden Vehikeln das glimmende ewige Licht ...

Sie kamen überein, zwei Stunden zu ruhen. Nach den überstandenen Mühseligkeiten war es unmöglich, sich jetzt durch die wirre Trainkolonne vor ihnen noch durchzuwinden. Eine bleierne Apathie überwältigte sie alle. Als es aufwärts ging, sahen sie am Wege Soldaten um das Feuer stehen, die, wenn sie angesprochen wurden, auch dann noch stumm und dumm vor sich in die Luft starrten; an einer Biegung sahen sie den Kolonnenkommandanten; er lag in einem Gartenstuhl ausgestreckt, seine Füße streckte er dem Feuer zu und blickte verständnislos auf die unter seinen Füßen sich abquälenden Menschen und auf das keuchende Automobil. — Die Sinne konnten nicht mehr wachen ... der Körper konnte nicht mehr schlafen ...

Brant litt unsäglich. Die feuchte Kälte durchdrang seinen Körper, er schleppte seine Füße nach, als ob sie Bleigewichte wären ... auf seinen Stiefeln klebte der Schlamm fingerdick, bis zu den Knien. Am Kragen träufelte der Regen auf seinen Körper. Nach der gräßlich anspannenden, stundenlangen Arbeit waren ihm die Muskeln erschlafft. Die Widerstandsfähigkeit des Organismus war gebrochen, die Sinne empfanden nur mehr die unerbittliche Kälte. Hunger, Schläfrigkeit, Erschöpfung hatten jeden Gedanken in ihm ertötet. Er bereitete den Wagen für die Offiziere zum Schlafen zurecht. Die Sitze wurden herausgehoben und in die Quere gestellt, die Seitenvorhänge des Zeltes wurden herabgelassen und die Öffnungen mit Kleidungsstücken und Fetzen ausgestopft. Der Oberst und sein Adjutant hüllten sich in ihre Mäntel, zogen eine schwere Lederdecke über und schliefen ein. Der begleitende Unteroffizier legte sich auf den ersten Sitz der Länge nach hin und hüllte sich in die Decken. Sie verabredeten, daß Georg ihn in einer Stunde wecken solle.

Brant ging eine Weile neben dem Wagen auf und ab. Am Rande des Passes blieb er stehen und starrte ins Dunkel. Die Tannenriesen am Bergesabhang rauschten, die Lagerfeuer verglommen allmählich. Brant bekam vor Kälte in den Füßen einen Krampf; das Frösteln zog sich durch sein Rückenmark ihm ins Gehirn und tötete die geringste Wärme in seinem Innern . . . er stampfte hin und her . . . Wohin sich flüchten? . . . nirgends ein Fußbreit trockener Boden. Bis zu den Knöcheln watete er im dichten, klebrigen, kalten Schlamm. Die Hände wurden ihm blau. Jetzt hatte er das Empfinden, als ob die Kälte aus seinem Innern in Hände und Füße strömen würde. Er hatte Ohrensausen, der jagende, schneidende Wind ätzte seine Ohrmuscheln rot. Ein stechender Schmerz zuckte ihm durch die Schläfen . . .

Er flüchtete vor dem Winde hinter den Wagen, hüllte sich in seinen Mantel und bebte am ganzen Körper. Seine Zähne klapperten. Da fiel ihm ein, daß die Kutscher im Winter auf dem Bocke stehen und die Arme über die Brust zusammenschlagen; sie peitschten so den verdickten Blutumlauf auf. Er stellte sich auf den Fahrdamm und begann mit seinen Armen herumzuschlagen. Für ein paar Minuten arbeitete seine Lunge lebhafter, die Kammern brachten das Herz in raschere Tätigkeit. Er wurde aber von der Anstrengung schwach, und so ließ er es wieder. Die am Kragen und an den Ärmelöffnungen hereindrängenden Schneeflocken schmolzen, sickerten auf seinen Körper und rieselten dann nieder; der nächste Windstoß verwandelte dann auf seinem Körper Schweiß und Niederschlag zu eiskalten Perlen . . .

Er ging wieder hinter den Wagen.

Wenn jetzt irgendwo weit ein Trauerchoral erklungen wäre, wenn die im Sturme heranwirbelnden Schneeflocken zu Weihrauch geworden wären, Georg wäre in die Knie gesunken und Tränen vergießend, flüsternd, den Kopf beugend, hätte er also gesprochen: „Ich fühl's, o Herr, das Ende ist da . . . Es gibt keine Rettung, wir alle gehen da zugrunde unter deiner dunkeln Totendecke. Ich habe von

niemandem Abschied zu nehmen, denn das ist das Jüngste Gericht über die ganze Welt. Wir vergehen alle. Amen."

Hätte ein Wunder des Himmels diesen undurchdringlichen trauervollen Dunstschleier gehoben und hätte bis an den Himmelsrand eine duftig grüne Wiese sich ihm gezeigt, hätte das teure, lebenspendende Sonnenlicht von oben seine mit glühenden Goldfäden durchwobenen Strahlen auf die in weichem Frieden schwebende Landschaft ergossen, wo in kleinen weißen Häusern mit roten Dächern glückliche, arbeitsame, zufriedene, unschuldige Menschen ruhen, würde er den jubelnden Gesang liebestrunkener kleiner Vögel hören, ihren Flug im azurblauen Himmel sehen — er hätte geglaubt, dort sei das Paradies. Das Himmelreich hoch über der Erde, jenseits der Erde . . . die jetzt das erkaltete Reich des strömenden Regens, stürmenden Windes und reißenden Schneegestöbers geworden ist . . .

Der Unteroffizier rief ihm zu: „Kamerad . . . ist die Stunde noch nicht um?" . . . „Nein, schlaf nur weiter." — Aber sie war schon längst um. Er lehnte seinen Kopf an die Rückwand des Wagens, den Kameraden ließ er weiterschlafen — er aber träumte weiter vom azurblauen Himmel, von flüsternden Pappelwäldchen . . . vom verlorenen Paradies . . .

* * *

Am Nachmittag des nächsten Tages hatten sie den mühevollen Abstieg vom Passe hinter sich und bekamen eine Rast von fünf Stunden in einem kleinen Dorfe an der Grenze. Von da schrieb Georg an Helene. Er hatte hohes Fieber und einen trockenen Husten. Er schrieb:

„Mir geht es gut, ich bin gesund; der Himmel ist strahlend blau wie der Azur, vor meinen Füßen weiten sich blumige Wiesen; der Feind zog sich in seine Heimat zurück, auch wir sind auf dem Heimweg. Krieg, Blut, Grab, das alles war nur ein Traum. Die herrlichen Sonnenstrahlen, die erschlaffende Sommerhitze, das ist die Wahrheit . . . Bald sehen wir uns wieder in Küssen, Umarmungen, Liebe — so wie die kleinen piepsenden Vöglein heute frühmorgens . . ."

Als er aus dem aus Holz zurechtgezimmerten Häuschen trat, schlug ihm der eiskalte Regen ins Gesicht. Er blieb in der Mitte der Straße stehen, er wartete auf den Postwagen, der mit dem Train vorüberzog. Endlich, endlich erschien die gelbe Barke am Dorfende. Aber ihn dünkte es eine Ewigkeit, bis sie zu ihm kam und er gab den Brief mit starren Fingern ab. Ein frostiges Erschauern jagte über seinen Körper, beim ersten Schritt zurück verwandelte sich der Schauer zu trockener Hitze; er dürfte ein fast vierziggradiges Fieber gehabt haben. Ein Anfall . . . Georg glaubte die Krisis jetzt überstanden zu haben, den Kampf des Körpers zwischen Ermattung und Gewöhnung. Er glaubte nunmehr gestählt zu sein gegen Kälte, Entbehrung und Erschöpfung. Er freute sich sogar . . . und glaubte wahrhaftig, daß auf der Paßhöhe, in der Morgendämmerung vor ihm tatsächlich jener traurige graue Schleier sich gehoben —“ Der azurblaue Himmel war kein Traum — es war Wirklichkeit. Wie leuchtet es noch immer!“ Er blickte auf den Himmel. Das eisige Schneegestöber schlug ihm in die Augen — er glaubte, es sei ein sengender Sonnenstrahl . . .

Georg war wirklich abgehärtet. Das Fieber ging zwar nicht vorüber, es ließ aber nach. Aber er trug es in sich Tage, Wochen hindurch.

Einmal bekam er wieder eine Nachricht über Helene . . .

Der Zustand der armen Frau hatte sich nur um ein Geringes gebessert. Den Brief Georgs, mit dem azurblauen Himmel, bekam sie unglücklicherweise in einem ruhigeren Augenblick und sie empfand es instinktiv, daß mit ihrem Manne irgend etwas nicht in Ordnung sei. Dem Grübeln folgte ein neuer längerer Nervenanfall. Jetzt wurden auch die Briefe an sie aufgefangen. Man hätte sie aufgefangen, wenn welche gekommen wären — aber von Georg kam keine Nachricht mehr . . .

Die Armee stand vor einer umzingelten Festung. Die Festung aber hielt der Feind eingeschlossen und die Armee eilte der bedrängten Besatzung zu Hilfe. Oberst von Brant war mit seiner Brigade hinter einem Walde aufmarschiert.

Die Geschütze waren in ihre Deckungen tief eingegraben. Auf Georgs Wagen war wieder die Telephonstation aufmontiert, er stand auf der Landstraße. Die zog einen hohen Damm entlang, links war ein zwei Klafter tiefer Graben, rechts ein mit Tannen bedeckter Hügel . . . Seit Tagen sausten Granaten und Schrapnells auf die feindlichen Gruppen, die sich im Talkessel zwischen Wald und Festung vergraben hatten. Dann nahm schwere Artillerie in der Nachbarschaft der Batterien des Obersten von Brant Aufstellung. Die Batterien wurden an den jenseitigen Waldrand vorgeschoben und riesige Reserven marschierten von der Landesgrenze her auf. Die mehrtägige Schlacht stand vor der Entscheidung . . . Der Feind begann sich aufzulösen. Die Verteidiger der Festung hielten sich heldenhaft. Ihre Ausfälle richteten einen großen Schaden in den Reihen der Belagerer an, die fielen zu Tausenden. Im Talkessel explodierten in unberechenbarem Nacheinander die unterirdischen Minen; ganze Wiesenabschnitte flogen in die Luft, und Hügel, samt Mannschaften, Geschützen und Tieren. Mit dem Feldstecher konnte man es sehen — bald da, bald dort hob sich ein Erdstreif, verschwand in einer dichten braunen Rauchwolke und vermengte mit einem fürchterlichen Knall alles, was darauf gestanden und gegangen — in der Rauch- und Feuersäule konnte man die zerfetzten Körper von Soldaten, die Leichen der Pferde, die Trümmer der Geschütze und Wagen fliegen sehen, sie fielen dann auf die Erde zurück wie die Schlacke beim Ausbruch eines Vulkans. Über den Trümmern dehnte sich der Rauch — verzog sich langsam, wundervoll über die Köpfe der Lebenden . . . als Mahnung: „Gebt acht! Die Reihe ist an euch.“

Der Feind verlor den Kopf. Es wurden sinnlos neue Angriffe befohlen, Reserven zogen in die ausgebrannten Krater, neue schwere Geschütze polterten im Schutze der Nacht in ihre Deckungen . . .

Endlich entdeckten sie die schweren Batterien im Rücken des Obersten von Brant. Ein mörderischer Granathagel sauste über die Feldartillerie weg und die Geschosse schlugen

in die hinter ihr liegende Halde ein. Der Feind tastete in pünktlichem Bogen ab. Die Granaten kamen immer näher.

Georg mit seinem Auto wartete auf Befehle.

Gegen Mittag ritt der Oberst mit den Generalstabsoffizieren auf ihn zu: „Georg, wir fahren."

Aus den erregten Reden der Offiziere entnahm Georg, daß sie vor einem allgemeinen Sturm standen. Die Offiziere sprangen von ihren Pferden und stiegen ins Auto. Der Oberst nahm die Telephonmuschel: „Ausfeuern . . . Bis zu den letzten Feuerstellungen Galopp! Georg, vorwärts! Wir fahren um den Hügel . . ." Er wies auf den Hügel nördlich vor ihnen, wo die schwere Artillerie an der Arbeit war. Das Telephon wurde vom Wagen rasch abgenommen und dem Unteroffizier übergeben. In diesem Augenblick war selbst inmitten des ununterbrochenen Donners und Getöses ein deutlich unterscheidbares tiefes Heulen vom Feinde her hörbar. Es kam näher, immer näher, in gerader Richtung auf sie zu. Die Offiziere sprangen aus dem Wagen: „Granate! Achtung!" Georg schaltete augenblicklich ein und riß seinen Wagen vor. Der Oberst und der Adjutant standen auf den Trittbrettern rechts und links. Das Sausen über ihren Köpfen — als wäre es ihnen gefolgt . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Alles war vorüber! . . .

Die Vorderräder des Wagens, der Motor, der Vordersitz lagen unten im Graben rauchend und dampfend . . .

Die Stahlschienen verkrümmt, die Motorhaube zusammengedrückt, die Röhren flachgequetscht, die elektrischen Leitungskabel versengt — der ganze Trümmerhaufen in eine Dampf- und Rauchwolke gehüllt . . .

Georg lag am Hügelabhang, mit dem Kopfe nach unten, die Füße waren in einem Baumstamm hängen geblieben; lang ausgestreckt einige Schritte vom Wagenwrack, das am Grabenrand in den Boden getrieben, sich über ihm bäumte. Die Vorderräder rollten lautlos, unausgesetzt in der Luft. Im Schädel fühlte er einen stechenden Schmerz, in den Ohren war ein Sausen, im Gehirn ein summendes, brodeln-

des Gären. Langsam herabträufelndes Blut bedeckte sein rechtes Auge. Seine Mütze war weit weggeflogen, lag in den Schlamm gedrückt, sein Anzug war zerfetzt ... Er hörte Stimmen; er versuchte aufzustehen . . . er taumelte, fiel zurück ... Stille! ... Dann hatte er das Empfinden, als ob er mit geschlossenen Augen in einem Kahne auf dem Rücken läge, aber er sähe durch seine Augenlider über sich den lächelnden azurblauen Himmel, die Sonne, und kleine Engelsköpfe umgeben ihn, die alle an Helene erinnern; die blonden Köpfchen singen träumerisch das Halleluja . . .

Er lag besinnungslos im Feldlazarettzelt. Das Halleluja der Engel war ferner Kanonendonner und Gewehrknatter ...

Auf der Landstraße umstand eine Gruppe traurig einen Trümmerhaufen. Was war das wohl . . . ein Zelt . . . ein Kasten . . . eine Maschine . . . ein Wagen . . . ein Automobil? — Glühende Asche, verbrannte Holzteile, zersprengte Metallbänder, Räder, Leinwandfetzen, Lederstücke, Roßhaarbüschel, Papierstreifen, Schienen füllten eine Mulde am Rande des Fahrdammes aus: — das war der durch eine Granate weggefegte Hinterteil des armen siebziger Minervawagens. Nichts, nichts blieb da, nur wertlose Trümmer.

Der Adjutant war auf der Stelle tot ... Sie konnten die Fleischmasse kaum erkennen — der Oberst lag im Graben, sein Körper war zur Hälfte zerschmettert, er rang mit dem Tode,

Die Offiziere umstanden ihn tränenden Auges. Ein alter Hauptmann raufte sich die Haare vor Verzweiflung: „Einen Arzt! Eine Tragbahre, um Gottes willen! . . .“

Der Oberst atmete kaum ...

„Schießt mir — eine Kugel — ins Herz — ich leide — schrecklich . . .“

Kanoniere zu Pferd sprengten hin, der eine hatte die Tragbahre quer im Sattel.

„Mein Weib — sagt dem — Kaiser — o mein Gott . . .“ Er starb.

Gott! Weib! Kaiser!

Gar viele nahmen mit diesem Glaubensbekenntnis Abschied vom Leben ...

IV.

„. . . infolge leichter Gehirnerschütterung und Erschöpfung eingetretene hochgradige Neurasthenie. Der Patient bleibt vorläufig hier; wenn er seine Bewegungsfähigkeit wieder erlangt haben wird, wird er in ein Etappenlazarett überführt werden. Die Hautabschürfungen, Quetschungen sind unbedeutend.“

Dies stand kurz in dem Brief, den ein barmherziger Sanitäts-Freiwilliger vom Feldverbandplatze nach der Verwundung Georgs an Helene geschrieben hatte. Die Adresse erfuhren sie, als sie Brant, der in bewußtlosem Zustande eingebracht wurde, untersuchten und der Freiwillige am Halse Georgs eine kleine silberne Kapsel umgehängt fand, mit einem Zettel darin: „Sollte ich verwundet werden, bitte meine Frau zu benachrichtigen. Adresse: Frau Helene Brant, Halle a. S., Kaiserstraße 57“ . . . Er lag tagelang bewußtlos, nur manchmal, manchmal änderte sich sein bewußtloser Zustand zu einem fieberhaften, erregten Herumwälzen. — Die Gehirnerschütterung war wirklich nicht gefährlich . . . Nach einigen Tagen hatte er sich doch soweit erholt, daß für seinen Weitertransport gesorgt werden konnte. An die Begebenheiten erinnerte er sich nur dunkel; im Ohr aber hatte er noch immer den gehirnerschütternden Knall der Explosion der Granate. Schlafen konnte er nicht. Wenn ihn die Erschöpfung für einen Augenblick betäubt hatte, schrak er bald auf, denn gräßliche Wahngebilde peinigten ihn. Im ganzen Körper fühlte er einen dumpfen Druck, ein Reißen, in Händen und Füßen einen ziehenden Schmerz. Oft beunruhigte ihn ein heftiges Herzklopfen, sein Gang war taumelnd. Sein Auge blickte ausdruckslos, er starrte seelenlos ins Nichts. Die Augäpfel hatten den Glanz der wachen Seele verloren. Seine Hände und Füße zitterten, er sprach langsam und gedehnt. Seine Haltung war gebückt und sein Oberkörper, gleichsam unter dem Gewicht der Schultern, neigte und bog sich krümmend, nach links . . . Hinkend taumelte er zum Bahnhof, auf einen Kameraden

gestützt, der an der Hand von einem Schrapnell verletzt worden war. Er mußte zur Verteilungsstation reisen. Der Kamerad war ein Setzer aus München, der stand noch fest auf den Füßen. Er machte ihnen beiden geschickt den Weg durchs Tor des Bahnhofs frei und erkundigte sich nach der Abfahrt des Zuges. „In der Früh um zwei Uhr geht der nächste Transport.“ Sie ließen sich in die Liste eintragen und sahen sich nach einer ruhigeren Ecke um. Die aber war schwer zu finden. Der Korridor, die Wartesäle, der Erfrischungsraum, alles war voll mit Verwundeten und Flüchtlingen. Auf dem Korridor lagen und hockten die Soldaten durcheinander. Die Schwerverwundeten lagen auf Tragbahren in apathischem Schlafe, dazwischen hockten Männer in Zivil, kauerten Frauen und Kinder, mit Bündeln, zusammengerolltem Bettzeug, Körben, Koffern. Die Männer im Pelzrock, die Frauen in schwere Tücher gehüllt, an der Brust ihre kleinen Kinder beruhigend; Frauen mit Reiherfederhüten, geschlitztem Rock, leichten Schuhen, unterm Arm ein Bündel . . . wie sie sich in der schauerlichen letzten Stunde just angekleidet hatten, als sie vom Hause scheiden mußten, das Heim, die Einrichtung, die vielen, allerlei unnützen Sachen, die sie umgaben, einem ungewissen Schicksal überlassend. Jetzt mußten sie alles lassen — nichts hatte einen Wert. Wegtransportieren? — lohnt nicht der Mühe . . . bloß das Leben ist teuer, das einzige, was die armen, sinnlos, kopflos Flüchtenden treu geleitet. Die im Gepäckraum sich zusammendrängende Familie hockte dort auf Bündeln, Koffern, zwischen Pappkartons. Im Pelz mit pelzbesetztem, kleinem schwarzen Käppchen, unter halbgeschlossenen Lidern blinzelnd, mit zitternden Händen — der Großvater; mit dem großen Tuche auf dem Kopfe — die Großmutter; mit steifem Hute und im Kaftan — der Vater; mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe — die Mutter; mit der Reisemütze — der Junge; mit einem falschen Reiher auf dem koketten Hute, in modernem Kostüm, mit Lackstiefeletten an den Füßen, in dünnen Strümpfen — die Tochter. Geschwister, Schwäger, Enkel — drei Generationen. Nervös flüsternd, besorgt be-

obachtend, warteten sie auf den Zug. Die Jungen drängten hinter der Tür und starrten stumm auf den Bahnsteig, der voll mit Soldaten war, sie staunten die still stehenden Eisenbahnwagen, die fauchenden Lokomotiven an. Arme polnische Juden, ob die wohl ihre zurückgelassenen Fetzen, ihre zurückgebliebenen Eitelkeiten einst wiedersehen? . . . die alten, schweren, wurmstichigen Möbel, die bunten Seidenstoffe von heute ... das Geschäft, das Häuschen ... die Stelle heiliger Andacht?

Hier schaffte der Setzer Brant Platz. Die junge polnische Frau stand von ihrem Platze auf, schob die Kinder beiseite und zwang Brant auf den breiten, alten Koffer. Der Setzer kümmerte sich um Erfrischungen und patrouillierte ständig hin und her; bald holte er Bier, Semmeln, Würstchen, Zigaretten, bald Zeitungen. Sein dickes Gesicht, seine gute Laune und seine spaßigen Bemerkungen wirkten beruhigend auf die ganze Gruppe.

Gegen Mitternacht fuhr ein Personenzug ein. Nun entstand ein unbeschreibliches Hasten und Drängen. Die Frauen bahnten sich mit den Ellbogen den Weg, sie flehten, jammerten, keiften; die Männer rafften mit fieberhafter Eile ihre Bündel zusammen, die ihnen dann immer wieder entfielen; Familienangehörige riefen einer den Namen des anderen, Kinder heulten, und das ganze Chaos bohrte sich gleich einer zuckenden Schlange zu den offenen Türen hinaus. Die wachthabenden Soldaten hatten es hier im Bahnhofe wahrscheinlich schwerer, als draußen im Schützengraben. Nun erst vor den Eisenbahnwagen! ... die durch die engen Türen sich hinaufdrängenden, zurückgestoßenen, kopflosen Männer, heulenden Frauen. Die auf den Geleisen kollernden, liegenden Gepäckstücke, die Bündel, die aufgegangenen Schachteln, die zum Fenster hinaufgereicht und zurückgeworfen werden... Die Abfahrt! . . . Das Schreien und Kreischen . . . die Balgerei der Zurückgebliebenen, ihr Hinaufklimmen, das Pfeifen, das Heulen des Dampfes, das Fluchen der auf und ab hastenden Beamten, die kräftige „Unterweisung“ der Soldaten ...!

Die Verwundeten wurden früh morgens einwaggoniert. Der Setzer beförderte Brant hinauf in den Wagen dritter Klasse: „Platz dem Herrn Chauffeur. He, Bazi, fuchtle net so herum — er ist schwer verwundet.“ Der brave, halbtote, vollständig erschöpfte, herumfuchtelnde Bazi zog sich zurück und half dem Setzer Georg die Treppe hinaufschieben . . . Die Placierung der Verwundeten vollzog sich in musterhafter Ordnung, kaum war ein lautes Wort zu hören . . . Der Beamte hob seinen weißen Löffel hoch . . .

Ein Pfiff . . . ein Brausen . . . das Knirschen der Bremsen vermischte sich mit dem Klirren der Ziehstangen. Die Räder des langen Zuges begannen sich langsam zu drehen und nach einigen Sekunden bezeichneten bloß zwei, im dichten Nebel der Nacht zusammenschrumpfende rote Lichtpunkte mehr, daß wieder einige Hundert leidende Menschen eilig der Genesung entgegengeführt wurden.

Heimkehr . . .

Der Zug war voll Verletzter. Sie lagen in geschlossenen und offenen Lastwagen auf Stroh und in ihre Mäntel gehüllt, die blassen, hohlwangigen Soldaten, mit verbundener Hand, mit steifem Fuß, mit umwickeltem Kopf, verbundener Schulter, um den Mund tiefe Furchen, die mit kalten gefühllosen Augen in den grauen dunstigen Himmel starren, oder zur Seite gekippt, ihre Augen auf den anderen Kameraden heften. Die schwer verwundet waren, kamen in geschlossene Wagen und einige Leichtverwundete wurden ihnen beigegeben — wenn sie etwas nötig haben sollten. Die Armen . . . die brauchten gewiß nichts! Nur die Zigarre hielten sie zwischen den Zähnen — stundenlang gekaute Stummel, kalt, unangezündet. Die sich noch halten konnten, standen in der Tür und schauten von dort in die Welt hinaus und zuckten zusammen, wenn auf dem anderen Geleis ein dahinjagender Zug an ihnen vorbei sauste. Heller Gesang, Tannenzweige: die Rekruten . . . die g r ü n e n, die mit heilen Gliedern gehen, um die alten, die blessierten abzulösen. Die riefen noch mit rosigem Gesicht zum langsamer rollenden Verwundetenzug hinüber: „Wein’ net, Kamerad, wir werden

für deinen Schädel es ihnen schon heimzahlen!“ . . . Die aber, auf ihren schmalen Gesichtern mit traurigem Lächeln, antworteten: „Jungens, dort drüben schießt man nicht mit der Bockwurst!“ . . .

Die Züge verschwanden im Dunkel; die roten Signallampen liefen mit toller Hast weg voneinander auf den Stahlschienen.

* * *

Als es im Herbst sonnenhelle Tage gab, besserte sich Helenens Zustand. In der Halle des Sanatoriums wob die freundliche Herbstsonne durch die mit kleinen bunten Butzenscheiben ausgelegten gotischen Fenster gleich beruhigendem Balsam ihre Strahlen. Die angenehme laue Wärme der Zentralheizung durchflutete sämtliche Räume; Nervenkranke, deren Zustand es gestattete, verbrachten den größten Teil des Tages in der Halle, sie lagen auf bequemen Ruhestühlen und lasen, oder unterhielten sich leise, flüsternd. Dieser kleine Bau in der Aachener Straße war das Reich der Ruhe . . .

Ärzte und Personal waren noch nie so beschäftigt, wie jetzt. Die Gäste waren meist Damen, deren Gatten oder Brüder auf entfernten Schlachtfeldern kämpften, oder dort... schon unter der Erde lagen. In den Stuben lagen Schwerkranke.

Für manche war die traurige Nachricht auf einem Blatt Papier der Reisepaß in dieses Institut und von hier in gar vielen Fällen in ein großes Gebäudekomplex bei Berlin: in die Anstalt für Geisteskranke.

Seitdem der Brief des Sanitäts-Freiwilligen Helene in die Hände kam — Schwentners meinten es gut, sie wollten sie beruhigen — überstand sie die Krise. Wenn sie den Geschehnissen in Gedanken nachging, glaubte sie ihren Verstand getrübt. Es kann nicht anders sein. Eine Stimme in ihrem Innern flüsterte ihr unablässig zu: Georg ist tot. Und wie sehr auch die Ärzte bestrebt waren, ihr diesen Gedanken auszureden, es nützte nichts: aus den Worten der Menschen hörte sie es immer erklingen: „Es ist doch wahr!“ Dann saß

sie stundenlang unbeweglich im großen Lehnstuhl, bis sie einmal wahrnahm, daß, wo immer sie hinblickte, sich ihr bekannte Gegenstände zeigten. Die großen Palmen im Wintergarten sind die kleinen Palmen dort in ihrem Salon, der Springbrunnen ist ihr Klavier, die Dämmerung zwischen den Säulen: eine blumige, heitere Tapete ... die Möbel, die Bilder waren alle da! ... Sie ließ das Buch ihren Händen entgleiten. Sie sah sich genauer um ... husch! der Traum, der Wahn verschwand, sie sitzt ja hier unter den Palmen der Nervenheilanstalt.

Die Ärzte begannen sich wieder eingehender mit ihr zu beschäftigen ... sie beobachteten sie. Der Chefarzt besuchte sie öfters, sprach mit ihr über allerlei uninteressante Dinge. Dies fiel ihr auf. Nervenkranke haben manchmal einen wunderbaren Instinkt, und so erriet sie, daß die Ärzte eine neue Phase ihrer Krankheit befürchteten. — „Ach so? ..." sie begann sich zu verstellen—langsam, berechnend, ohne daß die Ärzte es merkten. Ihr Befinden besserte sich täglich, ihr Gemüt schien wieder in seinem normalen Zustand ...

„Ist mein armer Mann tot, so wird der liebe Gott mir Kraft geben diesen Schlag zu ertragen und sein Andenken zu wahren; ist er am Leben, so wird er eines Tages hier sein und ich gesunde," sagte sie dem Chefarzt. Der ernste, würdig einherschreitende Professor teilte an diesem Tage den Ärzten im Ordinationszimmer überzeugt mit:

„Frau Brant kann in einigen Tagen entlassen werden. Sie sehen wieder, meine Herren, ein glänzendes Beispiel dessen, daß mein System unanfechtbar ist. Diese jähe Besserung kam nur durch das Abstumpfen des Naturempfindens, der auf das Gemüt außerordentlich energisch wirkenden belebenden Sonnenstrahlen durch die absorbierenden farbigen Fensterscheiben zustande."

Die Ärzte pflichteten ihm bei: „Gewiß, Herr Professor. Ja, die im Laufe langer Jahre gewonnenen Erfahrungen..."

Auch der Zufall kam Helene zu Hilfe. Schwentners hatten wieder einen Brief Georgs hereingeschmuggelt. Georg berichtete in diesem Schreiben kurz über die Gescheh-

nisse und teilte ihr mit, daß er am heutigen Tage ins Etappenlazarett überführt würde, von wo aus er nach seiner Heilung einen längeren Urlaub erhalten dürfte. Schwentner fügte noch hinzu: „Da sehen Sie, Frauchen, wäre sein Zustand ein schwerer, dann würde nicht von einem Urlaub die Rede sein, sondern sie würden Ihren Mann vom Militärdienst entheben. Ist's ein Urlaub, dann muß er wieder zurück; muß er nun wieder zurück, dann ist er kerngesund. Haben Sie 'ne Ahnung?!"

„Aber ich lasse ihn nicht mehr zurück — — wenn er einmal heimgekehrt ist," seufzte Helene resigniert. Aber von nun an ging es mit der Verstellung besser. Das Lächeln, das Interesse für ihre Lektüre kam ihr aus der Seele; auch ihr Blick wurde heller, in ihre Augen begann das Feuer der Hoffnung zurückzukehren.

Sechs Tage nach Erhalt des Briefes reiste Helene heim. Schwentners erwarteten sie und brachten sie heim in das kleine Nest in der Kaiserstraße. Helene saß mit stiller Freude auf der Bahn, sie war auch nicht ungeduldig — denn zu Hause erwartete sie ja ein Brief Georgs. — Von der kleinen schlesischen Stadt, wo das Etappenlazarett war, kam ja die Post täglich. — Auf der Station berechnete sie es nicht einmal, wie lange der Wagen bis zu ihrem Hause brauchte; wozu eilen, der Brief liegt ja schon dort. Sie fragte Schwentner gar nicht, ob sie einen Brief habe, wozu? — er liegt auf ihrem kleinen Schreibtisch im Salon, einige Schritte von ihr. Im Salon blickte sie gar nicht auf das Tischchen; wozu? Der Brief ist dort. Sie fühlt es, er liegt dort . . . Sie unterhielt sich ruhig mit ihren treuen Freunden, wozu sie stören?! sie hat Zeit . . . sie wird sich Georg nur dann widmen, wenn sie allein sein wird mit ihm, mit jenem kleinen Brief auf dem Tische. — Sie begleitete ihre Gäste hinaus . . . bis ans Haustor . . . sie hat Zeit — um so größer wird ihr Genuß sein.

Sie kehrte zurück . . . sie gab dem Mädchen Unterweisungen . . . sie besah sich den ganzen Haushalt . . . hatte Interesse für jede Kleinigkeit — im Innern hatte sie eine helle Freude, die ihr lusterregt zuflüsterte: „Nur . . . noch . . .

einige . . . Minuten!“ So genoß sie alle süßen Qualen der Erwartung, die den Menschen erfassen, wenn er weiß, daß er sich bloß umzuwenden braucht und der geliebte Gegenstand liegt dort auf dem Tischchen. Hat man das Geschenk schon erhalten und will man die gespannte Erregung der Sehnsucht und Begierde noch einmal durchkosten, dann sperrt man es noch verpackt in den Kasten. Wenn man das Buch schon im Hause hat und die Lektüre der ersten Blätter von Tag zu Tag verschiebt . . .

Stunden waren seit ihrer Heimkehr vergangen, nun erst ging Helene in den Salon zum Tischchen. Sie stand vor ihm.

Der Brief war nicht auf dem Tische . . . der mit Sicherheit angenommene Brief war nicht dort . . .

Sie rief das Mädchen: „Maria, lag da nicht ein Brief?“

„Nein, gnädige Frau.“

„Ist auch keiner gekommen, gestern oder heute?“

„Nein, gnädige Frau, der letzte kam vor einer Woche, und den haben Sie doch bekommen, nicht? Ich hab' ihn zu Herrn Schwentner gebracht . . .“

„Ja, Maria, Sie können gehen . . .“

Und da wurde ihr das süße kleine Nest plötzlich unerträglich. Der wärmende Sonnenstrahl war auf einmal so kraftlos. Die schlanken, vergoldeten Möbel, die Teppiche entschwanden vor ihr in weiter Ferne, und der ganze, ihr teure, mit keinem Schatz aufzuwiegende Reichtum — das Heim, erschien ihr mit allem als ein zu einem Eisblock erstarrtes Nichts, Gerümpel . . .

Abends ging sie zu Bette . . . Huh, war das kalt.

„Morgen früh, beim Erwachen, ist der Brief da. Bei Gott . . .“

Und er war nicht da. Vergebens wollte sie es durch einen Schwur vom Schicksal, daß das Leben der winzigen Menschen regiert, erzwingen. Sie vergrub ihre Fäuste in die Kissen, ihr schluchzendes Weinen verwandelte sich zu verzweiflungsvoller Besorgnis; daraus wurde die zerfleischende Wut einer schwankenden Vernunft. Sie riß an ihren Kissen, schloß die Augen, wandte das Gesicht gen Himmel, knüllte mit ihren

Fäusten das Hemd an ihrer Brust zusammen: „Zur Meineidigen . . . hast du mich . . . gemacht . . . strafe mich . . . du grausames schuftiges Elend! . . . o Jammer . . .“

* * *

Georg kam in die erste größere Grenzstadt und nach ärztlicher Untersuchung in ein Garnisonlazarett. In Friedenszeiten ist es die Gewerbeschule — jetzt harrten schwere und leichter Verletzte auf ihren Eisenbetten in den reinen weißen Sälen auf die Erlösung. Jeder, der hierherkam, wußte, daß er nach der ersten Behandlung später einen längeren Urlaub oder die Erlaubnis zur heimatlichen Pflege erhält. Die Hoffnung, Heimat und Familie wieder zu sehen, half die Leiden, Entbehrungen, Krankheiten zu ertragen. Wie sie da lagen oder im Garten herumgingen, sprachen sie alle vom Frieden.

Georg glaubte oft, daß der Krieg schon zu Ende sei. Die kleinsten günstigen Nachrichten in den Zeitungen wuchsen im Optimismus der Krankenhäuser zu bedeutenden großen Erfolgen, zu Begebenheiten von entscheidender Bedeutung.

„Ach, jetzt wird es bald zu Ende sein. Der Krieg ist zu Ende . . .“

Glückliche Optimisten, arme Kranke . . .

Eine ausgezeichnete, sorgfältige ärztliche Behandlung heilte bald die Gehirnerschütterung Georgs, aber die Symptome der Neurasthenie hielten sich hartnäckig, ja sie steigerten sich. Die Schlaflosigkeit war unerträglich. Seitdem er ins Spital gekommen, konnte er nicht eine einzige Nacht schlafen. Bis nach Mitternacht wälzte er sich schlaflos im Bette, starrte in die Flamme der Gasbrenner, und schlief er endlich doch ein — wurde ihm nur ein kurzer Schlaf. Ein, zwei Stunden . . . Er schrieb täglich einen Brief an Helene und trug ihn persönlich hinab zum Briefkasten unten im Torflur. Er berechnete, daß er in spätestens vier Tagen eine Antwort haben muß . . . Jetzt beruhigten ihn die Briefe, sie waren für ihn die beste Arznei. In fieberhaften, aus dem Herzen strömenden Bekenntnissen gedachte und erinnerte er an ihre Liebe, oder es klang flehentlich: er möchte sein Weib, sein

Heim wiedersehen. Er nahm die Fragen der Reihe nach: ob Helene ihn auch so stark liebt wie er sie? verdient er diese große, phänomenartige Liebe? — dann begann er die Seele, die Natur, die Gewohnheiten beiderseits zu analysieren in langen Briefen; er sah einen eingestandenen Fehler ein und flehte um Verzeihung, um die Nachsicht der Frau. Dann wieder kramte er alte Erinnerungen hervor: „Erinnerst Du Dich? an diesem Tage . . . erinnerst Du Dich? bei jenem Ausflug . . .“ Auch die ihn peinigenden Selbstklagen kamen an die Reihe — winzige Meinungsverschiedenheiten, unangenehme Sekunden infolge erregten Wortwechsels. Bedeutungslose Erregungen wegen Verspätungen . . . Wie flehte jetzt Georg: alles vergessen; wie war er bestrebt mit seinen Versprechungen, alles gut zu machen! Wie zwang er sich zu beruhigen mit neuen Lebensprinzipien! „Nichts soll mich fürder dazu bringen, daß ich meiner Geliebten eine unangenehme Minute bereite, ist doch das Leben so unzuverlässig — so spielerisch — nie will ich den Umständen Bedingungen stellen, ist doch alles, was das nackte Leben umgibt, Firlefanz — nie will ich es vergessen, daß es zwischen zwei Menschen nur ein Gefühl gibt, das ein Geleite ist überall: die Liebe . . .“

Und so ging das immer leidenschaftlicher, immer fieberhafter, und schon war der vierte, der fünfte Tag vorüber und Georg hatte noch keinen Brief von Helene.

Anfangs war er peinlich berührt, schon begann er zu grübeln, als er aber hörte, daß infolge feindlicher Verstärkungen neuere Truppenverschiebungen notwendig geworden sind und Reserven von Westen nach Osten jagten, beruhigte er sich: „Gewiß ist die Post irgendwo stecken geblieben. Er wird schon kommen.“

Nach einer Woche bekam er richtig drei Briefe, auf einmal. Im ersten Schreiben fieberhaftes Fragen: „Was ist geschehen? warum schreibst Du nicht?“ Seit dem Brief des Sanitäts-Freiwilligen keine Nachricht. Helene war verzweifelt, denn sie wußte, daß Georg verwundet, krank in ein Lazarett kam und von diesem Augenblick an bekam sie keine weitere Nach-

richt. Der zweite, der dritte Brief sind noch fieberhafter, noch nervöser, ja im letzteren schreibt Helene, sie rechne nicht einmal mehr auf eine gute Nachricht, sie nähme es für gewiß, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei.

Georg setzte sich sofort hin und schrieb in einem langen Briefe alle Begebenheiten noch einmal nieder, alles, was er in den früheren Briefen schon geschrieben und daß es nunmehr bloß einige Tage dauern dürfte, dann folgt ein längerer Urlaub. Als er den Brief in den Kasten steckte, war er beruhigt: nun war es sicher, daß Helene den Brief bekommen würde." Auch ich habe die Briefe bekommen ... wahrscheinlich verkehrt die Post wieder. Wie wird sich meine Frau freuen, wenn sie alle meine Briefe auf einmal bekommt ... wird die zu lesen haben ...!"

Die Freude dauerte nicht lange. Die anlangenden Briefe schmetterten ihn mit einem Schlage nieder. Die Frau war noch immer ohne Nachricht und die geöffneten Briefe lauteten schon so, wie wenn vom Jenseits eine Frau mit gebrochenem Herzen an ihren Geliebten in ein anderes Jenseits geschrieben hätte. Der letzte Brief war so wirr, daß die erschöpften Nerven Georgs nunmehr ganz versagten. Er grübelte den ganzen Nachmittag; ihn peinigte eine riesige seelische Erregung ... abends bei der Visite wurde er ohnmächtig.

Die Ärzte stellten eine allgemeine Schwäche fest, und sie teilten ihm mit, daß sie ihn nach acht Tagen zur ärztlichen Nachprüfung seines Gesundheitszustandes schicken werden. Der Chefarzt machte im Ordinationszimmer auf Georgs Blatt ein Kreuz mit Blaustift — „der wird auch nie wieder ein Mensch"; dann diktierte er das Zeugnis und die Widmung: ist vom Militärdienst endgültig zu entheben.

Vor Georg standen acht schauderhafte Tage. Noch acht Tage! ... Der ganze Mann schrumpfte zusammen, seine Augen rollten in fieberhafter Nervosität tief in den Höhlen liegend; die Nächte hindurch litt er furchtbare Qualen, einmal mußten sie ihn in die Gummizelle stecken, denn im Fiebertraume wollte er zum Fenster hinausspringen ...

In den letzten Tagen hatte er überhaupt keine Nachricht von Helene.

Am Morgen des sechsten Tages untersuchte der Stabsarzt die zur Weiterbeförderung empfohlenen Kranken; nachmittags bekam er seine Dokumente und jetzt wurde er an den Sitz des Ergänzungsbezirkes zur ärztlichen Nachprüfung gewiesen ...

Am Morgen des achten Tages erschien er im Kasernenhof. An die dreihundert Mann standen da in Gruppen und Zügen, Invalide, Verwundete, Schwerkranke. Die Wagen der Samariter kamen nacheinander und brachten auf Tragbahren die Kranken mit dem Todeskeim zum letzten administrativen Verfahren.

Georg setzte sich irgendwo auf die Steinstufen und dachte über die entschwundenen Monate nach. Drei Bilder standen scharf vor ihm, sie kämpften miteinander, schließlich flossen sie in einen Strudel zusammen, in dem die einzelnen Momente herumwirbelten: der Abmarsch in den Krieg, die den Wagen wegfegende Granate und jetzt das Bild hier in diesem viereckigen Hof. Was seither in der Welt geschah — er wußte es nicht. Sein ganzes Dasein war von diesem wahnsinnigen Brausen, fieberhaften Tanz erfüllt. Er wunderte sich, daß diese Menschengruppe da im Hofe sich so ruhig benahm. Da fiel es ihm ein: „Ach ja, das sind Gefangene, Kriegsgefangene des Lebens, die werden jetzt hinter die Gitter des Familienlebens interniert. Darum sind sie so ruhig — denn sie wurden aus ihrer Sphäre gestoßen — weg von den Schlachtfeldern ...“

Eine neue Abteilung wurde durch die Tür zur Untersuchungskommission vorgelassen. Jetzt begriff es Georg: das sind ja keine stillen Menschen, das sind Kranke, die machte das Fieber der Möglichkeit der Heimkehr verstummen — denen klappern die Zähne vom ungewissen Sprung im nächsten Augenblick: „Was wird die Kommission sagen?“ Die stehen da auf der letzten Sprosse der Leiter, die über den Abgrund in die Heimat führt. Das Rot auf den Gesichtern ist bloß fieberhafte Nervosität ... Georg begann sich jetzt mit seinem

eigenen Schicksal zu beschäftigen, auch er steht da am Eingang zum letzten Forum. Die vielen Redereien fielen ihm ein ... „ah, das ist noch nicht genug, daß der Chefarzt dich zur Überprüfung empfiehlt, man hat auch diesen und jenen empfohlen, sie blieben doch zurück ..." „Nicht wahr, er bekam drei Monate Urlaub ..." „Sechs Monate Urlaub ..." „Gar keinen Urlaub ..." „Sie schicken ihn zurück ..." „Sie haben ihn hinausgeworfen ..." „Er ging weg ..." „Er kam zurück ..."

Georg begrub seinen Kopf in die Hände. Wie war der schwer, schrecklich ...!

Spät nachmittags kam die Reihe an Brant. Von sechs Uhr früh bis zwei Uhr nachmittags stand diese Abteilung dort ohne Speise und Trank, lauter kranke Menschen, welche der die Befreiung verkündenden Untersuchung harrten. Die Stunden vergingen sehr träge und es schien eine Unendlichkeit, bis solch eine Abteilung wieder hervorkam. Jeder einzelne Mann wurde besonders erledigt. — Es war aber auch eine Riesenarbeit für die Kommission dort drin in der niedrigen Kasernenstube. Seit Monaten untersuchten sie zweiwöchentlich das angesammelte Menschenmaterial ... Die Wartenden draußen gingen ungeduldig auf und ab und murrten. Und doch: Um wie vieles waren die glücklicher, die nur diese Stunde des Freiwerdens erwarten mußten, als jene armen, stummen Kameraden, die das Kriegsschicksal nicht mehr in dieses gelbe Riesengebäude zurückgebracht hatte — die draußen unter fernen Hügeln ruhten, den Lebenden keine umständlichen Schreibereien verursachend: ... die Toten.

Brant kam in einen finsteren Flur; an der Wand standen Bänke, da saßen ihres Schicksals harrend die körperlich oder gesundheitlich kriegsbeschädigten Soldaten. Nach einer halben Stunde wurde er von hier in ein helleres Lokal gerufen, wo aus Brettern niedrige kleine Auskleideabteile hergestellt waren.

„Die Wunden haben, ziehen sich aus," kommandierte ein Unteroffizier den Leuten, die sehnsuchtsvoll nach der nächsten Tür blickten ... Hinter der Tür tagte die Überprüfungskommission! ... Die Soldaten legten ihre Uniformen ab ...

Die letzte Schwelle! . . . Hinter der Tür wurde die große Frage erledigt: endgültig nach Hause — frei — oder leichterer Dienst. Die Erregung erreichte ihren Höhepunkt. Die meisten unter ihnen wurden vor Wochen, vor Monaten von der Hand des Schicksals in ihrem vorwärtsstürmenden Wege durch Verwundung oder geknickte Gesundheit aufgehalten. Das erste Mal wandten sie sich zurück, zu warmen Mitleid, zur wohltätigen Pflege. Nach Tagen lichtete sich die Gruppe, ein Teil kam unter die Erde, ein anderer Teil zurück aufs Schlachtfeld, den kleineren Teil schob man nach rückwärts weg von den Peripherien, ins Innere des Vaterlandes ab. Wieder nach Tagen oder Wochen noch um eine Station weiter nach innen, wieder um einen Schritt näher zur Ruhe, zur Familie. Gar mancher trug in sich die ermunternde Hoffnung: vielleicht kommt er von diesem Hexensabbat los. Wie viele mußten es mit ihrem Augenlicht, mit einem Arm, mit beiden Beinen bezahlen, daß sie frei wurden! Dann wieder nach Wochen die begutachtenden Untersuchungen des Spitals, dann wieder Tage — nun ist hier endlich die letzte Station, die letzte Farbenbekennung: die Überprüfung.

Georg stand schon vor der Tür. Der Türflügel wurde geöffnet, drei Männer kamen heraus, ihre Kleider in Ordnung bringend.

„. . . Na, Vetter, wie ist's gegangen?“ — „Sechs Monate . . .“ „Potztausend, Ihr seid schon aus dem Wasser . . . „Was, bloß drei Monate? . . .“ „Freuen Sie sich, auch der leichte Dienst muß abgedient werden. Sie kommen ja in die Kanzlei . . .“ „Sie bekommen wenigstens zu essen.“ „Ach, würd' ich doch auch zum leichten Dienst kommen . . .“ „Was glauben Sie, läßt man mich ziehen?“ — „Schämen Sie sich nicht? So'n starker Mann untauglich . . .“

„Die nächsten drei Mann vor! . . . Was wollen Sie mit der Unterhose, glauben Sie, es geht zur Hochzeit? . . . da stellen Sie sich auf in Reihen!“ . . . Sie kamen in einen großen hellen Saal. Neben der Tür eine Bretterwand, dahinter stand die Maßlatte. Beim zweiten Fenster teilte ein großer Tisch den Saal in zwei Teile. Am Tische saßen vier Offiziere;

ein Oberstabsarzt, ein Major, ein Hauptmann und ein Oberleutnant. Der Oberleutnant las die Namen vor; die Begleitdokumente wurden an einem langen Tisch in der linken Hälfte des Saales von Schreibern in der Reihenfolge des Aufrufes geordnet. Der Major und der Oberstabsarzt saßen mit dem Rücken zur Tür.

Vor Georg wurde ein Reservist untersucht, Kellner in Zivil. Der magere schmächtige Mensch stand nackt vor der Kommission. Der Stabsarzt blickte in die Schriften: „Gehen Sie vor bis zur Mitte des Saales!“ . . . Der Kellner schritt vor mit aneinander reibenden Knien. Er watschelte wie eine Ente, als ob die Unterschenkel verkehrt in die Oberschenkel eingehängt worden wären. Bei jedem Schritt wetzten die Knie aneinander . . . „Zeigen Sie Ihre Sohlen.“ Der Major wandte sich zum Oberstabsarzt und flüsterte irgend etwas. „Infanterist Julius Groß . . .“ und nun folgte irgendein medizinischer Ausdruck . . . „Bureaudienst“.

Die Schreiber notierten eifrig und der Oberleutnant winkte Groß: „Abtreten.“

Groß watschelte mit sauerem Gesicht aus dem Saale.

Der Oberleutnant nahm die Liste auf.

„Chauffeur Georg Brant, Kriegsfreiwilliger.“

Georg trat vor. Er war so erregt, daß ihm Hände und Füße zitterten und er mußte sich an die Wand anlehnen, um nicht umzufallen. Der Saal drehte sich um ihn, als ob man ihn vor den Kopf geschlagen hätte.

Der Stabsarzt untersuchte die Schriften, der Major neigte sich hin zu ihm, sie berieten.

„Neurasthenie schwersten Grades?“ hörte man das Gebrumme.

„Waren Sie im Gefecht?“

„Ja . . .“ Der Stabsarzt unterbrach ihn:

„Sie hatten schon früher Gehirnerschütterung, wie?“

„Ja, zweim . . .“

Der Oberstabsarzt wandte sich um und blickte Georg von oben bis unten an — das genügte. Er machte einen Vermerk auf das Schriftstück . . . „Für jeglichen Front- und Garnison-

dienst untauglich!“ Brant hörte den Spruch der Kommission nicht mehr. Er fiel der Länge auf den Boden hin und lag dort regungslos.

Er hatte das Bewußtsein verloren . . .

* * *

Helene wartete täglich auf Nachricht über das Schicksal Georgs. Umsonst. Nach einigen Tagen schrieb sie an das Auskunftsbureau des Roten Kreuzes . . . es vergingen wieder lange Tage, bis sie die Antwort erhielt: Brant erlitt eine leichtere Verwundung und ist vor 14 Tagen in das Garnisonlazarett gebracht worden. — Aber was nachher?! Was geschah seither?! darüber konnte ihr niemand Aufklärung geben. Sie schrieb an die Lazarettverwaltung. Keine Antwort.

Die Nervenanfälle übermannten sie wieder, sie verheimlichte dies aber ihrer Umgebung. Auch das Mädchen sprach nichts zu Schwentners hierüber, weil sie befürchtete, daß ihre Herrin sonst wieder fort müßte. Sie tröstete und pflegte Helene so lange, bis es ihr wieder etwas besser ging . . . So kam ein kühler nebliger Herbsttag, an welchem Helene an das Krankenhaus depeschieren wollte. Sie ging selbst zur Post. Auf der Straße quälten sie entsetzliche Gedanken: „Und wenn es schon zu spät ist?“ Die Depesche kann im besten Fall erst morgen früh dort sein. — Und wenn es schon zu spät ist?! Und wenn Georg gerade jetzt seine letzten Stunden lebt? Wenn sie ihn gerade jetzt begraben?!! . . .“

Sie kam am Bahnhof vorbei. Von einem unbestimmten Gefühl getrieben, ging sie hinein. Sie schleppte sich dort eine Weile herum. Sie sah den abreisenden Menschen zu. „Wie glücklich sind diese — sie reisen. Vielleicht zu den Ihrigen. Vielleicht gehen die alle zum Begräbnis . . . Warum kann ich nicht auch? — Warum nicht?! — Wer hält mich zurück? . . .“ Sie lief nach Hause. Sie nahm Geld zu sich und auf ein Stück Papier warf sie hastig, fieberhaft die Zeilen: „Maria — ich bin auf dem Weg zum Herrn — halten Sie alles in Ordnung.“

Eine Stunde später war Helene unterwegs nach Schlesien

. . . sie hatte hohes Fieber und ein nervöses Zittern im Körper.

Sie langte in der letzten Minute am Bahnhof an und es blieb ihr gerade noch so viel Zeit, um in den nächsten Wagen zu klettern. Die III. Klasse war's, vollgepfropft mit Menschen, zum größten Teil Frauen und Soldaten . . . Anderthalb Tage dauerte es, bis sie endlich in einem gräßlichen Zustand an ihr Reiseziel kam. Sie konnte sich kaum auf den Beinen halten. Ihre Augen erhitzten die Lider gleich glühenden Kugeln. Sie biß die Zähne zusammen und schleppte sich weiter . . . die Menschen, bei denen sie sich nach dem Kriegslazarett erkundigt hatte, gaben ihr teilnahmsvoll Auskunft und blickten ihr mitleidig nach.

An einer Straßenecke sah sie eine Droschke herantrotten. Sie winkte und gab das Fahrziel an, der Kutscher verstand sie kaum; mühsam setzte Helene den Fuß aufs Trittbrett . . . in das Wageninnere. Im Augenblick zog das Pferd an, sie sank auf den Sitz . . . und stand nimmermehr auf. —

Sie war auf dem Weg zum Herrn . . .

Dem Kutscher fiel es nicht auf, daß dieser und jener Fußgänger neugierig in das Innere des Wagens guckte . . . Er fuhr weiter. An einer Straßenecke mußte er rechts einbiegen; im selben Moment stieg ein Offizier vom Bürgersteig herunter. „Hohoooo!" rief der Kutscher . . . der Offizier konnte noch knapp zurücktreten. Scharf schleiften die Räder den Rand des Bürgersteiges. Der Offizier blickte in den einbiegenden Wagen; sofort rief er: „Halloh! Kutscher, anhalten!"

„Ohoo . . . brrr! Was gibt's?"

„Was ist mit der Dame geschehen?" fragte der Offizier, auf die im Wageninnern hingesunkene Helene deutend.

Der Kutscher beugte sich auf seinen Sitz zurück und schaute in den Wagen hinein. „Wahrscheinlich ist ihr schlecht geworden. Sie hat so elend ausgesehen, wie sie einstieg."

„Wohin wollte die Dame fahren?"

„Ins Kriegslazarett."

Der Offizier riß die Wagentüre auf. Helenens Hände

waren krampfhaft zusammengeballt, die Augen geschlossen. Um den Wagen sammelten sich Passanten. Der Offizier bemühte sich um Helene.

Ohne Erfolg. Daraufhin sprang er auf den Bock neben den Kutscher. „Schnell in das Krankenhaus, in das städtische — zweite Straße links . . .“ Langsam und behutsam holperte der Wagen vorwärts, nebenher liefen einige Kinder, die neugierig durch das Fenster zu blicken versuchten.

Im städtischen Krankenhaus wurde Helene aus dem Wagen gehoben und ins Haus getragen. Die Ärzte untersuchten sie.

„Apoplexia . . .“

In ihrem ledernen Handtäschchen fanden sie nichts, was über die Person der Unglücklichen hätte Aufklärung geben können.

Sie wurde auf ein Bett gelegt.

Während der Abenddämmerung trat die Agonie ein, ohne daß die arme Helene das Bewußtsein auch nur für einen Augenblick wieder erlangt hätte . . .

„Wenigstens hatte die Arme nicht viel Qualen zu erleiden,“ flüsterte die Krankenschwester ihrer Kollegin zu.

Sie standen an dem Bett und sprachen leise über die schwerkranke, geheimnisvolle Frau.

Nach Mitternacht warf Helene sich unruhig hin und her . . . Die Schwester rief den diensthabenden Arzt.

Als dieser in das Zimmer kam, lag Helene mit weitgeöffneten Augen da und blickte starr zur weißen Decke empor. Mit krampfhafter Anstrengung ihrer entschwindenden Kräfte entrangen sich ihren erstarrenden Lippen fieberhafte, geflüsterte Worte: „Dir bin ich . . . nachgekommen . . . ich . . . habe . . . dich . . . gefun . . . den . . .“

Der Arzt neigte sich über sie und beobachtete die im Fiebertraum brennenden Augen, durch die aus dem bewußtlosen Körper die Seele entfloh.

„Gestorben . . .“

Sie falteten die Hände zum Gebet. Der Arzt drückte der

armen Helene die Augen zu und kreuzte ihr die Hände über der Brust.

Er sah auf die Uhr: „6 Minuten nach Mitternacht . . . Wer konnte diese Unglückliche sein? . . .“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Georg Brant war in dieser Stunde mit seinen Entlassungspapieren in der Tasche auf dem Weg nach Halle.

Wenn er gewußt hätte, daß seine Frau in diesem Augenblick eine Tote war . . ., daß auf dieser Erde niemand mehr auf ihn wartete . . ., daß sie, die sich aufgemacht hatte, um ihn zu suchen, vom Lebenspfade abgeirrt war und auf dem Totenbette lag, stumm, mit geschlossenen Augen, erblaßtem Gesicht, die sein Leben war, die sein Herz bewegte, die seine Seele erwärmte . . ., daß sie die größten Leiden allein erleiden mußte, sie, die er selbst vor dem leisesten Windhauch in seine Arme geschlossen, behütet, daß sie den ewiglangen Weg allein wandelt, daß der dahinrasende Zug ihn von dem Sterbebette seines teuersten Kleinodes weiter und weiter fortschleppte . . . von Minute zu Minute . . .

Wenn er wüßte, daß seine Briefe, die mit glühender Liebe, mit heiliger Treue, die mit Sehnsucht, mit Versprechungen, mit Flehen erfüllten Briefe noch immer dort lagen in dem Kasten des Garnisonlazaretts . . .

Warum? — Weil in dem Lazarett wegen der vorgekommenen epidemischen Krankheiten der Briefbote erst heute den hinter dem Tor befindlichen Briefkasten entleeren durfte — seit zwei Wochen . . . Wenn er wüßte, daß wohl die Briefe in zwei Tagen in Halle ankommen, der Adressat aber dort angelangt ist, wo keine Briefe mehr hingelangen . . . nur der Jammer des schluchzenden Weinens . . .

Dritter Teil.



I.

Nach dem Begräbnis seiner Frau kehrte Georg allein in die Wohnung zurück. Er schloß die auf den Flur führenden Türen und wanderte durch die Zimmer. Der späte November breitete ein trübes Zwielicht über die Räume und man konnte bloß die Konturen der einzelnen Möbel unterscheiden. Georg fühlte sich allein . . . verlassen. Das durch die geschlossenen Fensterläden hereindringende Geräusch schnitt ihm scharf in die Seele. Seine Kehle war trocken, seine Augenlider brannten in fieberhaftem Feuer. Aus dem Dunkel tauchten gespenstische Schatten hervor und er hatte stets das Gefühl, als würden ihm im nächsten Augenblick die Tränen hervorquellen — er konnte jedoch nicht weinen. Er raufte sich die Haare, warf sich auf die Teppiche vor Qual, fluchte, kämpfte mit sich, rang schmähend mit seinem Geschick — aus seinen brennenden Augen kam keine Träne. Und doch hatte er die Empfindung, als wären seine Augenhöhlen, sein Gehirn, seine Brust, sein Herz mit einem Tränenstrom gefüllt. Das Entsetzen, daß Helene so rasch, ohne ein Wort von ihm gegangen, mochte wohl diesen herzzerreißenden, bitteren Strom der schrecklichen Traurigkeit erstarren machen.

Keine Träne kam ihm ins Auge, als er seine Wohnung betrat und das Mädchen ihn erstaunt ansah und stockend fragte, ob er Helene nicht getroffen hätte. Die Träne kam nicht, als er erfuhr, daß Helene krank aus dem Hause gegangen . . . sie kam nicht, als er sich bei der Polizei erkundigte und auch dann nicht, als er vor dem Krankenhause des kleinen

Städtchens ankam, als er in der Leichenkammer stumm vor der Bahre Helenens stand.

Auch damals nicht, als sie gemeinsam zurückfuhren, die arme Helene vorne im Packwagen, im schweren Bleisarge, er aber, wortlos, das schreckliche Spiel des Schicksals nicht fassend, rückwärts in einem leeren Abteil. Ein Wärter hatte ihn begleitet — man dachte, er hätte den Verstand verloren. Von dem Augenblicke an, da er im Beerdigungsinstitut seine Verfügungen getroffen hatte, hörte niemand mehr seine Stimme.

Und auch da vermochte er nicht krampfhaft aufzuschluchzen, als im Friedhof zu Halle die Schollen dumpf polternd auf den Sarg der geliebten Frau fielen.

Keine Träne, kein Ton . . .

Wortlos empfing er die tröstenden Händedrücke; die ermutigenden, tröstenden Worte hörte er nicht, aber sein tiefstes Innere erzitterte vor der unaufhörlichen, stummen Frage: „Was nun?"

Weinen konnte er auch jetzt nicht.

Er ging in den Zimmern auf und ab; unruhig, launenhaft, bald der Länge nach, bald quer die Zimmer messend. Er erschrak, wenn ihn die Wand aufhielt: „Soll ich mich wieder wenden? Wo ich doch erst vorhin den Weg begann?" Die Zimmer kamen ihm zum Verzweifeln enge vor, das Halbdunkel legte sich ihm schwer auf die Brust, er schauderte. „Auch ich bin schon unten . . . im Grabe?" . . . Rasch drehte er alle Lichter an. Die Zimmer schwammen in einem Lichtmeer: das beruhigte ihn einigermaßen. Er setzte sich an den Schreibtisch und starrte in die Leere . . .

Nach und nach legte sich der Lärm der Straßen . . . Das Mädchen kam auf dem Zehen zur Tür und klopfte. Georg zuckte zusammen: „Was ist's?!"

„Gnädiger Herr, soll ich das Abendbrot bringen?"

„Nein."

Sie ging.

Im nächsten Augenblicke vergaß Georg bereits, daß man ihn gestört hatte. Abermals kreisten seine Gedanken im

Leeren. Er merkte auch nicht, daß ihn fröstelte — obwohl die Zimmer überheizt waren. Auch gewahrte er nicht, daß die Stunden verrannen, obwohl die Stehuhr stets zweimal schlug: halbstündlich und stündlich . . . schon zum sechsten, siebenten, achten Male . . .

Abermals wurde geklopft. Georg fuhr empor: „Was ist's?"

„Gnädiger Herr, der Herr Schwentner hat telephoniert — soll ich umschalten?"

„Nein."

Die Tritte verhallten. Nach einer Weile entsann sich Georg, daß es im Hause auch ein lebendes Wesen gab. Sich selbst zählte er nicht zu ihnen . . . er rief durch die Türe hinaus: „Maria!" Das Mädchen kam rasch herein. „Sie können gehen. Ich brauche niemanden mehr, ich reise ab. Telephonieren Sie gleich das Amt an, ich sei abgereist — man möge mich mit niemand verbinden." Dem Mädchen traten Tränen in die Augen. Georg dachte der Stelle — der Entlassung wegen. Er wollte ihr einen Hundertmarkschein in die Hand drücken. Das Mädchen wies ihn zurück:

„Ich möchte nicht den Herrn allein lassen . . . darf ich bis morgen . . .?"

„Nein, Maria. Nehmen Sie . . . ich reise noch heute Abend ab."

Das Mädchen nahm die Banknote, Georg verschloß die die Türe. Lange hörte er sie draußen hantieren. Endlich kam das Mädchen wieder, es klopfte scheu . . . Georg antwortete ihr durch die Türe:

„Schon gut, Maria. Gott segne Sie . . ."

Das Mädchen stand eine Weile ratlos vor der Türe, dann seufzte es und ging leise schluchzend aus diesem traurigen Hause . . .

Georg empfand eine Erleichterung . . . „Auch das letzte lebende Wesen hat das Haus verlassen. Wir bleiben allein . . . das erkaltende Herz und der Schatten der Frau . . ."

Er legte sich auf ein Sofa und sah unbeweglich zur Decke empor. Kleine Amoretten mit Rosenkränzen tändelten dort auf kleinen bunten Wiesen in goldigem Sonnenschein. Der

Pendel der Stehuhr tickte empfindungslos genau und unermüdlich bei jeder Schwingung . . . „Tick-tack-tick-tack . . ."

Dann klang es plötzlich dazwischen: „Bommg." Es ist Halb! Dann weiter „Tick-tack-tick-tack ... Bommg-Bommg..." zwei . . . drei . . . zehn mal. Georg erhob sich und ging unruhig durch die Zimmer. Am Schreibtisch blieb er stehen und dachte nach. Als arbeitete etwas in seinem Kopfe, ohne ihm das Bewußtsein wiedergeben zu können . . . „Das ist es." Er setzte sich, nahm ein großes, weißes Blatt Papier hervor und zündete zwei Kerzen an; die Leuchter waren noch von Helenens Hand mit rotem Seidenpapier geschmückt. Dies hatte auch bloß einen nüchternen Zweck: die Wachstropfen aufzufangen . . .

Georg blickte lange, starr, ausdruckslos auf das Papier. Dann begann er zu schreiben — erst langsam, mit regelmäßigen schönen, großen Buchstaben — dann immer rascher:

„Ich vermag es nicht zu fassen, was mich getroffen! Ich weiß nicht: lebe ich noch oder bin ich schon tot? Niemand auf dieser Erde vermag mir zu antworten. Ich muß fort . . . weit, dorthin . . . wo ich die Antwort erhalte.

Mein ganzes Vermögen — das Wenige, was nach mir bleibt — gehört jenen Unglücklichen, die hier bleiben müssen; jenen Waisen, deren Vater hier in dieser Stadt gelebt und dort, irgendwo auf den niedergestampften Schlachtfeldern ruht.

Das ist mein letzter Wille."

Er setzte seinen Namen darunter, legte die Schrift in einen Umschlag und versiegelte ihn. Auf den Umschlag schrieb er mit großen Buchstaben:

„Man bestatte mich neben meiner Frau!"

Bei dem letzten Strich fiel ihm die Feder aus der Hand. Er beugte sich über den Tisch und brach in ein krampfhaftes, keuchendes Schluchzen aus. Die Tränen entströmten seinen Augen, sie durchnäßten seine Rockärmel und flossen ihm über die Hand. Es wollte kein Ende nehmen . . . Er weinte, wie nur ein starker Mann zu weinen vermag, der bereit ist den

letzten Weg zu gehen in dem Bewußtsein, daß nun alles zu Ende sei. Der fühlt, daß es für ihn weder Freude, noch Kummer mehr gibt, der es fühlt, daß er sich auch vom letzten tröstenden Gedanken trennen müsse: von dem Angedenken an die mit wahnsinniger Liebe geliebte Frau . . . Der es weiß, daß eine winzige Bleikugel, kaum größer als eine Erbse, das Herz durchschlägt, die Seele verstummen läßt und die Hoffnung vernichtet: vielleicht gibt es eine andere Welt, wo die Geliebte meiner harrt — denn wir sind gestorben. Vor dem Grabe lebt in uns noch der tröstende Zweifel: vielleicht leben wir dort fort, auf den mit Silberfäden umsponnenen, mit goldenen Blumen bestreuten Feldern, unter diamantenen Sternen, in ewiger Umarmung mit unserem geliebten Weibe, doch nur bis zum Rand des Grabes begleitet uns diese Hoffnung . . . Ob wohl jene, die dort unten ruhen, unseren Traum der Hoffnung, den tröstenden Traum der von Trauer geknechteten Menschen weiterträumen? Ob sie wohl träumen — die Toten? . . . Wer weiß es ? Wenn sie träumen, so muß es ein sinnverwirrend schöner Traum sein; noch niemand war daraus erwacht . . .

Als Georg so weit war, versiegten seine Tränen. Die Schrift auf dem Umschlag war verschwommen, aber noch leserlich. Die Kerzen abgebrannt, die Papierrosen fingen Feuer . . . Was kümmerte das Georg! Er drehte das elektrische Licht ab und trat in das kleine Zimmer Helenens. Er setzte sich in den großen Lehnstuhl dem Fenster gegenüber, in welchem Helene, während Georg seine Zigarre nach dem Mittagessen rauchte, so oft ihre Romane las — und blickte tränenden Auges um sich . . . auf die Wände, wo das Bildnis Helenens und ihre Photographien hingen, auf den kleinen Tisch, wo eine Menge Frauensachen lagen, die Helene umgeben hatten . . . Er sog die Luft, die vom Parfüm Helenens durchwoben war . . . Er zog langsam seinen Browning hervor und legte ihn vor sich auf das Tischchen. Er hatte noch anderthalb Stunden. Bis Mitternacht . . .

In diesem Augenblicke wurde heftig geklingelt. Georg rührte sich nicht. Er dachte, es sei Sinnestäuschung . . .

„Schon wieder? ... Nein. Nun, nützen wir die Zeit aus. Diese wenigen Minuten gehören noch Helene ...“ Er stand auf und näherte sich dem kleinen Tischchen. Es war das Briefkästchen Helenens. Noch einmal wollte er die Briefe lesen, die Helene ihm vor ihrer Verlobung geschrieben.

Schon hielt er das Päckchen Briefe in der Hand ... Plötzlich hörte er ein Geräusch hinter sich ... Stimmen ... Georg sprang zur Tür. Das Herz schlug ihm heftig.

In diesem Augenblick öffnete sich die Türe weit und in dem beleuchteten Zimmer stand Maria mit Schwentners. Schwentner eilte auf Georg zu und faßte seine Hand:

„Verzeihen Sie, Brant, aber Maria hat uns so sehr erschreckt, haben Sie 'ne Ahnung!? Wir dachten an irgendeinen verzweifelten Entschluß.“ In diesem Augenblick erblickte er den Revolver auf dem Tischchen ... „Aber, Brant! wer hat denn so etwas gesehen —“ er nahm die Waffe und ließ sie in seine Tasche gleiten ... „Hm ... wir hatten doch recht — gut, daß ich gleich mit einem Schlosser kam ...“

Frau Schwentners Augen füllten sich mit Tränen, sie streichelte Brant den Arm.

„Ein Christ darf das nicht tun ... Armer Mensch, wer wird denn an Helene denken, wenn Sie sich das Leben nehmen? Kommen Sie mit uns, wir lassen Sie nicht hier, auf keinen Fall.“

Georg blieb stumm und es war, als ob seine Freunde gar nicht da wären.

Darauf ließ Schwentner sich angezogen auf den Divan nieder und seine Frau ging neben Georg in den Zimmern unermüdlich auf und ab. Dann legte sich die Frau nieder und der Armeelieferant hielt mit dem Selbstmordkandidaten Schritt ... Von Stunde zu Stunde ... Die treue Maria wachte über die ganze Gesellschaft. Unaufhörlich kochte sie Tee für die paar kämpfenden Menschen.

Ob wohl das Leben diese Mühe wert war?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Seine Mitmenschen halfen Brant über die gefährliche Krise hinweg. Jene, die sich ernsthaft dem Tode geweiht,

finden, falls ihnen die Mordwaffe entwunden wird, auf dem Scheidewege des Lebens gewöhnlich den Punkt, an dem das Gleichgewicht ihrer Seele sich herstellt. Nur Simulanten suggerieren sich nach verhinderter Ausführung die Notwendigkeit der Tat. Sie wähnen sich gleichsam moralisch verpflichtet, das Selbsturteil zu vollstrecken — zum mindesten mehrere Male zu versuchen, womöglich vor Zeugen.

Georg vermochte nicht in der Wohnung zu bleiben; er übersiedelte in ein Hotel und begab sich dann, als sein Arzt Melancholie befürchtete, auf dessen Rat nach Berlin. Er ließ sich in demselben Sanatorium aufnehmen, in welchem Helene gepflegt worden war. Dort lebte er Wochen hindurch von der Welt vollständig abgeschlossen, ohne daß in seinem Zustand eine Besserung eingetreten wäre. Die Ärzte standen vor einer schweren Aufgabe. Georgs Neurasthenie hatte sich zu hochgradiger Melancholie entwickelt und da war schwer zu helfen. Gemütskrankheiten können nur durch Änderung der Umgebung und Entfernung der auf das Gemüt drückend wirkenden Faktoren geheilt werden. Dann aber hätte man vorerst Georgs Gehirn, seine Nerven und sein Bewußtsein narkotisieren müssen. Diese waren ununterbrochen tätig. Helenens Andenken, das Bewußtsein ihres Verlustes quälten ihn Tag und Nacht und davor vermochte Georg nirgends zu flüchten. Er sollte reisen, doch fehlte es ihm an Energie zu diesem Entschlusse. Sich dem Rate der Ärzte zu widersetzen, ihn nicht zu befolgen, da war er hartnäckig und ausdauernd — ihrem Rate zu folgen aber hatte er keine Willenskraft.

Anfangs Dezember wurde Besuch gemeldet: Otto Birkewitz. Er kam vom Kriegsschauplatz auf ein paar Tage Urlaub, mit einem unbedeutenden Ohrenleiden. Georg ließ ihm zunächst sagen, er wünsche niemand zu empfangen. Birkewitz aber kannte Georg, er wußte, wie man ihm beikommen konnte; er schrieb also auf einen Zettel, daß im Betriebe etwas nicht klappe, nur Georg könnte da Aufklärung geben. Darauf ließ ihn Brant vor.

„Verzeihe, Georg, daß ich dich täuschte. Im Betrieb ist

nichts los, ich wollte dich sprechen. Ich war zu Hause und erfuhr von deinem schrecklichen Geschick; da sprach ich mit den Ärzten und sehe, daß du den Kopf verloren hast . . . Mein lieber Junge, sei stark. Du bist kein gewöhnlicher Mensch vom Schlage, aus dem wir uns rekrutieren. Du hast ein riesiges Wissen, ein großes Talent, du mußt auch die Trauer mit einer deinem höheren Niveau würdigen Kraft ertragen. Gut, du bist für die Familie gestorben . . ." Birkewitz mußte sich zusammennehmen, um nicht seine Rührung zu verraten . . . „Du aber mußt leben für die Allgemeinheit. Wir brauchen jeden, selbst die Trauernden. Georg . . . alter Kamerad, nimm dich zusammen, befolge unseren Rat, fahre irgendwo hin, bis deine Bitterkeit sich legt. Folge mir, verkaufe alles, nichts soll dich an diese Scholle ketten, nur dein Herz. Dieses aber heile vorher. Willst du?"

„Ja."

„Gott helfe dir, mein Alter. Ich besorge alles für dich. Reise noch heute . . . nach Italien oder nach der Schweiz . . . wohin immer . . . Gehe . . . Kann ich dir mit Bargeld dienen?"

„Danke Otto. Ich nehme es an." Mit apathischem Gesicht stellte er einen Scheck aus und reichte ihn Otto. „Sei so freundlich und honoriere ihn vorläufig. Morgen kannst du das Geld bei meiner Bank beheben."

„Ich bitte dich, Georg . . . Kann ich noch helfen?"

„Danke, ich will dich nicht bemühen."

Also, du reisest, Georg — nach der Schweiz, nicht? An den Genfer See, nicht?"

„Ja."

„Gott segne dich!"

„Auch dich, Otto!"

Sie reichten einander die Hand. Birkewitz entfernte sich. Er begab sich zum Oberarzt und rieb sich zufrieden die Hände. „Sehen Sie, Herr Oberarzt, da hilft kein Medikament. Solche Menschen wie Brant muß man mit dem Betrieb packen. Solchen sagen Sie vergebens, daß es die Pflicht des Menschen gegen sich selbst sei, zu leben. Solchen Idealisten kann man

nur damit beikommen, daß man sie glauben macht, sie müssen für andere Menschen leben ... Brant reist noch heute ab und ich glaube in einem halben Jahre ist er wieder gesund. Bis dahin ist auch der Krieg zu Ende ..."

Darin täuschte sich jedoch Birkewitz. Jenseits der Grenzen sprachen alle Zeichen dafür, daß der Krieg noch nicht einmal seinen Höhepunkt erreicht habe. Daß er nicht gar so rasch zu Ende sein werde, ahnte wohl jedermann, wie lange er dauert? — konnte nicht einmal ungefähr berechnet werden.

Die kriegführenden Parteien haben sich gegenseitig getäuscht. Jede glaubte von der anderen, sie sei für einen Krieg nicht vorbereitet, in Wahrheit jedoch war jede vorbereitet. Sie dachten voneinander, der Ausbruch des Krieges und die riesige, umwälzende Veränderung der sozialen Umstände würden in den niedrigeren Volksschichten Gärungen auslösen; sie hatten sich gegenseitig getäuscht: die Völker der hinter den Heeren stehenden Länder standen in bewundernswerter Einigkeit und Vertrauen hinter dem Erzwall. Sie dachten voneinander, die Staatsmänner würden über das Gerassel der Waffen vergessen, für die volkswirtschaftlichen Bedürfnisse des Volkes zu sorgen, es verabsäumen, den infolge des Kriegszustandes gesteigerten Ansprüchen der sozialen Fürsorge gerecht zu werden; alle Parteien täuschten sich: Arbeitslosigkeit, Hungersnot traten weder da noch dort auf, weil das moderne Leben, die Technik der Vorsorge ebenso schematisiert hatte, wie die Entwicklung der Technik die durchschnittliche Qualität der Erzeugnisse. Was die Verbesserung der Konstruktion betrifft, kennen ja die Fabriken alle Neuerungen, die Verbesserungen verbreitenden Bücher, Zeitschriften und Fachvereine sind in der Lage, miteinander Schritt zu halten. In der Vollkommenheit der Ausführung, der Wirtschaftlichkeit der Fabrikation gibt es natürlich Unterschiede; die eine hatte bessere Produkte billiger, die andere um denselben Preis mehr auf den Markt geworfen.

So war es auch während des Krieges im Wirtschaftsleben der Staaten. Jeder traf seine Verfügungen zur Regelung der sozialen Fragen, man kann wohl sagen, daß

diese Maßnahmen nach demselben Muster getroffen wurden, im geringeren oder höheren Grade des Erfolges, aber in der genauen Durchführung der Maßnahmen zeigten sich jedoch große Unterschiede. Für die allgemeine Kriegslage aber war es von Wichtigkeit, daß diese schematischen Verfügungen hinter den Armeen den gleichen Zustand schufen: Ruhe. Die Heerführer mußten nicht mit der Mißstimmung des Hinterlandes rechnen, sie hatten keine Überraschungen zu befürchten. Das Volk harrte ruhig dem Gang der Kriegsereignisse. Hüben und drüben ... und hierin hatten sich die das Schicksal der Völker lenkenden Köpfe am meisten getäuscht.

Das Schicksal der Armeen lag also auf den Schlachtfeldern. Es ist wahr, die großen Differenzen in der Zahl verursachten den deutschen Heerführern schweres Kopfzerbrechen, weil der Feind eben auf diese seine numerische Stärke vertraute, doch hat das Deutschtum und der persönliche Mut das Menschenmaterial vervielfacht durch die hohe Stufe seiner und seiner Waffenbrüder Intelligenz. Es stellte sich heraus, daß durch die Begeisterung für die gerechte Sache und die höhere Intelligenz der Armeen das numerische Mißverhältnis ausgeglichen wurde.

Die Bilanz war also auf beiden Seiten gleich, als die Heere sich vor den Schneestürmen des Winters in die Erde eingegraben hatten.

Das Volk blickte mit Vertrauen in die Zukunft; die Behörden hatten Weizen, Fleisch, Mehl aufgespeichert und teilten an reich und arm die gleichen Rationen aus, wie es der Kapitän unter den vom gesunkenen Schiff entkommenen Schiffbrüchigen tat. Das Schiff des Friedens war gesunken, nun fragt es sich, welche unter den Nationen ist es, deren Boot zuerst das Land erreicht.

Und das vermochte niemand zu sagen.

Und die Heilung wie vieler Unglücklichen hing von dieser großen Frage ab: wann geht der Weltkrieg zu Ende? . . .

Und wie viele Überraschungen harrten noch jener, die diese steuerlos gewordenen Boote führten!

Georg packte seinen Koffer. Birkewitz erwirkte ihm einen

Paß und so reiste denn Georg in die Schweiz, während Birkewitz sich nach Halle begab, um die Mobilien Georgs zu verkaufen. Das erledigte er am besten, indem er das Haus auf seinen Namen umschreiben und die Türen abschließen ließ.

Er zahlte bei der Deutschen Bank als Kaufpreis auf Georgs Rechnung einen Betrag ein, der wohl zweimal so hoch war, als der Wert der Mobilien und Immobilien betrug.

Dann reiste er auf das Schlachtfeld zurück. Und dort vergaß er Georg und jeden anderen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dröhnend sauste der Zug durch das süddeutsche Land. Dem Uneingeweihten verworrene und zusammenhanglose Bilder des Krieges wechselten ab; bald war von der großen bewaffneten Völkerwanderung kaum etwas zu merken, bald fand sich der Reisende inmitten eines großen Kriegsdurcheinanders. Der Grenze zu war das Leben und Treiben bewegter. Vom Elsaß eintreffende, nach den westlichen Grenzgebieten geleitete Truppentransporte, Munitionszüge jagten hintereinander. In der Nähe der Grenze aber war von der atemlosen Eile und Nervosität der nördlichen Gegenden nichts zu merken. Die Armeen bereiteten sich zum Winterschlafe vor. Vom Schlachtfelde seit Monaten keine neue Nachricht. Hie und da ein unbedeutendes Geplänkel, das von den Zeitungen ausführlich behandelt wurde. Zumeist Fragen von allgemeinem Interesse, Verpflegung, Krankenpflege, Widerlegung lügenhafter Nachrichten, rätselhafte, diplomatische Erörterungen — ein lange Wochen hindurch währender Gemeinplatz, der das Publikum nervös machte, beunruhigte. Man sprach nicht mehr davon, daß der Krieg zu Weihnachten zu Ende sein werde, man schob es schon bis zu Neujahr, bis zu Ostern hinaus, in sich: noch weiter.

Zollrevision, gründliches Durchsuchen der Koffer, strenges Prüfen der Reisepässe ...

Auch das ging vorüber. Man war über die Grenze ... Plötzlich verschwand das Militär. Die Felsen der neutralen Schweiz türmten sich vor den Augen des Reisenden. Er mochte darüber raten, wie die keuchende Lokomotive sie

hinanklettert, oder sie umgeht. Tunnels, über die tiefe Schluchten setzende schlanke Brücken. Die Sättel mit hohem jungfräulichem Schnee bedeckt. Von der Richtung des Auges aufwärts endloses Weiß, eine stumme, unbewegliche weiße Decke.

Das Land des Friedens . . .

Das Schneereich wirkte auf Brants Gemüt beruhigend. Vielleicht auch darum, weil ihn fast nichts an den Krieg erinnerte. Er sah keine mit Soldaten, Munition, Kriegsgerät gefüllten Eisenbahnzüge, Türen mit rotem Kreuz, Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett . . . Er lehnte sich tief zurück auf den Polstern des Sitzes und schloß die Augen. Seine Nerven beruhigten sich, nur in der Tiefe seiner Seele zuckte der Schmerz. Alles hatte er vergessen: nur die Erinnerung der großen Trauer nagte an seinem Herzen . . .

Er fand sich darein: nie wird er diesen Kummer los. Er wird dort in der Tiefe seiner Seele leben, sein Herz gleich einer Eisschicht erstarren — allein: leben muß man, das gebieterische Gebot des Daseins der Menschheit stieß ihn vor sich einher — weiter auf dem holperigen Wege.

Er fuhr bis Zürich. Dort stieg er im Grand Hotel Bellevue ab und überließ die Zusammenstellung des Programms seiner Rekonvaleszenz dem Zufall . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Stundenlang schlenderte er in den Straßen, nachmittags kehrte er müde zurück, kleidete sich um und ruhte sich im Speisesaal aus . . . Nach und nach begann er französische und englische Romane zu lesen. Er umgab sich absichtlich mit der Literatur der Feinde. Möge alles so weitergehen, wie in Friedenszeiten. Mit hartnäckiger Anstrengung war er bestrebt, sich glauben zu machen, es sei kein Krieg. Zeitungen las er nicht, wenn jemand vom Kriege zu sprechen begann, wandte er sich ab . . .

An einem Dienstag Nachmittag saß er mit der „Fruchtbarkeit“ Zolas in der Hand in einem Lederstuhl des Lesesaales. Plötzlich schlugen bekannte Frauenstimmen an sein Ohr und da der Roman seine Aufmerksamkeit nicht ganz zu

fesseln vermochte, blickte er auf. Die schlanke elegante Dame, die mit einer jüngeren, einfach gekleideten Dame plaudernd eintrat — war tatsächlich eine Bekannte.

Die neuangekommene Dame, Baronin Frankhausen, die Gemahlin des Konsuls eines kleinen südamerikanischen Staates, hatte Brant erblickt:

„Wie kommen Sie denn hierher?“ Sie reichte Georg mit aufrichtigem Interesse, die Hand.

„Guten Tag, Frau Baronin ... Ich bin in die Berge gekommen, um zu genesen.“

„Man sagte mir, Sie hätten sich als Freiwilliger gemeldet.“

„Ja, aber im November erlitt ich einen Unfall und man gab mir den Abschied.“

„Ach, das ist interessant, das müssen Sie erzählen. Ich stelle Sie meiner Freundin vor — Georg Brant, ein guter Bekannter von mir — Sophie Wolowszka.“

Georg verneigte sich vor dem jungen Mädchen, dessen eigenartiges Gesicht einen auffallend intelligenten Ausdruck hatte.

Die kleine Frau Konsul blickte sich im Saale um und entdeckte bald eine stille Ecke ... dort nahmen sie Platz. Die Baronin ließ sich bequem nieder und blickte voll Erwartung auf Georg:

„Und nun sprechen Sie. Wo waren Sie, was haben Sie erlebt?“

„Gabriele, ich gehe um zu lesen —“ sagte die Wolowszka.

„Ah, richtig, du bist ja eine Kriegsfeindin, nun gut — ich plaudere mit Brant ein halbes Stündchen. Wenn das Konzert beginnt, hole ich dich ab —“ rief die Frau Konsul dem Mädchen nach, das sich langsam entfernte.

Sie nickte mit dem Kopf. Die Baronin wandte sich zu Georg und betrachtete ihn mitleidvoll.

„Wissen Sie, daß Sie gealtert sind? Sie dürfen mir diese Aufrichtigkeit nicht verübeln; in diesen Zeiten, im Kriege, ist sie eine Ehre ... Sie haben viel gelitten, nicht wahr?“

„Unermeßlich viel. Ich spreche ungern davon.“

„O, was haben Sie denn?"

„Die Ärzte behaupten: Melancholie."

„Und da reisen Sie allein? Wo ist denn Ihre Frau? Ihre lebhafte, lustige, kleine Frau . . .? Ich habe sie so liebgewonnen, Sie glauben es gar nicht . . ."

Georg blickte einen Augenblick lang bestürzt die Baronin an, dann fiel es ihm ein: muß es denn jedermann wissen, welch furchtbarer Schlag ihn getroffen hat? Langsam, das Haupt neigend, erwiderte er:

„Meine lebhafte, lustige kleine Frau — lebt nicht mehr. Sie ist gestorben . . . tot . . ."

Frau Frankhausen blieb der Mund starr, offen . . . der lächelnde Mund. Ihre Augen, die schönen, tiefblauen Augen starrten Georg an und schon sickerten Tränen auf die Wimpern auf die schönen, langen, seidenen Wimpern.

„Gestorben? Ihre Frau — ge—storben? . . . Ach mein Gott! Verzeihen Sie, ich wußte es nicht."

„Tut nichts, Frau Baronin. Ich verschickte keine Traueranzeigen — ich war ja selbst fast wahnsinnig."

„Arme, kleine Frau . . . ich kann es noch jetzt nicht glauben. Im vergangenen Jahr in Marienbad . . ."

„Ja, dort waren wir noch lustig. Wer hätte damals gedacht, daß das . . . alles über uns kommen wird? . . ."

„Armer Mensch, nun weiß ich, daß Sie furchtbar gelitten haben. Sie lebten ja wie zwei Tauben . . ."

„Ja, wir waren glücklich . . . sehr glücklich . . ."

In der Vorhalle deckte man zum Tee und weich, abgetönt, verschleiert erklang das künstlerische Spiel eines vorzüglichen Orchesters. Bragas Serenade schwebte durch die Säle.

„Wie kam denn das? War sie lange krank?"

„Was geschehen war, habe ich selbst nur gehört."

„Was? Waren Sie denn nicht zu Hause?"

„Ich ja, aber Helene nicht . . . Sie bekam keine Nachricht von mir und zu ihrem Unglück fuhr sie am selben Tage, an dem ich nach Hause reiste, nach der Stadt, wo ich gelegen hatte. Schon vorher wurde sie von einer fürchterlichen

Nervenschwäche gequält und wahrscheinlich hat die Aufregung sie getötet ...“

„Mein Gott, mein Gott ... das ist schrecklich ... Verzeihen Sie, ich kann mich nicht beherrschen ... Auf Wiedersehen ... Morgen ... Wenn Sophie kommt, sagen Sie ihr, ich sei auf meinem Zimmer ...“

Die arme kleine Frau Konsul eilte, mit dem Spitzentaschentuch ihre Tränen trocknend, davon.

Brant erhob sich ... er ging hinaus und verließ das Hotel. Die Erinnerungen überwältigten ihn wieder. Da floh er aus einer Gasse in die andere, aus einem Lokal in das andere ...

Er stand jetzt vor dem Bahnhof — er dachte, der Betrieb würde ihn beruhigen. Er ging in die Vorhalle hinein und setzte sich auf eine Bank. Er betrachtete die dahineilenden Menschen, das Treiben des Zeitungsverkäufers, die herumfuchtelnden Eisenbahnträger, dann betrachtete er die Wände. Bunte Affichentafeln, Photographiensammlungen hingen da. Auf einem Plakate lud die Eisenbahndirektion den Leser zu einem Ausflug auf das Jungfrau-Gebirge ein. Das packte seine Aufmerksamkeit. Auf dem Gipfel der „Jungfrau“! In die Berge! In die Einsamkeit! Über der Erde, nahe zum Himmel stehen ... von oben hinabzuschauen auf das Nebelmeer, in welchem Schmerz, Freude, menschlicher Kleinmut, eitel Ehrgeiz verschwindet. Dort hinauf! Ja, das lockte ihn. Noch heute fährt er nach Interlaken und von dort mit der Elektrischen nach Scheidegg, nach der Anschlußstation der Jungfraubahn ... Er erkundigte sich im Hotel über den Ausflug und erhielt den Aufschluß, daß er im Wagen noch den Zug nach Luzern erreichen könne. Brant ließ seine Bergsteigerausrüstung herunterholen und fuhr zur Bahn.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Vorhalle wurde der Nachmittagstee serviert. Seit Jahren gab es in der Schweiz keine so gemischte Gesellschaft... und was das Interessanteste war — die größere Hälfte der Gesellschaft bestand aus Frauen. Elegante deutsche, französische, englische, italienische und Wiener Frauen, deren Männer ent-

weder auf dem Schlachtfelde waren, oder infolge sonstiger Kriegspflichten zu Hause bleiben mußten. Die Russinnen fehlten — keine einzige war da. Oder ja, doch ... eine einzige, die aber leugnete es, — für die Öffentlichkeit war sie polnischer Nationalität: Sophie Wolowszka.

Sie wartete eine Zeitlang auf die Baronin Frankhausen, mit der sie nun schon drei Sommer in Biarritz verbracht hatte — die aber kam nicht. Sophie dachte, dieser interessant aussehende Herr, namens Brant, mußte ein sehr unterhaltender Gesellschafter sein. Fast eine volle Stunde sitzen sie schon beisammen. An etwas anderes vermochte sie nicht zu denken, wußte sie doch von ihrer Freundin, daß sie ihren Mann, der auf dem belgischen Kriegsschauplatze irgendeinem Korpskommando zugeteilt war, unendlich liebte und schätzte. Sie wußte jedoch auch, daß sie solange unmöglich in der Gesellschaft eines Menschen weilen könnte, mochte er ein noch so geistreicher Plauderer sein. Um so sonderbarer war dieses lange Ausbleiben, weil Sophie bei Brant, wegen seiner einfachen Erscheinung, durchaus keine außergewöhnlichen geistigen Fähigkeiten vorauszusetzen vermochte. Noch dachte sie über diesen Umstand nach, als ein Hotelpage vor sie hintrat:

„Ihre Hochgeboren, die Frau Baronin läßt die Comtesse bitten, sich in das Zimmer Ihrer Hochgeboren der Frau Baronin zu bemühen.“

„Na, Meister Dreikäsehoch, ist deine Zunge dabei nicht erlahmt?“

„Nein, Comtesse.“

Der als Dreikäsehoch angesprochene Page wußte wohl, daß für ähnliche Sprach- und Geduldproben ein halbes Frankstück der Lohn zu sein pflegte.

Sophie eilte zum Lift. „Was wohl Gabriele fehlen mag? Sie versprach, mich in der Vorhalle abzuholen . . .“

Sie fand die Baronin unter Tränen. Diese erzählte Sophie gleich die traurige Geschichte mit Georg Brant und sprach ihr viel über Brants.

„Nie sah ich ein Menschenpaar, das sich so geliebt hatte, wie dieses.“

Sophie war gleichfalls verstimmt. „Glaubst du nicht, wir müßten uns seiner annehmen? Der arme Mensch leidet gewiß furchtbar.“

„Auch ich glaube es ... Ein braver Mensch, Franz hatte sie ebenfalls sehr geliebt ... Wir müssen ihn tatsächlich zerstreuen, wir haben ohnehin keinen Mann in unserer Gesellschaft. Ich bitte dich, Sophie, laß doch hinübertelephonieren, daß wir ihn abends gerne an unserem Tische sehen. Oder warte ... ich schreibe ihm einige Zeilen ... Sei so gut, frage nach, wo er wohnt?“

Sophie trat ans Telephon. „Hallo, verbinden Sie mich mit dem Auskunftsbureau“ ... „Hallo! Auskunftsbureau? Bitte, welches Zimmer hat Herr Georg Brant aus Berlin? ... Siebenundfünfzig? Danke.“

Die Frau Konsul lud Brant durch ein paar herzliche Zeilen an ihren Tisch.

Sie hatten geklingelt und sandten den Brief durch das Stubenmädchen nach Nummer Siebenundfünfzig.

Sophie erkundigte sich über Brant, über die Frau, und die Baronin antwortete ihr voller Teilnahme nach der Art gutherziger Frauen. Nach einer Weile klopfte es. Vor der Türe stand, die Mütze in der Hand, ein Hotelpage mit dem Briefchen: „Hochgeborene Frau Baronin, ich küss' die Hand, Monsieur aus Nummer Siebenundfünfzig ist nicht zu Hause, ich habe mich bei dem Portier erkundigt, hochgeborene Frau Baronin und erhielt den Bescheid, Monsieur hätte einen Ausflug in das Jungfrau-Gebirge unternommen. Ich warte auf die Befehle der hochgeb....“

„Wo hast du denn nur so deklamieren gelernt?“ fragte die Baronin.

„In der Akademie für Hotel-Angestellte, hochgeb ...“

„Na, 's ist gut. Laß den Brief da.“

Sophie war unverbesserlich; sie belohnte auch Dreikäsehoch II mit einem halben Frankstück für die rhetorische Leistung. Als sie allein blieben, bemächtigte sich der Baronin ein Gefühl der Enttäuschung. Sie wurde, gleich jeder impulsiven Frau, der ein Plan nicht gelingt, verstimmt ... „Schade —“

seufzte sie. Sophie unterhielt sich noch immer über die atemlos vorgetragene und wahrscheinlich vorher auf dem Korridor einstudierte Meldung des Pagen. Der Seufzer der Baronin erinnerte sie wieder an Brant. . . .

„Und jetzt wandert dieser Unglückliche einsam und allein und grübelt und quält sich zu Tode!“

„Warum erwähnte er mir vorher nicht, daß er abreisen will; das war unhöflich von ihm.“

„Wahrscheinlich flieht er gerade uns.“

„Ich glaube nicht. Brant wird von seinem Kummer gejagt . . .“

„Wenn sich nur in Scheidegg eine größere Gesellschaft zusammenfinden würde. Der ist imstande, allein die Höhen zu besteigen.“

„Ganz gewiß geht er allein... Na, bis zum Plateau ist es nicht gefährlich. Und weiter kennt er sich ohne Führer nicht aus.“

„Sophie, du hast den Blick dieses Menschen nicht gesehen. Der ist bis auf das Äußerste erbittert — ich weiß es; ich kannte ihn, als er noch ewig lächelnd, mit seiner süßen Frau in der Welt herumging.“

„Jetzt läßt sich nichts mehr tun. Der Zug ist vor einer guten halben Stunde abgegangen.“

„Er wird die Reise kaum ohne Unterbrechung machen können.“

„Gabriele, was denkst du . . . sollen wir ihm nach?“

„Jetzt abends können wir es nicht, aber morgen früh . . .“

„Bis dahin ist er aber schon hinauf.“

„Weißt du was? Wir telegraphieren nach Luzern.“

„Er wird uns aber nicht erwarten.“

„Wir müssen so telegraphieren, daß er nicht weiß, daß ich dahinterstecke.“

„Unter fremden Namen?“

„Nein, in deinen Namen. Das wird ihm ein Rätsel sein.“

„Gut. Was soll ich schreiben?“ Sophie nahm ein Depeschenformular aus der Schreibmappe. Die Baronin diktierte: „Schreibe: Ich habe wichtige Mitteilungen. Erwartet mich Station Luzern neun Uhr. Wolowszka.“ . . . Sophie

schrieb die Depesche und ließ sie sofort befördern. Dann kleideten sie sich um und gingen in den Speisesaal.

Als sie sich dem für sie reservierten Tische näherten, mußte Sophie die Baronin festhalten ... Am Tische saß ihr Mann, Baron Frankhausen, der einen Urlaub von zwei Wochen erhalten hatte und seiner Frau eine Überraschung bereiten wollte. Er war ihr nach Zürich nachgereist, kleidete sich nach seiner Ankunft um, ohne sie zu benachrichtigen und setzte sich an ihren Tisch.

Das Personal wußte von der Sache und die Kellner lauerten neugierig hinter den Glasscheiben.

Und das war just nicht der am wenigsten gelungene Männerstreich, in diesem Kriege.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In Luzern ging auf dem Perron ein Depeschenbote gravitätisch auf und ab. Der Zug mit seiner Doppellokomotive fuhr, zu beiden Seiten zischend, den müden Dampf ausstoßend, durch seine Schlote den braunen schweren Rauch speiend, mit dröhnendem Getöse in die Halle ein. Aus dem Hauptventil des Westing entwich mit einem schneidenden sss.sss... die verdichtete Luft, ein Murren des Bremsklotzes, ein ersterbender zischender Hauch ... der Zug hielt. Von den Treppen sprangen die Kondukteure hinab, Träger eilten zu den Ausgängen, durch die Fenster streckten winkende Passagiere die Köpfe. „Hallo! Träger! Mein Gepäck ... Dritter Abteil von rückwärts ... Ja dort ... zwei Koffer im Netz. Haben sie auch meinen Rock gefunden? ... Holen Sie unseren Rodelschlitten ... Pepi! Wo bist du, Pepi?! Na, schöne Geschichte: er hat die Retourkarte!“

Der Depeschenbote blieb stehen; mit der Depesche in der Hand harrte er der ersten dem Ausgang zustrebenden Passagiere. Er rief aus vollem Hals mit hoher Stimme: „Monsieur Georg Brant aus Zürich, Georg Brant ... Brant ... Zürich ...!“

Brant war noch im Wagen. Er hörte wohl seinen Namen, doch konnte er nicht aussteigen, weil vor ihm in der Türe eine beleibte Dame stand, mit ihrer Tochter, die eine buntfarbige Baumwolljacke trug ...

„Herr Georg Brant — Depesche!“ ...

Die Leute schauten sich neugierig um. Die Menschen interessieren sich immer, wenn man jemand mit lauter Stimme ruft. Wie mag wohl dieser Brant ausschauen?

Georg hatte sich endlich zwischen dem Busen der beleibten Dame und dem Türpfosten Durchlaß erzwungen. Die Frau stritt mit dem Träger. „Was, sieben Franken bis zum Hotel Splendide? In Berlin fährt einen das Auto für sieben Mark vom Zoo bis Rixdorf. Na — aber so was — sieben Franken ...“

„Herr Georg Brant ...“ rief der Depeschenbote. Georg drängte sich durch die Menge vor den Mann hin: „Hier bin ich. Georg Brant ...“ Der Mann maß ihn mit seinen Blicken. „Eine Depesche für Sie.“ Georg wollte sie nehmen, der Mann aber trat zurück:

„Sie müssen sich legitimieren, Reisepaß oder eine Legitimation mit Photographie.“

Brant hatte keinen Reisepaß bei sich, der lag im Hotel in der Lade seines Schreibtisches verschlossen.

„Ja, lieber Freund, den Reisepaß trage ich nicht bei mir.“

„Dann kann ich die Depesche nicht ausfolgen.“

„Das ist schlimm, sagen Sie, Alter, woher sie kommt, verraten Sie wenigstens das ...“

„Ich darf es nicht, bitte belieben Sie sich zum Vorstand zu bemühen.“

Brant konnte nicht begreifen, wer ihm etwas zu depeschieren hätte. Vielleicht von zu Hause, Schwentner oder Birkewitz ... Was sie nur von ihm haben wollten? Ah, wahrscheinlich wegen des Verkaufes seiner Sachen.

Der Depeschenbote meldete den Fall. Der Vorstand nahm die Depesche und forderte Brant zur Ausweisleistung auf. Brant konnte auch dem Beamten nicht mehr sagen, als vorhin dem Depeschenboten. Der Beamte fuhr fort:

„Aber, mein Herr, bei uns kann man nicht ohne Paß reisen. Ich werde an Ihr Hotel depeschieren müssen.“

Brant wurde nun die Geschichte zu dumm. „Ich bin weder auf das Telegramm, noch auf die ganze Zeremonie neugierig — ich hatte die Ehre“ ... Damit wandte er sich zum

Gehen. Der Beamte hielt ihn zurück. Er forderte ihn höflich, jedoch entschlossen auf: „Wollen Sie, mein Herr, vielleicht abwarten, bis auf unser Telegramm die Antwort eintrifft.“ Brant war gezwungen einzuwilligen. Er mußte im Zimmer des Stationsvorstandes Platz nehmen ...

Der Beamte ging hinaus, er fertigte den fälligen Zug ab und empfing die Ankommenden. Dann trat eine kleine Pause im Verkehr ein. Brant rauchte eine Zigarre und bot auch dem Beamten eine an. Sie ließen sich in ein Gespräch ein. Georg erzählte im Laufe des Gesprächs den Zweck seiner Reise. Der junge Beamte interessierte sich außerordentlich für die Kriegsereignisse und auch die Lügen der Auslandspresse kamen zur Sprache. Der Beamte wollte es kaum glauben, daß in Berlin noch keine Hungersnot eingetreten sei und die Leute statt Revolution zu machen, ihrem Geschäfte nachgingen. Der Beamte hatte im Laufe des Gesprächs immer mehr die Überzeugung gewonnen, daß Brant tatsächlich ein harmloser Tourist sei und durchaus nicht an die Erspähung der strategischen Geheimnisse des Alpenlandes denke. Er nahm plötzlich die Depesche und reichte sie Georg.

„Wollen Sie die Depesche sehen? Die Legitimation können wir ja auch dann abwarten.“

„Sie sind sehr liebenswürdig, mein Herr,“ erwiderte Georg und riß die Depesche auf. Es war das Telegramm der Sophie Wolowszka, das für Brant gar kein Interesse hatte. „Unverständlich ... ich sollte hier eine Bekannte erwarten, wahrscheinlich will sie sich mir beim Ausflug anschließen.“

„Na, sehen Sie, Sie können noch dankbar sein, daß wir Sie zurückbehalten ...“

„Im Gegenteil ... es fällt mir gar nicht ein, das Fräulein zu erwarten. Ich bin durchaus nicht in der Stimmung, um mich nach der Gesellschaft geschwätziger junger Damen zu sehnen. Vielleicht hätten Sie die Güte von mir eine Antwortdepesche aufzunehmen.“

„Bitte niederzuschreiben,“ erwiderte der Beamte und reichte Brant ein Depeschenformular. Brant teilte Sophie Wolowszka mit, daß ihn eine größere Gesellschaft erwarte, er

daher nicht auf der Station säumen könne. Ein Eisenbahndiener trug die Depesche in das Postamt und Brant nahm seinen Hut:

„Jetzt darf ich vielleicht gehen? . . .“

„Es tut mir aufrichtig leid, mein Herr, wir müssen jedoch die Antwort abwarten, da ich die Legitimation auf die Rückseite des Telegrammes vermerken muß.“

Brant ging ungeduldig im Zimmer auf und ab.

„Unerhörte Komödie,“ dachte er . . . „Aber, was zum Teufel mag der Baronin eingefallen sein? Was wollen die von mir, wie hatten sie es heraus, wohin ich fuhr? . . . Nein, fällt mir gar nicht ein, zu warten. Das auch noch: Ich suche mir Ruhe und da soll ich mein Gehirn mit Frauengeschwätz füllen . . . und wegen solcher Dummheiten kann ich stundenlang in diesem verfluchten Nest herumlungern. Wenn das nur schon erledigt wäre, sofort gehe ich durch in die Berge, aber sofort!“ —

Er mußte aber mehrere Stunden warten, ja, es stellte sich sogar heraus, daß er die ganze Nacht dort würde verbringen müssen, weil der Telegraph nur bis neun Uhr funktionierte. Es gab irgendeine Störung auf der Linie. Nun hatte sich Georg endlich seinem Schicksal ergeben und legte sich auf das Ledersofa hin. Er schlummerte so gut es ging, plauderte dann mit dem Beamten und dieser klärte ihn über die verwickelte Kunst seines Dienstes auf ... Dann schlief er wieder einige Stunden. So verging langsam, mit Unterbrechungen die Nacht . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Carlton-Restaurant des Züricher Hotels war beim Frankhausen-Tisch die Ruhe wieder hergestellt. Nach der ersten Überraschung kam die ununterbrochene Reihe der Fragen und Antworten. Die kleine Baronin war unendlich glücklich, daß sie so unverhofft ihren Mann wiedersehen konnte und nahm sich hundertmal vor, ihn nicht mehr von sich zu lassen. Mit Überzeugung erklärte sie auf alle Einwendungen ihres Mannes: „Es ist gänzlich ausgeschlossen, daß du zurückgehst — das ist vollkommen ausgeschlossen!“ Frankhausen konnte nicht anders, als mit vollen Zügen sein Glück zu ge-

nießen, diesem süßen, kleinen Geschöpf zu lauschen, auf eine Unmenge Nichtigkeiten zu antworten, über die Kriegsereignisse zu berichten, glückliche verheißende Stunden des Wiedersehens zu versprechen, diese Stunden in der intimen bezaubernden Atmosphäre des Schlafzimmers ohne Zaudern zu genießen und in den Träumereien, in dem gigantischen Finale der Liebe die ganze Welt, ihre teuflische Gärung zu vergessen. Die Stunde des Abschieds schlägt ja ohnehin ... ungerufen und niemals zu spät. Da gilt es eilen! Die Stunden, Minuten, Augenblicke ausnützen.

Gegen Mitternacht kam auch Brant zur Sprache. Die Baronin erzählte von der seltsamen Begegnung und berichtete ihrem Manne auch über die Trauer Brants. Auch den Baron hatte die Tragödie der jungen Frau erschüttert und er bedauerte, Brant nicht persönlich sein Beileid ausdrücken zu können. Sophie unterbrach ihn:

„Morgen können Sie es tun, Baron. Wir beschlossen, morgen Brant nachzufahren und von Luzern gehen wir gemeinsam auf das Jungfraujoch. Dort wartet Brant auf uns — wir depeschierten ihm."

Die Baronin rief erschrocken: „Mein Gott, das habe ich ganz vergessen. Richtig, der arme Mensch wartet auf uns und jetzt habe ich doch so wenig Lust zum Bergsteigen ... Nun sind wir glücklich und dieser traurige Mensch könnte uns die Lust verderben ... Sage mal, Sophie, könnte man nicht abtelegraphieren?"

„Ich denke, es wird schwerlich gehen. Außerdem wäre es mir sehr unangenehm, euren Freund aufsitzen zu lassen. Ich bin in Verbindlichkeit, weil ich ihm telegraphiert habe."

„Ach, meine Liebe, du hast keinen Sinn für uns. Schau uns doch an ... hättest du das Herz uns hinauszujagen? ... in diese Kälte ... zu diesem traurigen Menschen?! Es ist ja wahr, es ist eine Menschenpflicht Leidende zu trösten, die gleiche Menschenpflicht ist aber auch von seiten Brants: uns nicht zu verübeln, wenn wir jetzt nicht gehen können ... Nicht wahr, Franz? Es ist entsetzlich, jetzt an Kummer zu denken. Liebe Sophie, auch du würdest einmal so denken ..."

Sophie Wolowszka schüttelte verstimmt das Haupt: „Niemals. Es gibt keinerlei Variationen der Nächstenliebe, der zuliebe ich mein Wort brechen würde.“

Der Konsul war so glücklich, daß ihm die ganze Frage belanglos erschien. „Aber, meine Damen, — wenn wir nicht dort sind, wird Brant nicht warten ... Warten Sie nur, Sophie! Ich habe eine Idee: gehen Sie allein ... wir sind, ich glaube, ohnehin überflüssig mit Rücksicht auf die Variation der Nächstenliebe ...“

Der Baron und die Baronin lachten, Sophie jedoch zog die Augenbrauen zusammen. In dem Moment, in welchem sich ihr jemand in ihrer ernsten Stimmung neckend näherte, wurde sie außerordentlich hartnäckig. Jetzt war ihr Plan schon fertig und keine Einwendungen konnten ihn beeinflussen. Das gegebene Wort, der Entschluß hatten dieses ganz selbständig handelnde Wesen felsenfest, unumstößlich beherrscht. Die augenblickliche Verstimmung, die die Gefährdung des gegebenen Wortes in ihr hervorgerufen, die Ungewißheit, wie ihr Selbstbewußtsein aus diesem Dilemma hervorgeht — waren verschwunden. Da ist die Lösung! ... Lächelnd blickte sie dem Baron in die Augen:

„Der Gedanke ist gut! Ich fahre allein ...“

„Wird dieser Ausflug nicht gefährlich werden, Sophie?“ neckte sie die Baronin.

„Für mich nicht, dazu ist der Mensch zu traurig.“

„Das bedeutet, daß eher uns Gefahr droht ... mit Rücksicht darauf, daß dieser Mensch wieder zu lustig ist,“ sagte der Baron auf sich zeigend und seiner Frau zublinzelnd. Die Baronin errötete. Sie bemühte sich das Gespräch in die frühere Bahn zurückzulenken. Sie blickte ihre Freundin schelmisch an:

„Aber Sophie, was wird, wenn du deinen Patienten mit Erfolg tröstest?“

„Dazu bin ich wieder zu langweilig.“

„Ach, ihr armen Bergriesen,“ spottete der Baron ... „ich beneide euch nicht um das akademische Herumphilosophieren, das Sie beide dort oben treiben werden, wie ich Brant kenne.“

„Auch dann wird höchstens Schopenhauer sich im Grabe umdrehen,“ erwiderte Sophie ironisch.

„Oder vielleicht Plato — man kann nicht wissen,“ gab die Baronin lachend zurück.

Mit humorvoller Ruhe und Kühnheit antwortete Sophie: „Ich glaube, Plato wird eher von euren da capo Honigwochen näher berührt ...“

Der Baron eilte seiner Frau zu Hilfe: „O, wir werden währenddessen über die Philosophie des Krieges nachsinnen...“

Sophie lachte: „Dann mag Plato ruhig schlafen, nicht wahr, Gabriele — ihr werdet seiner bei eurem Nachsinnen kaum bedürfen ...“

„Sophie, wir strecken die Waffen. Dich kann man nicht hänseln ... Wir sind beruhigt, für dich ist dieser weltfremde Ingenieur nicht gefährlich ...“

Die Gäste verließen nach und nach das Restaurant und Frankhausens gingen gleichfalls in die Vorhalle. Sophie wollte sich erkundigen, wann der erste Frühzug fährt. Der Portier gab Bescheid und da er wußte, daß Sophie Brant zu treffen wünsche, erzählte er, Brant scheine Unannehmlichkeiten zu haben, denn der Luzerner Stationsvorstand habe sich telegraphisch nach seinen Legitimationsdokumenten erkundigt. Zugleich zeigte er Brants telegraphische Vollmacht, seinen Schreibtisch zu öffnen und die Nummer seines Reisepasses telegraphisch mitzuteilen.

Sophie nahm die Depesche: „Haben Sie schon die Dokumente?“

„Jawohl, soeben wollten wir depeschieren, heute nimmt man jedoch kein Telegramm mehr an.“

„Schicken Sie die Dokumente auf mein Zimmer. Ich werde sie morgen selbst nach Luzern bringen.“

Als der Baron im Appartement mit seiner Frau allein war und hinter geschlossenen Türen ihren Nacken, ihre Lippen mit Küssen bedeckte, befreite sie ihr Köpfchen aus der Umarmung ihres Mannes und sagte mit schelmischem Zwinkern zu ihrem Gatten: „Du, Franz, diese Sophie ist bis über die Ohren in Brant verliebt.“ Der Konsul machte sich daran, die

Lippen des Frauchens von neuem mit einem Kußregen zu überschütten.

„Natürlich."

Und dann ward Stille ... Über der ganzen schlafenden Stadt.

Mittwoch früh gegen halb zehn Uhr rollte der Züricher Zug in die Luzerner Bahnhofshalle. Aus einem Abteil erster Klasse sprang Sophie. Frisch und schön eilte sie in das Telegraphenamt, um sich über Brants Schicksal zu erkundigen. Man wies sie zum Stationsvorstand, wo sie Brant auf dem großen Ledersofa liegend, mit einer Zigarette im Mund antraf.

Brant war so überrascht, daß er sogar aufzustehen vergaß. Sophie schälte sich aus ihrer Pelzjacke heraus und nahm aus ihrer Handtasche die Dokumente Brants hervor:

„Bitte, ich brachte sie selbst."

„Sie haben mir soviel Unannehmlichkeiten bereitet, sehr geehrtes Fräulein Wolowszka, daß Sie es gar nicht verdienen, daß ich aufstehe."

„Sagen Sie nur ganz aufrichtig, daß Sie schläfrig und müde sind. Das verstehe ich. Sie aber, mein lieber Herr, sind so leichtsinnig, daß Sie meine Verzeihung für Ihre Unhöflichkeit wirklich nicht verdienen ..."

Brant stand schon aufrecht.

„Wie kann man ohne Paß herumreisen," setzte Sophie vorwurfsvoll hinzu, „es ist doch Krieg."

„Just vor dem Kriege fliehe ich ja!"

„Wohin?"

„In die Berge."

„Haben Sie mein Telegramm erhalten?"

„Das zwang mich ja hier zu bleiben."

Sophie fiel erst jetzt wieder die Geschichte ein. Sie war merkwürdigerweise zerstreut, sie wußte selber nicht, wie das kam. War es Freude oder Nervosität? Immer mehr mußte sie zugeben, es war Freude: über das Wiedersehen mit Brant.

Das Legitimationsverfahren hatten sie bald hinter sich,

mit der Komplikation allerdings, daß nunmehr auch Sophie ihren Paß und ihre Empfehlungsschreiben vorweisen mußte.

Und alles das einer Depesche wegen. Mittags reisten sie weiter nach Interlaken. Nun war wieder Brant außerordentlich zerstreut. Er fragte nicht einmal, weshalb Sophie mit ihm fahre.

In Interlaken fanden sie eine größere Gesellschaft, die noch nachmittags einen Ausflug auf den Gipfel machen wollte. Auf der elektrischen Bergbahn herrschte reges Leben. Es wurde Französisch, Englisch, Deutsch gesprochen. Das gewohnte Thema: Die Alpen, Wintersport, Toiletten ... Alles andere, nur der Krieg nicht. Wo war der, weit von da und tief unter ihnen. Mit jeder Minute stiegen sie höher, mit tausend, zweitausend, dreitausend Meter über den Menschenleben vernichtenden Hexentanz ...

Die Nerven Brants beruhigten sich. Sein Blick verlor sich in dem unter ihnen lagernden Nebelmeer. Die scharfe reine Luft drang durch die Fensterrahmen und die fester zusammengezogenen Pelzjacken verkündeten, daß sie im Reiche der Alpen emporDrangen. Sophie legte ihre Hand auf den Arm Brants:

„Worüber denken Sie nach?"

„Weshalb Sie mit mir kommen."

„Zürnen Sie mir?"

„Nein, nur finde ich es unbegreiflich."

„Sehr einfach. Meine Freundin hat mir viel über Sie gesprochen und ich interessiere mich für Sie."

„Neugierde also ..."

„Mich interessiert nur Ihr Schicksal, nicht Ihre Person. Das kann nicht Neugierde sein."

„Sie haben Mitleid mit mir ..."

„Ja, mit jenen, die der Krieg heimgesucht."

„Nicht mit dem Menschen?"

„Nein, Sie können ruhig sein."

„Wie können Sie sich nur ohne Begleitung anschließen? Ich bin Ihnen ja fremd."

„Aber mir selbst bin ich nicht fremd. Und überdies habe ich mein ganzes Leben lang allein gelebt."

„Wo?"

„In der Welt."

„In welchem Lande?"

„Ich kenne kein Land . . . bloß Menschen und die Welt."

„Kosmopolitin?"

„Nein — ich bin ein Mensch; ich fühle und klassifiziere nicht ..."

„Auch zwischen den Geschlechtern kennen Sie keinen Unterschied?"

„Einen anatomischen, aber keinen seelischen."

„Woher die Anatomie?"

„Ich bin Arzt."

Nun sah sich Brant das ihm gegenübersitzende, einfach gekleidete, schöne, schwarze Mädchen besser an.

„Nun warum behaupten Sie, es gebe keinen seelischen Unterschied?"

„Weil ich nur Enttäuschungen erlebt habe, solange ich glaubte, daß die Seelen Sklaven der biologischen Klassifikation seien."

„Ehe Sie Ihre Studien begannen, waren Sie verliebt, daher die Enttäuschungen — und erst dann flüchteten Sie, das Seziermesser in der Hand, zum Studium des Menschen."

„Sie irren . . . ich war niemals verliebt; das Seziermesser nahm ich mit reinem, ruhigem Herzen."

„Praktizieren Sie?"

„Nein; ich wollte ärztliches Wissen haben, um die Welt kennen zu lernen. Mich reizt die menschliche Seele, denn sie führt uns in die lebendige Welt zurück. Der Mensch, der die Seele kennen gelernt hat, sieht, daß die Welt keine Rätsel bietet. Das Seziermesser öffnet uns einen großartigen Weg in die Finsternis und führt . . ."

„Zu den sozialen Fragen."

„Woher wissen Sie das?"

„Wenn wir oben aussteigen, werde ich es Ihnen sagen."

„Begreifen Sie nun, weshalb ich mich Ihnen allein als Begleiter anbot?"

„Ja . . . Und nun danke ich Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit, Gräfin."

„Für Menschen, die mich verstehen, bin ich: Schwester Sophie."

„Warum ließen Sie denn die Grafenkrone in Ihr Taschentuch sticken und warum lassen Sie in Ihren Reisepaß aristokratische Titel eintragen?"

„Weil jene, die mich im Leben umgeben, mich nicht verstehen. Diesen bin ich nicht: Schwester."

„Sie haben recht, Gräfin." Georg küßte dem Mädchen die Hand. Später erklärte er auf ihre Frage, daß er ihren Reisepaß in Luzern gesehen und dort ihren wahren Namen gelesen habe.

„Weshalb sprachen Sie dann nicht schon früher? Kam Ihnen mein Entschluß nicht sonderbar vor . . . mein Telegramm?"

„Ich dachte: Weiberlaune. Die Damen der Aristokratie sind unberechenbar."

„Das ist beleidigend."

„Das ist nicht meine Absicht."

„Dann ist es geschmacklos."

„Nur von meinem Standpunkt aus gesehen, in den Sie mich versetzten."

„Und dieser Standpunkt ist?"

„Daß ich Ihnen, was Sie allerdings nicht wissen können, Bruder Georg bin."

„Ah, jetzt verstehe ich ... also Bruder — sagen Sie: seit wann?"

„Von dem Augenblicke an, als ich Ihnen die Botschaft der Baronin nicht übermittelt hatte."

„Rechneten Sie darauf, ich würde Sie suchen?"

„Wenn Sie das glauben, dann sind Sie vor sich selbst Gräfin."

Darauf drückte Sophie ihm die Hand, und das genügte, um Georg plötzlich verstummen zu machen, denn schon legte er sich die Frage vor: wie konnte es geschehen, daß dieses fremde Geschöpf ihm sein inneres, gut verborgenes, erfrorenes, starres Ich so gänzlich hervorzulocken wußte. „Sollte diese kalte Starre schmelzen? . . ." Unmöglich, der Barometer zeigt je 15 Grad unter dem Gefrierpunkt.

Sie waren an der Endstation. An der höchstgelegenen Eisenbahnstation Europas. Sie mußten aussteigen.

Die Touristen schauten sich um und eine Gruppe ging in die Touristenhütte. Der größte Teil bestand zumeist aus Engländern; diese begnügten sich damit, daß die Eisenbahn sie zwischen die Wolken heraufgebracht hatte und nun füllten sie die fünfundzwanzig Minuten bis zur Rückfahrt des letzten Zuges mit dem Schreiben von Ansichtskarten aus.

Die Sicherheit des Mädchens erfüllte Brant mit Bewunderung. Sollte dieses Geschöpf tatsächlich bloß Seele haben? Ist sie tatsächlich über die Launen des Körpers erhaben? Kümmert sie sich tatsächlich nicht um die anmaßenden Gesetze der von den Menschen erbauten Gesellschaft? Er war neugierig, ob Sophie die Nacht hier verbringen wolle.

„Hätten Sie nicht Lust, ein wenig Umschau zu halten?“

„Mit Freude.“

Sie schritten links vom Bahnhof auf dem zum Aussichtsquader führenden Weg.

„Was beabsichtigen Sie zu tun, wollen Sie hier bleiben in der Touristenhütte?“

„Glauben Sie, ich pflege mir Pläne zu machen? Ich kenne bloß Handlungen — ich lasse mich von augenblicklichen Eindrücken beherrschen!“

„Haben diese momentanen Entschlüsse nicht mitunter Überraschungen gebracht, Gräfin?“

„Der Gräfin ja, dem Menschen nicht.“

„Warum nicht dem Menschen?“

„Weil mich meine menschliche Nüchternheit beruhigt: geschieht doch im Leben nichts so, wie wir es uns ausdenken; diese momentanen Entschlüsse ergeben nie das, was die Voraussicht gebieten würde.“

„Sie sinnen viel nach, vielleicht noch mehr als ich . . .“

„Viel mehr!“

„Und doch wurden Sie nicht von so viel Schicksalschlägen heimgesucht, als ich. Sicherlich haben sie nicht das Recht, sich soviel um Sein und Vergänglichkeit, um Sehnsucht und Ent-

täuschung, um das Wogen der ganzen geheimnisvollen Hetzjagd, die man Leben nennt, zu kümmern."

Sophie blieb stehen und blickte Georg unverwandt in die Augen.

„Sie sagten, ich hätte nicht das Recht mich um die Geheimnisse des Lebens zu kümmern? Sie sagten, ich hätte nicht so viel Recht als Sie? . . . Lieber Freund! Sie sind ein sehr eingebildeter Mensch!!"

„Weshalb?"

„Weil die Art, wie Sie mein Recht bezweifelten, mich um das menschliche Schicksal zu kümmern, vermuten läßt, daß Sie dazu mehr Recht hätten. Ist das nicht eingebildet? Sie sind fest davon überzeugt, daß Sie recht haben, ich aber lasse mich nicht durch Phrasen blenden; ich frage: weshalb?" . . .

„Wie können Sie so etwas fragen, Gräfin, Sie kennen ja meinen Leidensweg."

„Just, weil ich ihn kenne, gerade weil ich hierher kam, beweist, daß ich mehr Anrecht habe, das Leben zu erforschen. Betrachten Sie es nicht als Herzlosigkeit, wenn ich jetzt von Ihrem Leidensweg reden muß: anders verstehen Sie mich jedoch nicht und ohne verstanden zu sein, kann ich Ihnen nicht ins Gesicht sagen, daß ich Sie auch für egoistisch, für grenzenlos egoistisch und für kleinlich halte! — Was ist Ihre Tragödie? Sie liebten, mit menschlicher, wahrer, glühender Liebe ein Weib, das Sie zu Ihrer Gattin machten, mit dem Sie die bis in das Undenkbare gesteigerte Glückseligkeit des Lebens kennen lernten, sagen wir die bis zur Krankheit gesteigerte körperliche und seelische Betäubung. Die arme, unglückliche Frau starb . . . Sie blieben allein. Wissen Sie, wer in dieser Tragödie unglücklicher war? Die Frau; weil die Frau keinen anderen Beruf hat, als glücklich zu sein. Und diesen Beruf kann sie nunmehr nicht erfüllen . . . Dieser Schlag hat Sie infolge Ihrer grenzenlosen Empfindsamkeit ebenso betäubt wie Ihr Glück. Ihre empfindsame Seele hat Ihr Glück bis in das Verhängnisvolle gesteigert, ebenso wie jetzt Ihren Kummer. Aber immer nur Sie . . . und Sie sind damals ebenso in Ihrem Glück aufgegangen, wie Sie sich jetzt in

Ihrem Kummer vertiefen. Immer nur Sie und wieder Sie, immer nur Ihr persönlichster Seelenzustand ... In Ihrem Innern wiederholen Sie unaufhörlich: welch furchtbarer Schlag hat mich getroffen, welch Kummer reibt meinen Körper auf, quält meine Seele. Die Welt ist für Sie gestorben, Sie haben sich vor ihr hermetisch verschlossen. Ist das nicht Selbstsucht?"

„Der Mensch kann die Wendungen im Geschicke eines anderen begreifen, doch nimmer wird er mit ihm verklärt werden, oder mit ihm in den Staub fallen."

„Und das Geschick der Menschheit, Brant?"

„Die Menschheit? Die mordet sich jetzt."

„Die Menschheit nicht, nur die Menschen morden einander und wenn Sie sich nicht über die Menschheit erhaben fühlen, dann müssen Sie Ihre Zugehörigkeit zu den Menschen fühlen."

„Sie meinen das Vaterland? Dem gab ich schon genug. Dem opferte ich schon Gesundheit und Glück."

„Ungerechte Anklage. Das Schicksal hat Sie Ihres Glükkes beraubt. Dem Vaterlande aber haben Sie noch nicht alles geopfert. Auch Ihre Gesundheit nicht, weil Sie noch leben — das sage ich als Arzt. Dem Vaterlande muß man auch das Leben opfern — das sage ich als Mensch."

„Man hat mich fortgeschickt."

„Weil Sie sich fortschicken ließen, weil Sie Ihre moralische Sicherheit verloren haben im Zusammenbruch Ihres Glückes. Brant ... wenn die heutige Weltordnung es mit sich brächte, daß Sie mit Ihrer Frau in einer Reihe hätten kämpfen dürfen, wenn Sie die Entbehrungen mit ihr hätten teilen können — Sie wären heute ein gesunder, starker, gestählter, tapferer Soldat Ihres Landes; aber weil das nicht möglich war — sind Sie gefallen. Und jetzt wandern Sie mit einem gemeinen Entschluß durch die Welt."

„Sprechen Sie mit mir als Arzt so rücksichtslos?"

„Ja, als radikal heilender Arzt. Sie machten sich glauben, der Mensch habe für das verlorene Glück mit dem Leben zuzahlen. Ja, der Kleinmütige, der eigennützige, der feige Mensch ..."

Brant stand am Rande des Plateaus. Er schloß die Augen und wankte einen Schritt gegen den bodenlosen Abgrund. Sophie faßte mit starker Hand seinen Arm.

„Nur der gewissenlose Schuldner geht ohne zu zahlen von dannen. Kommen Sie von da auf den Weg!" Sie zog ihn gewaltsam auf den Pfad zurück.

„Verzeihen Sie — ein Schwindel hat mich erfaßt . . ."

„Ein rechter Mann, einer von meinem Volke, trotzt den Schicksalschlägen. Sehen Sie dieses gräßliche Durcheinander unter uns. Verwandte, Brüder stehen in mörderischem Feuer einander gegenüber. Zu Tausenden morden sie einander! Sehen Sie, die Menschheit bedarf eines jeden Menschen . . ."

„Und das sagen Sie hier? Jetzt? Ringsherum ein weltgigantischer, furchtbarer Felsen, Steinblöcke, gegen den Himmel ragende stumme Riesen. Sagen Sie, empfinden Sie hier nicht das unendlich Lächerliche des ganzen Menschseins? Es ist das Zirpen der Grillen — der Tumult der Ameisen. Der ganze Krieg!! Unerhört! Die Menschen, die Parasiten der Natur — schauen Sie — der riesigen, gigantischen Natur, äffen den Donner, den Blitz, die Sintflut, das Erdbeben nach und brechen, zerreißen, zerstampfen, zermalmen einander. Ist das nicht eine unerhörte Anmaßung? Nicht furchtbar lächerlich? Die Schacherer der Natur, die Erde, Wasser und Luft zerschneiden, fruchtbar machen, kochen lassen, verdichten zu ihrer Bequemlichkeit, für ihren Bedarf und nicht merken, wie sehr sie die Geduld der Natur mißbrauchen. Ist das nicht eine erstaunliche Blindheit?! Und nun soll ich zurück unter die Schacherer? Fällt Ihnen da all dies nicht ein? . . . Sehen Sie hier diese riesige Felsmasse — sehen Sie: wir, die Menschen, die höchsten Wesen, stehen hier auf dem Gipfel und schauen Sie ein paar Meter tiefer: sie gleichen Ameisen; und die dort unten am Fuße des Gebirges stehen, die sehen uns da oben garnicht. Und nun stellen Sie sich vor, daß diese, die nur einer dem anderen so riesenhaft erscheinen, die behaupten allen Ernstes und brüllten es mit ihren Erzschlünden in die Luft hinaus: jetzt wird Geschichte gemacht! hahaha . . . könnte das Donnern selbst des größten Mörsers den Donner hier in

der weiten Natur übertönen ...? Hahaha — Krieg? Hierher muß man kommen — in die Alpen, um das Lächerliche der menschlichen Größe kennen zu lernen!!"

Brant hielt den Hut in der Hand, sein Haar flatterte im Winde und er atmete mit voller Lunge die scharfe, kristallreine Luft ein. Gräfin Wolowszka stand mit weitgeöffneten Augen neben ihm. Ihre dunklen, großen Augen erstrahlten in sonderbarem Glanze.

Die beiden Menschen standen in der Winterdämmerung auf dem flachen Plateau, zwei Granitsilhouetten gleich, sich scharf von den jungfräulich weißen Schneefeldern abhebend. Gedehnt sprach die Frau:

„Ich fühle hier nicht das, Brant, was Sie ... Die sich im Himmel verlierenden Felsenriesen erteilen mir eine andere Lehre. Hier oben an der Grenze des Unendlichen fühle ich, daß ich Gott nahe bin — über den Menschen. Ich sehe das Getümmel der Millionen Atome, ich sehe das Blitzen der Kanonen, ich höre den Donner, den letzten Seufzer der Sterbenden, das Wehklagen der Krüppel, der Verwundeten, ich fühle das Gräßliche, die Verzweiflung — selbst den Krieg. Diese stummen, tauben Steinriesen aber vermitteln mir die gebietende Stimme des Schöpfers: Das ist nicht das lächerliche Durcheinander von Parasiten — das ist ein erschütterndes Ringen der Menschheit. Ich bin kein Gott, der die gierige Undankbarkeit der Atome, ihre voreingenommene Wichtigtuerei bemerkt, ich bin ein Diener der Natur, der Körper von demselben Körper, Seele von derselben Seele ist, wie diese verblendeten Parasiten. Mich lehrt dieses unendliche Schneefeld und das unter uns stauende Wolkenreich: erhebe dich über alles! Nicht fragen beim Rauchqualm der Kanonen: weshalb? nur sehen und fühlen: wie. Nicht forschen: was ist der Grund, nur sehen: das ist Vergänglichkeit. Diese Felsen zeigen mir, daß die Höhen selbst das Vergängliche niederringen. Nicht den Menschen, der Menschheit muß man dienen, Brant ... hat das Schicksal im Kampfe der Atome Ihnen den Arm gelähmt, hören Sie auf das mahnende Wort der Natur und dienen Sie der Menschheit!"

„Ich, Georg Brant und weiter nichts, soll mich in den Dienst der Menschheit stellen?“

„Die Menschheit hat bloß Ideale, diesen aber kann man nur durch Taten dienen. Zur Tat braucht man aber keinen Namen: nur Verstand, Kraft und Tapferkeit.“

„Und das alles soll ich besitzen?“

„Forschen Sie, jetzt können Sie es leichter finden. Sie haben sich von der Welt abgeschlossen, nun kann Sie nichts im Forschen stören: weder Sorge, noch Liebe, weder Verpflichtungen noch Gewohnheiten.“

„Und was soll das Ideal sein?“

„Sie schlagen also ein?“ rief Sophie jauchzend. „Auf nichts Rücksicht nehmen, sich nicht kümmern, um Menschen, Vorurteile, die Heiligkeit des Thrones . . .“

Brant erfaßte erschrocken Sophiens Hand. Er trat vor sie hin und sah ihr tief in die Augen:

„Gräfin Wolowszka — Sie sind eine russische Nihilistin!

Das Weib hielt seinem Blicke tapfer stand:

Ja. Mein Nihilismus richtet sich jedoch nicht gegen die Einheit der Gesellschaft. Mein Dogma ist: Alles menschliche Elend auszulöschen, den Krieg auszurotten! Die Hälfte meiner zwölf Millionen Rubel habe ich schon im Dienste des Ideals geopfert. Es war dazu gut, mit meinem Nihilismus viele, fast alle in den Nihilismus der Ehre zurückzuführen. Mit meinen Millionen nahm auch die Zahl meiner Anhänger ab. Der Unterschied war nur der, daß die Millionen es mit meinen Anhängern hielten. In unserem Lande könnte ich nichts erreichen, weil die leitenden Männer in Friedenszeiten davon leben, daß kein Krieg ist, in Kriegszeiten aber davon, daß Krieg ist . . . Inzwischen brach der Krieg aus . . . der geschworene Feind meines Ideals schlug sein wutschnaubendes Haupt auf . . . ich muß mich beeilen, sonst gibt es für viele Jahrzehnte nur Not und Trauer . . .“

„Sie sind schon da . . .“

„Noch ist es nicht zu spät. Seit Wochen irre ich umher, ich weiß nicht, wo das Ziel erfassen. Als Sie mir in den Weg kamen, wurde in mir eine Ahnung wach, ich muß Ihre Hilfe

gewinnen. Einen Menschen, dessen Verstand nicht von seinem Herz gefesselt ist. Und jetzt, als ich Sie da sah und sprechen hörte, hatte ich das Mittel zu meinem Ziele . . .“

„Was ist Ihr Ziel?“

„Der Weltfriede.“

„Und das Mittel?“

„Den Krieg unmöglich machen!“

Von der Station her ertönte Glockengeläute. In wenigen Minuten geht der letzte Zug talwärts ab. Brant eilte auf dem glänzend weißen Pfade voraus. Gräfin Wolowszka folgte ihm langsam nach. Sie wollte da bleiben. Weshalb? . . . sie wußte es nicht.

Brant wandte sich um und bat sie, zu eilen . . .

Sieben Minuten später waren sie unterwegs nach dem Tal.

Noch in derselben Nacht traf er mit Sophie wieder in Luzern ein; von dort reisten sie nach dreistündigem Warten weiter und langten um zehn Uhr morgens in Zürich an. Auf der ganzen Fahrt hatten sie kaum einige Worte gewechselt. Das Denken der Gräfin war von einem einzigen Jauchzen erfüllt: „Er ist es!“

Brant kämpfte mit einer furchtbaren Erregung. „Was tun? Wo beginnen? . . .“

Wußte denn jemand, wo es zu fassen sei?

Den Krieg unmöglich machen!! . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

II.

Brant war wieder allein in seinem Heim, in Halle. Er saß vor seinem Schreibtisch. Er stützte sich mit dem Ellbogen auf den Tisch und barg die hämmernde Stirn in die Hände. Fast zwei Wochen waren seit der Begegnung mit der Gräfin Wolowszka verflossen. Damals ließ er sofort packen und verließ Zürich, ohne Abschied zu nehmen. Vor Monaten hatte ihn ein unmenschlicher Kummer aus seinem Heime in die Alpen gejagt, jetzt brachte ihn die große, mächtige Aufgabe wieder zurück und nagte an ihm gebieterisch von dem Augen-

blicke an, in welchem zum ersten Male die große Frage durch seinen Kopf stürmte: was ist zu tun, womit beginnen?!

Er fand keine Ruhe, weder bei Tag noch Nacht, und hätte nicht ein inneres Fieber die Seele durchglüht, sein Körper hätte schon längst versagt. Sein Blick war in die Zukunft gerichtet — er sah das Gegenwärtige nicht; die Umgebung, die Erinnerung beklemmten nicht seine Brust — er durfte friedlich in seinem stillen kleinen Neste sitzen, in dem jedes Stückchen an Helene erinnerte. Die mächtige, angestrengte Arbeit seines Kopfes überflutete alles um ihn mit solch blendendem Licht, daß er nichts von der ihn umgebenden marternden Trauer sah, nur den Kometen, der vor seiner Seele dahinzog, in die weite Zukunft; der zog und lockte ihn nach sich. Er hörte nichts von dem Sausen des Lebens ... von dem besorgten Geflüster um sich: was wird aus uns? Ihn erreichte nicht das Schreckensgerücht: „Der Feind drängte unsere Armeen zurück ..." „Er steht schon an der Grenze ..." „Unser Widerstand wird schon schwächer ..." „Unsere Waffenbrüder sind schon erschöpft..." Er hörte nicht das Zähneklappern aus Furcht vor der Zukunft. Auch nicht die der Entmutigung entsprungene Frage: „Was planen unsere Nachbarn?" Er hörte nicht das geheimnisvolle Waffengerassel aus dem Süden, jenseits der Grenzen. Nur der Ruf Sophies klang in ihm: „Da muß man handeln, für die Menschheit! Den Krieg unmöglich machen!"

Tausend und abertausend Pläne schwirrten ihm durch den Kopf; Nachforschungen hin und her, Fragen, Antworten jagten einander. Jede Faser seines Gehirns war bis zum Wahnsinn gespannt, bis zum Platzen jede einzelne Nervenfaser ... Einmal jedoch wurde Georg an seinem Schreibtische vom Schlaf übermannt ... ein kurzer, trügerischer Traum, mehr ein Abirren seines Bewußtseins von seinem Willen. Sein Kopf glitt tiefer und tiefer, seine Arme lagen ausgestreckt auf dem Tische. Nur das Ticken der alten treuen Uhr ließ sich im Zimmer hören ...

Die große Stille schreckte ihn aus dem Schlafe. Einen Augenblick lang wußte Georg nicht, wo er sei. Daheim? Ja, daheim! Der neubeginnende, kräftigere Kreislauf des Blutes

setzte in seinem Gehirn noch nicht ein, die Zellen hatten nur das Bild erfaßt — das von bitteren Erinnerungen schwangere Bild des Seins: die alten Möbelstücke, die an den Wänden hängenden Gemälde stießen ihn für einen Augenblick in längst vergangene Zeiten zurück, als noch die Stimme Helenens durch die Zimmer klang.

Sinnestäuschung!!! ... Stille, tiefe Stille rings herum. Das Gefühl der Verlassenheit kam plötzlich über ihn, die Erinnerung an seine Trauer fesselte ihn, der Kummer lähmte in ihm jede Regung der Arbeit, zu jedem neuen Ziel, zu jedem Ideal ... Dahin waren die Pläne — die Herolde der göttlichen Sendung! Die grausamen Knappen des Schicksals jagten sie davon und ließen ihn die wenigen Tage vergessen, an denen er seiner Trauer untreu gewesen ...

Brant verlor seine Willenskraft ... Er erwachte vielmehr vielleicht aus der Betäubung, der Narkose und fühlte von neuem die Wunde in seinem Herzen brennen. Noch stärker. Er sprang auf und stand gebrochen vor den Gartenfenstern. Die weiße Schneedecke brachte ihm die mit Schnee bedeckten Steinriesen in die Erinnerung zurück. „Der Mensch ist unten, er kann nur von unten zu euch emporklettern, immer von unten hinaufschauen ... Auf euren Gipfeln dürfen wir nur vor uns hinschaun ... der hinabblickt wird mit Schwindel bestraft ... Mensch! Dein Platz ist da unten in der Tiefe und wenn du auch für Augenblicke emporstrebst, ziehen dich die schweren Ketten des Seins wieder zurück ... die Schranken der Überlegung, des Wissens, die Rätsel des Herzens ...“ Er blickte im Zimmer umher. „Fürchtet nichts, ich bleibe unter euch.“

Wie froh war er, daß Otto Birkewitz, seine Freude, sein Heim nicht verkauft hatte. Die alten trauten Möbel ...

Wieder ging eine Woche dahin. Der Krieg hatte die Gemüter abgestumpft. Gar keine neue Nachricht. Die Ungewißheit war auf Wochen, Monate hinausgeschoben. Die Heere standen einander gegenüber und langsam drückte das schreckliche Bewußtsein auf das Deutschtum nieder, daß der Tanz auf Leben und Tod gehe. Die heuchlerischen Krämer des Inselreiches wollten einen niederträchtigen Plan ausführen.

Das unmenschliche Gemetzel des barbarischen Mittelalters stand nicht auf einer solch niedrigen Stufe höllischer Gefühllosigkeit, als das feige Intrigenspiel jener Nation, die sich mit kaltblütiger Heuchelei das Land der guten Sitten nannte. Das Deutschtum aushungern lassen! Wahrscheinlich ist dieser Gedanke in den verlotterten Nestern der Unsittlichkeit, der Unanständigkeit ersonnen worden, auf deren Gebiet gleichfalls dieses „gutgesittete" Volk voranging; während jedoch in anderen Teilen der Welt diese Misthaufen des moralischen Anstandes öffentlich gebrandmarkt wurden, hat man sie da in Klubs verborgen, in Lack und Frack mit duckmäuserischer Heuchelei, unter säuferischen, Karten spielenden Weibern verhüllt.

Wenn im Mittelalter grimmige, wilde Horden sich nicht um das Wehgeschrei von Frauen, Greisen, Kindern gekümmert haben, ist das entschuldbar, denn auch diese haben den anstürmenden Feind zumeist mit Feuer, heißem Wasser empfangen. Aber das Volk der britischen Inseln? Es war niederträchtiger als jene Tartarenbrut, denn sie wollten den unschuldigen Frauen, den kleinen Kindern, den zitternden Greisen des fern von ihnen gelegenen deutschen Reiches das Brot aus dem Munde nehmen.

Als die Welt davon erfuhr, empörten sich darüber die Völker, die noch so etwas wie Anstand kannten. Die treffendste Vergeltung ersann jener alte Herr, der Unter den Linden promenierend in sich murmelte: „Diese heuchlerische, verstockte Krämerhorde darf nicht damit beehrt werden, daß man ihre Schädel mit edlem Stahl einschlägt: man muß sie fangen und einzeln — abohrfeigen!"

Von alldem wußte Brant nichts. Nach und nach ergab er sich in sein Schicksal und suchte in der Arbeit Trost. Er kehrte in die Fabrik Birkewitz zurück und war bestrebt, der heiligen Sache dadurch zu dienen, daß er sich auf die Erzeugung von Heeresausrüstungsgegenständen einzurichten begann . . . Der Frühling traf ihn in seinem Bureau.

Eines Tages schickte er sich gerade an nach Hause zu gehen. Es war gleich Mitternacht — er hatte fast ständig so lange gearbeitet, bis ihn der Schlaf zu übermannen drohte.

Vor dem Fabriktor hielt eine Automobildroschke, aus der die Comtesse Wolowszka gestiegen war. Der Portier wollte ihr den Eintritt verwehren. Die Comtesse ließ an Brant telephonieren. Einige Augenblicke später konnte sie bereits unter Führung des Portiers das Gebäude betreten.

Brant war über die Telephonmeldung bestürzt: „Was mag dieses Weib von mir wollen, gibt es denn noch Menschen, die vorsätzlich meinen Weg kreuzen?!“

Hätte er seine Gefühle besser beobachten können, wäre es ihm klar gewesen, daß sich unter den sich drängenden, unbestimmten Eindrücken auch die Freude befand ... Er hatte keine Zeit viel nachzudenken. Es klopfte an der Türe, sie öffnete sich und die Comtesse trat in das Zimmer:

„Verzeihen Sie, Brant, daß ich Sie so spät besuche — und daß ich Sie überhaupt störe.“

„Comtesse! ...“

„Nach langwierigen Erkundigungen erfuhr ich Ihre Adresse.“

„Wie kamen Sie über die Grenze?“

„Das ist wohl nebensächlich, ich will es Ihnen jedoch sagen. Dank meiner Verbindungen erhielt ich eine Aufenthaltserlaubnis vom Kanzler, dem ich wichtige Nachrichten brachte.“

„Comtesse, es ist nicht unbescheiden, wenn ich Ihnen meinen aufrichtigsten Dank dafür ausspreche, daß Sie an unsere gerechte Seite traten ...“

„Sie irren, Brant. Ich bin meinem Ideal nicht untreu geworden. Die Nachricht steht mit meinen Bestrebungen in Verbindung ... sie ist sogar wahrscheinlich der erste rollende Stein zur Lawine, die den Krieg hinwegfegen soll ...“

„Comtesse, kann ich Ihnen zu Diensten sein? ... Daß Sie mich besuchten, läßt mich vermuten ...“

„Wie? — Vermuten? ... Sie haben also unsere Vereinbarung vergessen — Sie haben mich also im Stich gelassen? Mein Gott ... und ich dachte, Sie würden mir darüber berichten, was Sie bisher getan. Brant ... ich habe über Sie auch schon mit dem Kanzler gesprochen ...“

„Über mich, Comtesse?“

„Ach was, Comtesse — wir sind Geschwister des Ideals!"

„Comtesse, bei mir hat der Lebensüberdruß das Ideal besiegt . . ."

„Sind Sie verrückt? . . . Brant . . . sind Sie verrückt geworden? Lebensüberdruß? Sie verkriechen sich also hier so feige, so gemein feige hinter den Mantel des Lebensüberdrusses, während die wehrlosen Frauen und die Säuglinge vom Hungertode bedroht sind — während Ihr Land von den Lagerfeuern des Feindes umgeben ist?"

„Mehr denn ein halbes Jahr schon — Comtesse — brennen diese Lagerfeuer an den Grenzen — jedoch nur an den Grenzen. Ich bin nicht müßig, es ist Mitternacht und Sie finden mich noch hier. Sind Sie neugierig auf meine Umgebung? Blicken Sie um sich." Er wies auf die herumliegenden Muster von Ausrüstungsgegenständen — „Ich verteidige so mein Vaterland. Ich gebe unseren Soldaten Waffen in die Hand, den Rucksack auf die Schulter, Patronen in die Taschen . . ."

„Aber all das ist vergeblich!" rief Sophie außer sich. „All das geht zugrunde, wird zu Fetzen, das alles wird eine Beute des Feindes!"

„Das Gewehr bekommen deutsche Soldaten in die Hand, Comtesse, den Rucksack nimmt deutsches Fußvolk auf die Schultern — und die Bibel hat uns schon einen David gezeigt, der einen Goliath erschlug . . ."

„Unglücklicher Mensch! . . . Die Bibel spricht nur von einem Goliath; Ihr habt bisher drei gegen euch gehabt — nun aber hat sich auch der vierte erhoben, um David in den Rücken zu fallen."

„Der vierte?"

„Brant, die bisher neutrale südliche Großmacht wird morgen früh," ihr Blick fiel auf die Uhr, „nein: heute . . . vielleicht gerade jetzt . . . zu eueren Feinden übergehen."

„Italien?"

„Ja, und morgen sind vielleicht auch schon die kleineren Völker an der Reihe, die Mut bekommen. Brant, ihr seid verloren!! . . ."

Brant wurde leichenblaß. Taumelnd trat er hinter dem

Tische vor. Das Mädchen fuhr mit verstörtem Gesichte fort: „Brant, und Sie haben nichts getan?! Jetzt wäre es zum Erwachen vielleicht auch schon zu spät . . . vielleicht ist es schon zu spät! . . . Und nun können Sie zuschauen, wie diese unmögliche Übermacht euch zermalmt. Wie der Feind über die Grenzen kommt, wie er sengend und mordend über euer gesegnetes Land dahinstürmt! Wie er die Familienherde niederbrennt! Wie er die Saaten zerstampft! Wie er die Hand nach euren Frauen und Mädchen streckt . . ."

Brant bedeckte die Augen mit den Händen, an seiner Stirn schwollen die Adern, schwere Schweißtropfen rannen ihm über das Gesicht. Das Mädchen erfaßte seine Hand, blickte ihm starr in die Augen und flüsterte: „Mensch, und ihr müßt zuschauen, gebunden: wie sie die Gräber schänden . . ."

Brant stieß einen Schrei aus, und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Weshalb sind Sie hierher gekommen? Warum sagen Sie mir das, warum lassen Sie mich nicht in Frieden, warum lassen Sie mich nicht zugrunde gehen, weshalb wühlen Sie in meinen traurigen Erinnerungen, weshalb lassen Sie mich nicht ruhig an den Gräbern stehen, weshalb lassen Sie mich nicht meine Wege gehen? Weshalb . . .?"

Das Mädchen hielt seine beiden Hände und schüttelte den gebeugt dastehenden Mann: „Weil du helfen kannst!!" Jedes Wort betonte sie scharf: „Weil du helfen mußt, Bruder! Ich fühle, daß du helfen kannst! Ich schwöre bei allen Heiligen der Religion und des Aberglaubens: du bist der Messias!!"

„Ich soll meine Brust dem Morden hinhalten, ich soll die vernichtende Waffe ergreifen, gegen die Menschen?"

„Ja! Du . . . nur du!! Um die Gräber zu schützen, um von den Frauen, die daheim zitternd sich aneinander schmiegen, die Schande abzuwenden . . .!"

„Ich allein?"

„Ja, du, aber nicht allein! Mit deinem Verstande. Dein Verstand möge deinem Volke die Waffe geben, die den Feind vernichtet, ein furchtbares Mittel, das Hunderttausende . . ."

„Was erreiche ich damit? Ein Menschenalter bringt die Verheerung zurück!“

„Nein! jetzt nicht . . . Wenn David die Schleuder erfindet, die sämtliche Goliathe der Welt vernichtet . . Die Kriegsfurie schleicht sich feige davon . . . Mensch! Setze dich, beuge dich über deine Papiere und schenke der Menschheit eine Waffe, die den Krieg niederringt . . .“

Brant sank vor dem Schreibtisch nieder und starrte, den Kopf in die Hände gestützt, mit fieberhaft glänzenden Augen, in die weiße glühende Kugel der Lampe . . . minutenlang . . . stundenlang . . .

Sophie saß auf dem Sofa und beobachtete stumm den Menschen — ihren auserwählten Menschen. Es dämmerte schon, als Brant sich erhob und zu Sophie hintrat. Er sprach mit heiserer Stimme und griff nach der Hand des Mädchens:

„Comtesse . . . was wir da besprochen, ist Wahnsinn . . . Ich stehe aber zur Verfügung. Alle meine Kräfte will ich dem Ideal opfern.“

Comtesse Wolowszka drückte seine Rechte.

„Danke. Der Allmächtige möge Ihnen beistehen.“ Sie neigte das Haupt und weinte. Die große seelische Erregung hatte sie gebrochen — jetzt zum ersten Male, seitdem sie sich in die Dienste des Ideals gestellt. Jetzt fühlte sie mit beklemmender Gewißheit, daß der Kampf auf Leben und Tod geht. Auf dem Sofa schluchzte das Mädchen, das Weib, dessen Herz aufgetaut, das fühlte, daß der geliebte Mann sich einer tödlichen Gefahr verschrieben hatte. In ihrem Innern erklang jedoch eine tröstende Stimme: „Fordert dieser heilige Kampf dich zum Opfer, so gehe ich mit dir. Wir wollen dann nebeneinander im Grabe ruhen, wir die Apostel des Ideals, und übergeben unser Erbe jenen, die uns folgen.“ Sie trocknete ihre Tränen! Die Comtesse darf nicht die Schwäche des Weibes verraten.

Brant schien verjüngt. In seine Glieder kehrte die Elastizität zurück, sein Kopf arbeitete mit erschreckender Klarheit und Schärfe. Was ihn jetzt beschäftigte, war, daß seine Empfänglichkeit für Farben aufgehört zu haben schien. Seine Augen

nahmen alles in einer sonderbaren, harten, grauen Schattierung wahr. Er setzte sich an den Tisch und warf einige Notizen zu Papier:

„Können Sie längere Zeit hier weilen, Sophie?" fragte er mit hohlklingender, farbloser Stimme . . .

„Ständig . . ."

„Es wäre mir lieb, Sie in meiner Nähe zu wissen."

„Ich wiederhole, ständig: Wenn jemand für mich haftet..."

„Ich werde es tun."

„Das genügt mir nicht . . ."

„Sondern? Befehlen Sie."

„Ich will dir eine helfende Gefährtin sein, ich will dich kontrollieren, dich weiter anspornen, von Schritt zu Schritt vorwärts drängen; ich will dich nicht für einen Augenblick verlassen — ich bitte dich, heirate mich . . ."

Brant blickte von den Schriften auf und heftete seinen abgespannten Blick auf Sophie. Unendliche Trauer lag in seinen Augen.

„Ich gelobte mir, treu bei dem Andenken meiner Frau auszuharren. Mein Herz ist ausgebrannt und mein Ehrgefühl gebietet mir, für das Glück, das mir die arme Helene in ihrem Herzen geschenkt, ihrem Andenken bis an das Ende meines Lebens treu zu bleiben."

Sophie erhob sich und ging auf die Türe zu. Sich an den Türpfosten lehnend, blickte sie auf Georg zurück. „Ich will nicht dein Weib werden, nur deine Gehilfin in der Arbeit. Ich will nicht dein Herz besitzen, nur böswilliges Gerede verstummen lassen. Ich will nicht aus deinem Herzen das Andenken an Helene ausrotten, nur dich vor ihm schützen und nur so lange, bis wir unser Ideal erreicht haben. Ist das . . . zur Wirklichkeit . . . geworden, will ich . . . in der Welt des Friedens . . . einsam weiterwandern . . . Mögen unsere Hände verbunden sein im Kampfe um das Ideal . . . und mir bleibe das Recht vor mir selbst über dich Tag und Nacht wachen zu dürfen . . . und das Grab deines Weibes . . . mit dir zu betreuen . . . Gute Nacht, Georg . . ."

Sie war fort.

Weshalb erhob sich Georg nicht, um von dem Mädchen Abschied zu nehmen? Weshalb eilte er nicht auf sie zu? Weshalb umarmte er sie nicht, weshalb bedeckte er nicht ihre Lippen mit seinen fieberhaften Küssen, weshalb ließ er sie hinaus, allein in die Finsternis? Weshalb? ...

Fühlte er doch, daß in dem Mädchen Helene zum Leben erwacht war, daß seiner Geliebten Seele in dieses aufrührerische Wesen überging ...

Zwischen ihnen wachte das Ideal ...

Sie waren Geschwister.

— —

Georg schlief vor Erschöpfung am folgenden Tage bis in den späten Mittag hinein. Als er aufstand, fand er auf seinem Schreibtische einen Brief von der Gräfin Wolowszka vor:

„Suchen Sie mich sofort in Berlin auf, Hotel Esplanade, Sophie.“

Brant traf seine Verfügungen und reiste mit dem Mittagschnellzug nach Berlin. Dort begaben sie sich, ohne weiter über ihren Entschluß gesprochen zu haben, zu einem Advokaten und betrauten ihn mit den zur Eheschließung notwendigen Schritten. Wohl zeigten sich Schwierigkeiten, diese hatte jedoch der Advokat mit Hilfe des inzwischen zurückgekehrten Barons Frankhausen aus dem Wege geräumt. Die Trauung konnte mit Kriegsdispensation vor sich gehen und das neue Paar übersiedelte nach Grunewald in eine Villa, die Sophie in der Eile, samt Einrichtung so wie sie war, erstanden hatte. Selbst die Küchengeräte und das Silberzeug hatten sie übernommen. Als sie in der Villa ankamen, war schon die ganze Haushaltung samt Personal im Betrieb. Besonders überraschte Georg, daß einer der Säle mit den Möbeln seines Arbeitszimmers in Halle eingerichtet war; der Schreibtisch mit seinen Schriften, die Schränke mit den Büchern verschlossen, so wie er sie bei seiner Abreise zurückgelassen hatte.

Von dem Augenblicke an, als sie durch das Gittertor fuhren und die Villa in Besitz nahmen, blieben sie allein. Dem Gesinde wurde eingeschärft, daß die Herrschaft für niemand zu Hause sei. Die Tore wurden geschlossen und Georg

zog sich in sein Arbeitszimmer zurück. Sophie begleitete ihn und bat um die Erlaubnis, einen Augenblick bleiben zu dürfen. Georg küßte der jungen Frau die Hände: „Sophie, du mußt hier bleiben, ich benötige dich. Bitte setze dich und höre mich an . . . Was bisher geschah, was du bisher für mich getan, nehme ich ohne Dank an — im Interesse des Friedens der Menschheit. Nun sind wir unter einem Dach und ich bitte dich, betrachte dieses Haus nicht als ein Heim, sondern als eine Werkstätte des menschlichen Fortschritts. Betrachte mich auch nicht als deinen Gatten nach den Gesetzen des Herzens, sondern bloß als den für das Ideal kämpfenden Kriegskameraden. Von diesem Augenblicke an widme ich meine ganze Zeit der Erreichung unseres unmöglich scheinenden gemeinsamen Zieles. Meine ganze Zeit! . . . Darum ist es auch unnötig, mich durch Essenszeit, Schlafenszeit besonders zu stören, für mich brauchst du nicht zu sorgen. Du selbst aber mußt eine streng geregelte Lebensweise führen, weil ich die Ergebnisse meiner Nachforschungen bei dir niederlegen will — denn sollten meine Nerven im letzten Augenblick versagen, so müßtest du die begonnene Arbeit fortsetzen und zu Ende führen. Aber ich bitte dich, kümmere dich um mich weder wegen der Mahlzeiten, noch wegen des Schlafes — ich werde schon für mich selbst sorgen, sowie meine Arbeit es zuläßt . . . Du kannst wann immer zu mir kommen, ich habe keine Geheimnisse vor dir, nur bitte ich dich, enthebe mich des Unterhaltungszwanges: habe ich etwas zu sagen, dann tue ich es ohne Frage. Habe ich nichts zu sagen, so setze dich auf deinen Stuhl und tue so, als ob ich nicht zugegen wäre. Das ist unser trauriges Los . . .“

„Es wird mir nicht schwer fallen, Georg,“ erwiderte Sophie mit trauriger Stimme. „Weiß ich doch, daß du weit, ferne von mir weilst. Ich weiß, daß am Tische nur mein Meister sitzt . . .“ sie vermochte kaum ihre Tränen zurückzuhalten.

Georg fuhr fort in dem apathischen Ton, in dem er begonnen: „Du mußt stark sein, Sophie. Ich kann dir zwar nicht mein Herz bieten, aber ich biete dir dafür meine volle menschliche Hochachtung.“

„Dann habe ich keinen Grund, meinen freien Entschluß zu ändern: ich harre aus an deiner Seite und mit dir — schlaflos, wie du, durstig und hungrig, wie du.“

Georg nickte bloß; er nahm ihren Kopf zwischen die Hände ... blickte ihr tief in die Augen ... Sophie erzitterte am ganzen Leib, auf ihrem Antlitz erglühten flammend rote Rosen. Brant beugte sich über die Stirn der andächtig zu ihm emporblickenden Frau und berührte sie mit seinen Lippen, kaum fühlbar. Sophie erfaßte ein Schwindel — Georg setzte sie in einen Lederlehnstuhl und wandte sich ab. Die Frau legte ihr Haupt auf ihren Arm, der Mann ging bedächtig, grübelnd im Zimmer auf und ab ...

Er begann zu arbeiten.

Mitunter machte er Notizen, dann holte er wieder Bücher aus der Bibliothek und blätterte eifrig in ihnen. Wieder Notizen ... bald starrte er minutenlang in die Lampe, in die Leere des Zimmers, ohne daß seine Wimpern sich bewegt hätten. Dann stand er auf und begann von neuem das Umherwandern. Auf dem Schreibtisch häuften sich die Bücher, die mit Notizen voll geschriebenen Papiere, mit wenigen Strichen hingeworfene Skizzen.

Mitternacht war längst vorüber ... Das war ihre Brautnacht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Tagelang währte der Kampf Georgs mit seinem Gehirn. Er durchstöberte alle Ecken seiner Gehirnzellen — nach einem Ausgangspunkt. Große Pakete mit Büchern, Flugschriften trafen ein. Er sammelte alles, was Gelehrte, Fachmänner und Dilettanten über den Krieg, seine Analyse und Technik, seine sozialen und moralischen Wirkungen geschrieben. Der einzige Mensch, mit dem er verkehrte und auch mit diesem nur telephonisch — war der Buchhändler.

In seinem Arbeitszimmer ließ Georg einen großen Zeichentisch aufstellen, auf dem haufenweise seine Aufzeichnungen und Berechnungen lagen. Vor dem Schreibtische stand ein drehbarer Bücherschrank, daneben ein bequemer Fauteuil. Stundenlang saß er da unter dem Schirm einer

großen Stehlampe und blätterte nervös in seinen Büchern. Die Blätter, die er brauchte, riß er mit hastiger Bewegung heraus und fügte sie in eine Mappe, je nachdem der Inhalt der Blätter sich auf diese oder jene Frage bezog. Manchmal trat eine Pause in seiner Arbeit ein, dann saß er unbeweglich auf seinem Stuhl und blickte starr auf einen Punkt: er ordnete die in seinem Kopfe angehäuften Daten, die kreuz und quer durch sein Gehirn zuckenden Bruchstücke der großen Arbeit. Dann wieder vertiefte er sich in die langen Zahlenreihen auf den Papierblättern, prüfte und verglich die nach allen Richtungen des Papiers auseinanderlaufenden Reihen. Plötzlich sprang er auf und suchte mit fieberhafter Eile in den Plänen, zog ein oder den anderen Bogen hervor und verglich die sich hin und her windenden Linien, die blauen und roten Flecke mit seinen Berechnungen . . .

Es war ein furchtbarer, seelenspannender, die winzigen Gefäße des Gehirns mit fieberhaft strömendem Blute füllender Kampf des menschlichen Wissens mit den unbändigen, wilden Mächten der Natur.

Sophie schnürte dieser furchtbare Kampf das Herz zusammen.

Sie rührte sich nicht aus dem Arbeitszimmer Georgs; dort saß sie in einer Ecke des mit weichen Polstern bedeckten Ledersofas und beobachtete stumm ihren Mann. Wenn sie sah, daß in einer schwierigen Phase der Arbeit ihm die Adern an der Stirne schwollen, wenn es ihr schien, als würde die hohe Stirn des über irgendeine Berechnung gebeugten Mannes wachsen, sich noch kräftiger wölben im warmen, roten und gelben Lichtkreis, überkam sie eine unwiderstehliche Sehnsucht, sich ihm um den Hals zu werfen, seinen Kopf zu umarmen, seine Stirn mit ihren Küssen zu glätten. Wenn Georg sich im Sitzen aufrichtete und die Berechnungen, Notizen ganzer Bogen mit starken, nervösen Strichen durchstrich — das Papier zusammengeknittert weit von sich warf, weil eine Richtung, in der geforscht, sich als falsch erwies, wenn die Forschungen und Berechnungen langer Stunden zu keinem Resultate führten, schnürte sich ihr das Herz zusammen.

Es pochte aber heftig vor Freude, wenn sie Georg helfen konnte, wenn sie die nervös hingeworfenen Bücher auf ihren Platz zurücklegen durfte, wenn sie die Papierblätter in der Reihenfolge der Nummern zusammenheften, einen neuen Zeichenbogen auf die Tafel spannen durfte, wenn sie im Auftrage Georgs wegen neuer Landkarten oder Bücher telephonieren mußte, lange Zeilen, ganze Seiten aus Büchern herauszuschreiben hatte, wenn Georg sie neben sich setzen ließ und ihr stundenlang diktierte. Es kam ihr sehr zugute, daß sie während ihrer Petersburger Universitätsjahre tadellos stenographieren gelernt hatte ... Dann zog sie sich beruhigt in ihre Ecke zurück und schlief bald ein. Sie schlummerte, bis Georg sie weckte und schlafen schickte. Sie war gehorsam: neigte das Haupt und zog sich in ihre auf der anderen Seite der Villa gelegenen Gemächer zurück.

Georg setzte die Arbeit fort. Tag und Nacht. Wenn sich seine Augenlider schlossen und ihm das Gehirn den Dienst kündigte, legte er sich auf das Sofa hin und schlief einige Stunden. Aber selbst dann schreckte er oft aus dem Schlafe empor; sein Gehirn begann wieder fieberhaft zu arbeiten. Auf dem Tischchen lag ein Bogen Papier, gar oft kam es vor. daß er da noch schlaftrunken minutenlang Notizen machte. Des Morgens nahm er ein heißes Bad, der Masseur durchknetete seinen Körper, der Arzt kontrollierte seine Lungengymnastik, dann ging er erfrischt wieder an die Arbeit.

Auf dem Tische reihten sich kleine Modelle aneinander, die er aus bei verschiedenen Mechanikern bestellten Bestandteilen zusammenfügte. Die Bücher verschwanden aus seiner Umgebung und nur die Papierbogen häuften sich immer mehr vor ihm: das Manuskript seines Entwurfes.

Fast zehn Tage währte diese bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit gespannte, Tag und Nacht verschlingende Arbeit ... Endlich schien es, als wäre in das regellose, verwirrende Material Ordnung eingetreten ... Nunmehr arbeitete Georg ausschließlich an dem Manuskript.

Diese Tage hatten Georg furchtbar mitgenommen. Seine Augen hatten sich tief in ihre Höhlen zurückgezogen, seine

Wangen waren welk, über sein Gesicht zog sich vom Backenknochen bis zum Kinn eine lange Falte. Um Mund und Augen hatten sich die Runzeln vermehrt; die Adern auf seiner Stirn quollen noch mehr hervor und gaben mit unruhigem Pochen ein Lebenszeichen. Der ganze Mensch war unglaublich abgemagert, seine Hände zeigten ein nervöses Zittern. Er begann von neuem die Zeitungen zu lesen und unruhig die Seiten rasch blätternd durchlief er die Zeilen. Und diese Zeitungen brachten verzweifelte Nachrichten: das Auftauchen des neuen Feindes hatte die Völker ganz wild gemacht. Nacheinander traten sie heraus aus der bisherigen Zurückhaltung und es stellte sich heraus, daß ein jedes sich während der Zeit der Heuchelei gut vorbereitet hatte. Auch jenseits des Ozeans nahm man an dem Konzert teil. Die britischen Inseln fanden ihre würdigen Waffengenossen und diese Horde stellte auf dem Prinzip der Übermacht eine ganz neue Moral auf — sie traten alles mit Füßen, was bis dahin heilig war. Unbewaffnete Bewohner schutzloser Städte konnten davon erzählen . . . Die Volksernährung war zweifelhaft geworden. Vom Seeverkehr völlig abgeschlossen, standen Deutschland und Österreich-Ungarn vollkommen isoliert da. Für die neue Saat waren keine Arbeitskräfte vorhanden; allein, wenn sie auch dagewesen wären: wo säen und wovon? Der Inhalt der Kornkammer verzehrt. Über die Grenzen drang der Feind langsam, aber stetig. Wozu den Boden pflügen? Würden doch die wilden Horden die sprießende Saat ohnehin zerstampfen, in die leidende Muttererde treten.

Drei kleine Balkanländer haben sich den Germanen und seinen Verbündeten angeschlossen. Aber auch in ihren Ländern trieb bereits der Russe sein Unwesen. Die Armeen zogen nach Westen, sie lagerten schon auf der ungarischen Tiefebene. Auf den Berggipfeln hatte der Feind seine Kanonen aufgestellt.

Und doch verzagten die Helden nicht.

In dieser Stunde des Todesurteils stand das deutsche Volk in erhebender Einigkeit und mit ernstem Sebstbewußtsein aufrecht da — den Blick gen Himmel gerichtet. Auch die Waffenbrüder standen aufrecht da. Eine Nation und ihre ge-

treuen Waffenbrüder nahm stumm, ohne Wehklagen Abschied vom Leben. Die Bäcker haben aus freien Stücken, ohne behördliche Anordnung, nur Kriegsbrot gebacken . . . und niemand erinnerte sich, daß es einmal auch feines Gebäck und Weißbrot gab. Die Fleischer hielten nur in einer bestimmten Stunde offen, sie zählten in lautloser Stille die Leute, die vor ihrem Laden harrten und teilten unter ihnen pro Kopf das vorrätige Fleisch aus . . . und niemand murrte und niemand wollte erster sein. Jener Abgeordnete, der im Herbst allein in einem Tone sprach, der auf die, die gigantische Einigkeit der Nation verkündende Proklamation einen wenn auch schwachen Schatten warf, erhob sich im Reichstag und bot der Regierung die gesamten Nahrungsmittelvorräte des deutschen Volkes zur Verteilung pro Kopf an . . . und niemand sträubte sich dagegen. Ohne jegliche Zeremonie und Ziererei sprangen die Abgeordneten von ihren Sitzen auf und riefen wie ein Mann: „Die Nation gibt es, die Nation nimmt es an.“ In den einzelnen Bezirken der Städte wurden riesige Lokale aufgemacht und dorthin strömten die letzten verwahrten Vorräte. Literweise, pfundweise, stückweise und dahin brachten sie auch jene, die bisher aus Besorgnis Gesetze und Erlässe umgangen hatten, nun brachten auch diese das zusammengesparte Mehl und Brot. Riesige Mengen Konserven, Käse, eingemachtes Obst und sonstige Eßwaren wurden aufgehäuft. Dann nahm der Staat die Verteilung in die Hand. Wer kein Geld besaß, konnte mittels Anweisung bezahlen; jeder erhielt jedoch bloß soviel, als ihm zukam . . . Und niemand wollte mehr.

Die Kirchen standen Tag und Nacht offen und unausgesetzt stiegen die einfachen, düsteren Psalmen der protestantischen Konfession, die mystischen Kirchenlieder der Katholiken und die wehmütigen der Juden zum Himmel empor. Volkslieder, Choräle, Kriegsmärsche, alle andere Musik verstummte . . . Der Krieg war vorüber — die Nation stand vor der Hinrichtung! Die Frauen wehklagten nicht, sie dankten täglich dem Herrn, daß sie lange Jahre hindurch das Glück des Friedens genießen durften. Gleich Märtyrerinnen wanderten sie

durch die Straßen oder saßen daheim und harrten erhobenen Hauptes der letzten Stunde. Sie wußten es, daß sie ihre Männer, ihren Bräutigam niemals wiedersehen würden, denn sie fühlten es, daß diese sich bis auf den letzten Mann opfern ... sich noch nach dem letzten todbringenden Stich dem Feind entgegenwerfen würden. Und die Mütter haben auch ihre Kinder gelehrt, das Haupt hochzuhalten, die Stirne dem Allmächtigen zugewendet — stumm, ohne Klage, ohne Fluch. So hatte sich das Volk für den letzten Gang vorbereitet, von da unten dort hinauf ... von der Heimatsscholle unter die Heimatsscholle ...

An den Grenzen und zum gut Teil auch diesseits der Grenzen stellten die Männer dem Sturm einen Wall entgegen, von Schritt zu Schritt. Jeder fußbreit Boden kostete dem Feinde enorme Menschenopfer. Immer enger wurde der deutsche Ring, doch mußte der Feind immer höher steigen, um über die Hügel der eigenen Leichen zu kommen, Die Waffenbrüder wurden in einen riesigen Kreis gedrängt, der innerhalb der Grenzen Mitteldeutschlands und Österreich-Ungarns gezogen ward. Rings herum Feuer- und todspeiende Kanonenschlünde. Aber innerhalb des Kreises ertönte kein Todesgeschrei. Von dem Augenblicke an, in welchem sich der Bogen schloß und die an beiden Enden stehenden Truppen zusammentrafen, brauste Tag und Nacht der herrliche Choral: „Ein feste Burg ist unser Gott!“

Die Truppen hatten abwechselnd gesungen, die einen bei Tag, die anderen bei Nacht. Aus den Reihen des Feindes wurden die irrsinnigen Soldaten zu Hunderten hinter die Front geschafft, die von dieser in ihrer Erhabenheit auch inmitten von Kanonendonner, Gewehrgeknatter, Feuer und Todesschrei, fürchterlich wirkenden, niederschmetternden Litanei den Verstand verloren.

Die Angegriffenen dachten nicht mehr an ihr Heim. Im letzten Tagesbefehl, der vor dem zur Bildung des Kreises angeordneten Rückzug zur Verlesung kam, wurde jedermann die Lage mitgeteilt und im Namen der Gesamtheit mit erhabenen Worten der Abschied von den Seinen anbefohlen.

Millionen murmelten das Gebet nach . . . und niemand weinte. Jeder hatte es begriffen, daß die Träne dem Menschen gilt, der Nation — die hocherhobene Stirn. Jeder wußte es, daß die Bestattung einer Nation ein solch hehrer Augenblick sei, daß kein Wehklagen die düstere Harmonie des letzten Traurakkordes stören dürfe. Im Befehl wurde es jedermann freigestellt die Waffe zu strecken: keine einzige fiel aus der Hand, sie haben sie noch fester an sich gedrückt, die braven, aus einfachen Bürgern gewordenen Soldaten... Patrioten, Helden!

Brant hatte das alles mit brennenden Augen gelesen und in seinen Adern führte das Blut den letzten wahnsinnigen Tanz auf.

In den Augen Sophies widerspiegelte sich tiefste Verzweiflung. Hundert- und tausendmal jagte die Frage durch ihren Kopf: „Wird es nicht zu spät sein?"

Georg arbeitete ununterbrochen weiter. Ihre Nervosität hatte sich bis zu einem Grade gesteigert, daß sie selbst das Knistern des Papiers zusammenfahren ließ. Er schrieb und rechnete mit zitternden Händen . . . weiter . . .

— —

Eines Tages schlug die Uhr, die Stehuhr Georgs — die Mitternachtsstunde. Er hatte die letzte Zeile niedergeschrieben! Seine Augen glänzten fieberhaft, in der zitternden Hand hielt er das Bündel Papiere. Er trat auf Sophie zu.

Die Frau drehte mit raschem Griff die große elektrische Krone auf. Georg stand in der Mitte des Saales, mit dick geschwollenen Adern auf der Stirn. Mit heiserer Stimme, vor Erregung stockend rief er der Frau zu:

„Wir haben gesiegt!! Ich habe das Mittel . . . die unbezwingbare Waffe . . . der Allmächtige stand mir bei. Morgen . . .!"

Sophie stieß einen Schrei aus und beugte sich über Georg.

Der Mann lag auf dem Teppich hingestreckt, mit zitternden Lippen, bewußtlos vor entsetzlicher Erschöpfung . . .

Draußen auf der Straße umgaben in Zivil gekleidete Detektive die Villa.

Brant lag bis zum Mittag des folgenden Tages ohne Bewußtsein. Die Ärzte hatten eine hochgradige, lebensgefährliche Erschöpfung festgestellt. Er mußte einige Wochen das Bett hüten.

Gegen Mittag erlangte Brant das Bewußtsein wieder. In den ersten Minuten wußte er nicht, wo er war, erst nach und nach kehrte das Leben in sein Denken zurück. Sophie stand am Bette und hielt die herabhängende, abgemagerte Hand Georgs umklammert. Sie waren allein im Zimmer, der Arzt beriet sich im anstoßenden Zimmer mit einem erfahrenen Professor.

„Georg . . . ist dir schon besser?“

Der Mann fragte, ihr Haar streichelnd, mit müder Stimme:

„Was ist mit uns geschehen, Sophie?“

„Nichts Besonderes . . . du bist nur sehr erschöpft.“

„Ja, ich bin fürchterlich müde . . .“ Er dachte nach. Plötzlich richtete er sich auf und faßte Sophie beim Arm: „Sophie, wie lange schlief ich?“

„Ach, es ist noch nicht spät.“

„Sage — wirklich? . . . Noch — nicht — zu spät?“ flüsterte er ihr ins Ohr.

„Noch nicht, es ist erst gegen Mittag.“

In Georgs Augen kehrte das Feuer wieder zurück.

„Allmächtiger Gott! Wie konnte das geschehen? Ich darf ja nicht säumen! Sophie, ich muß sofort gehen . . .“

Erschrocken unterbrach ihn die Frau: „Aber, Georg, du bist krank, du mußt ruhen.“

Georg erhob sich mit einem verzweifelten Entschluß, und schob mit seinen mageren Händen die Frau von sich fort. Er schrie: „Sophie, du bist nicht bei Sinnen! Wir dürfen nicht ruhen! Sofort — bitte — läute dem Diener! Mein Gott, vielleicht ist es doch noch nicht zu spät . . .!“

Die Frau verließ das Zimmer und eilte zu den Ärzten. Die begaben sich sofort zu Georg. Als sie eintraten, blickte Georg sie erstaunt an:

„Was wünschen Sie, Doktor?“

„Nur Ruhe, Herr Brant . . . nur langsam. Einige Wochen der Ruhe und . . .“

„Aber verstehen Sie mich doch, ich habe keine Zeit! . . . Wer ist der Herr?“ er wies auf den Professor.

„Es erwies sich als unerläßlich — mit Rücksicht auf Ihren Zustand — einen meiner Kollegen . . .“

„Aber, mein Herr, ich brauche nichts! Begreifen Sie doch, ich muß sofort aufstehen! Unter allen Umständen! . . .“

„Es geht nicht.“

Brant war jedoch schon aus dem Bett und klingelte seinem Diener: „Ich muß! Und wenn ich daran zugrunde gehe, ich muß fort . . .“

Die beiden Ärzte konnten nichts ausrichten. Ratlos standen sie in der Mitte des Zimmers, während Brant dem herbeigeeilten Diener seine Befehle erteilte. Endlich einigten sie sich dahin, Georg vorläufig mit Kräftigungsmitteln, Bädern und Massage auf die Beine zu helfen. Brant wollte jedoch keinen Rat annehmen. Er fühlte, daß in seinen Adern ein Lavastrom wogt, der aus ihm die Erschöpfung hinaustreibt, das Klopfen seines Herzens verlangsamt und seine Muskeln wieder elastisch macht. Die Ärzte eilten zu Sophie und klagten ihr über die Hartnäckigkeit Georgs. Die Frau blickte mit schmerzlichem Lächeln, die Arme ausstreckend, zu Boden: „Er muß gehen! . . .“

Die Ärzte blickten einander ratlos an und schüttelten die Köpfe.

„Und ihr seid beide verrückt!“ — dachten sie bedauernd. Was konnten sie tun? Sie entfernten sich.

Georg war mit dem Ankleiden rasch fertig und ließ das Automobil vorfahren. Er begab sich zu Sophie, um Abschied zu nehmen. In seinem Arbeitszimmer nahm er ein großes, versiegeltes Kuvert zu sich. Dann ging er hinunter und fuhr im Auto davon.

In der Villa, am Fenster über dem Glaszelt stand Sophie. Die Tränen flossen ihr über die Wangen, als sie ihrem Manne Abschied winkte.

Der Wagen verschwand um die Ecke.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wohin mochte Brant fahren? . . .

Der Polizei war schon vor Tagen hinterbracht worden, daß die neuen Bewohner sonderbare Leute seien. Als man erfuhr, daß dort Brant wohne mit Sophie, der russischen Gräfin, die sich mit der Erlaubnis des Reichskanzlers dort niedergelassen, fragte man den hohen Staatsbeamten, ob die weitere Beobachtung vonnöten sei. Die Antwort war kurz: „Ja!“ Der Reichskanzler schien zu denken, diese Zeiten haben jeden moralischen und ethischen Begriff über den Haufen geworfen, weshalb sollte man da der Gräfin Wolowzska blindes Vertrauen entgegenbringen? Die Überwachung wurde noch strenger.

Als das Automobil vorfuhr, blickte der vor der Villa herumlungernde Detektiv um sich und lief in das Hubertusgasthaus.

Während der Wagen auf dem Hofe stand, hatte er sämtliche Wachstuben der Umgebung antelephoniert und ließ auf den Straßen, die vom Grunewald nach der Stadt führten, je einen Geheimpolizisten stellen — natürlich gleichfalls im Automobil. Sie hatten Brants Auto zu folgen . . .

Als das Automobil Brants aus dem Garten rollte, ging ihm der Detektiv bequem nach. Das Auto sauste die Grunewald-Allee entlang; nun wußte der Detektiv, daß es bei der Halenseer Brücke das Polizeiauto passieren müsse. Er rauchte ruhig eine Zigarre an und machte sich mit langen Schritten auf den Weg nach Halensee. Beim Lunapark fand er ein Mietauto, mit dem fuhr er zur Polizeidirektion. Er ließ sich beim Detektivchef melden. Als er eintrat, fand er seinen Kollegen dort. Die beiden Männer blickten ihn mit gespannter Erwartung an.

„Wo fuhr er hin?“

„Zum Reichskanzler.“

Die Meldung des Detektivs machte die Angelegenheit noch geheimnisvoller. Auch dem Polizeipräsidenten wurde Meldung erstattet und dieser fuhr sofort zum Reichskanzler. Er wurde sogleich empfangen und bat um weitere Verfügungen in der Angelegenheit Brant. Der Reichskanzler

teilte ihm mit, daß Georg Brant mit seinem Empfehlungsschreiben in das Kriegsministerium gewiesen worden sei.

„Unter solchen Umständen irre ich mich wohl nicht, Exzellenz, wenn ich annehme, daß die weitere Beobachtung überflüssig sei.“

„Und wie Sie sich irren! Die strengste Beobachtung ... ich gehe sogar weiter — Gewahrsam! Die Villa im Grunewald ist sofort zu umstellen. Natürlich ohne Aufsehen und unter strengster Verschwiegenheit. Sie aber fahren sofort zu Frau Georg Brant geborene Gräfin Wolowszka hinaus und teilen ihr mit, daß sie bis auf weitere Anordnung die Villa nicht verlassen dürfe. Desgleichen die Dienerschaft. Und was das Wichtigste: die möglichst größte Verschwiegenheit — ich glaube, es wird zweckmäßig sein, Verkleidung zu benutzen!“

„Exzellenz, darf ich mich ehrerbietigst für nähere Einzelheiten des Falles interessieren?“

„Heute wäre es noch verfrüht, uns auch auf andere Gesichtspunkte auszubreiten, soviel kann ich jedoch sagen: Georg Brant ist entweder ein Narr, oder der verworfenste Verbrecher oder der bewundernswerteste Abenteurer oder ...“

„Ich gestatte mir, Ew. Exzellenz zu bemerken, daß Herr Brant schon nach dem bisher Gehörten meine Sympathien erworben hat.“

„Ich habe noch nicht geendet, Herr Präsident ... oder der größte Sohn des Vaterlandes. Die Summe deutscher Gründlichkeit, gallischer Genialität, amerikanischer Großzügigkeit, der größte unter den Berühmten, die bisher auf dieser Welt gelebt.“

Der Polizeipräsident wußte nun erst recht nicht, woran er sei. Er beruhigte sich mit dem guten preußischen Lebensprinzip, das schon in so vielen Fällen den gordischen Knoten der Unverständlichkeit entzweischnitt: Befehl! schweigen — sonst nichts.

Der Reichskanzler nickte:

„Also, ich wies ihn in das Kriegsministerium. Über die Person Georg Brants verfügt ausschließlich Seine Exzellenz

der Kriegsminister.“ Der höchste Beamte des Staates reichte dem höchsten Hüter der Ordnung die Hand . . .

Die hohe Flügeltür schloß sich hinter dem Polizeipräsidenten. Wenige Augenblicke später saß er schon in seinem Auto, das auf der Straße nach Grunewald dahinraste . . .

Vor der Polizeiwache in der Joachim-Friedrich-Straße hielt er einen Augenblick an und ging dort in die Telephonzelle. Der angerufene Detektivchef berichtete ihm, daß nach den Meldungen Brant sich im Kriegsministerium befinde. Der Polizeipräsident erwiderte trocken: „Ich weiß es,“ dann teilte er dem Detektivchef den Befehl mit, und dieser sandte sofort zwanzig verkleidete Geheimpolizisten nach Grunewald. Nun sandte der Präsident das Polizeiauto zurück und setzte die Fahrt nach der Villa Brant in einem Mietauto fort. Dort angelangt, winkte er den diensthabenden Detektiv zu sich und befahl ihm, die Villa von der gegenüberliegenden Seite der Straße im Auge zu behalten. Auf die erste verdächtige Regung möge er in den Garten gehen und die in der Nähe postierten Geheimpolizisten alarmieren . . .

Sodann winkte er einen anderen Beamten heran und begab sich mit ihm in die Villa. Er ließ sich bei der Gräfin Wolowszka melden. Bis Sophie kam, ließ er das Personal antreten — die beiden Diener, die Köchin, das Stubenmädchen, die Kammerzofe, den Gärtner und den Portier — und schärfte ihnen ein, das Haus nicht zu verlassen. Der den Kopf hinaussteckte, setze sich der Gefahr aus, erschossen zu werden. Das Telephon und sonstige Einrichtungen dürften nicht berührt werden und sie mußten hier in diesem Zimmer die weiteren Befehle abwarten.

Sophie erschien in der Türe . . . Sie erblaßte, worüber die zu Tode erschrockenen Leute noch mehr bestürzt waren.

„Gräfin . . . ich bin der Präsident der Staatspolizei. Wollen Sie die Güte haben, mich zu empfangen... Herr Kurz, warten Sie hier auf mich,“ — wandte er sich an den Beamten.

Sophie öffnete die Tür. Der Präsident folgte ihr. Im Salon wandte sich Sophie an den Präsidenten; sie wies auf einen Lehnstuhl:

„Belieben Sie Platz zu nehmen.“

Der Präsident sah durch das Fenster auf die Straße und bemerkte die einzeln, dann in Gruppen an dem Hause vorüberschlendernden Geheimpolizisten. Sie waren als Monteure, Telephonarbeiter, Bürger, Soldaten, Straßenkehrer, Chauffeure verkleidet.

„Danke, Gräfin. Ich gedenke Ihre Zeit nicht allzulange in Anspruch zu nehmen,“ jetzt sah er einen Bierwagen herannahen, der aus purem Zufall just vor der Villa eines seiner Räder verlor. Der ganze Wagen stürzte um und die Kutscher machten sich fluchend daran, die Fässer am Rande des Fahrweges aufzustellen. Auch diese waren Geheimpolizisten.

„Vor allem will ich Sie beruhigen: Sie haben nichts zu befürchten. Von hoher Stelle erhaltene positive Weisungen verpflichten mich bloß, Sie zu ersuchen, Ihre Villa bis auf weitere Anordnung nicht zu verlassen . . .“

„Gott sei gedankt . . . ich dachte schon, es wäre Brant etwas zugestoßen.“

„Meines Wissens bisher nichts, Gräfin. Ich wiederhole also: die Villa oder besser Ihr Gebiet dürfen Sie nicht verlassen und Sie haften dafür, daß auch die Dienerschaft es nicht tun wird. Ich lege auch darauf Gewicht, daß Sie mit niemand verkehren dürfen. Das Telephon lasse ich einstweilen abbrechen.“

„Herr Präsident, kommen wir ins reine — ist das Befehl?“

„Strengster Befehl — doch betone ich, nur bis auf weitere Verfügung. Ich will meinerseits hoffen, daß Sie, Frau Gräfin, von diesen Unannehmlichkeiten bald befreit werden... Einfache Vorsichtsmaßregeln, die jedoch mit großer Strenge durchgeführt werden müssen!“

„Ich verstehe, Herr Präsident . . . sie stehen wahrscheinlich mit dem Plane meines Mannes im Zusammenhange.“

„Mit dem Plane? Ich bin leider nicht näher unterrichtet. Verübeln Sie es mir nicht, Frau Gräfin, wenn ich noch bemerke, daß meine Geheimpolizisten sich in der Nähe aufhalten, somit in der Lage sind, jeden Schritt in der Villa zu

beobachten. Und nun belieben Sie unter Einhaltung der erwähnten Vorschriften vollständig frei zu verfügen.“

Der Präsident hatte sich mit vollkommener amtlicher Würde empfohlen. Sophie teilte die Anordnungen sofort der Dienerschaft mit . . . Sie kehrte in ihr Zimmer zurück und setzte sich an das Fenster. Sie konnte auf der Straße die herumlungernden Leute sehen. Sie wußte, es bereiteten sich große Dinge vor; im Grunde ihrer Seele war sie jedoch ruhig . . . Sie dachte an Georg und dankte Gott, daß er ihren Mann bisher beschützt hatte . . . „Aber jetzt, wo mochte er jetzt sein? Vielleicht haben ihn gerade jetzt seine Kräfte verlassen? Mein Gott!“ . . . Sie eilte ans Telephon . . . hob den Hörer und setzte ihn an ihr Ohr . . . Unheimliche Stille stieg aus dem Apparat, das Geknatter, das Geknister des lebenden, pulsierenden, elektrischen Stromes hatte aufgehört. Die Telephonleitung war abgebrochen. O, die Polizei hält ihr Versprechen genau.

Sie waren Gefangene.

* * *

Unterdessen trat Brant in die Vorhalle der Weltgeschichte — der auf Jahrhunderte lautende Tanz setzte ein. Unbequem an der Sache war nur, daß man ihn unter polizeilicher Assistenz nähertreten hieß.

Als Brant vom Reichskanzler herunterkam, fiel ihm das hinter seinem Wagen stehende Automobil auf. Sonderbar: es war derselbe Wagen, der ihm auf dem Kurfürstendamm gefolgt war — bei der Gedächtniskirche fuhr eine Elektrische quer vorüber, das Auto holte seines ein und so bekam er seinen Insassen für einen Augenblick zu Gesicht. Auch jetzt saß jemand im Auto, jedoch war es nicht der frühere Passagier. Kaum rollte das Auto Brants davon, war ihm bei der Deutschen Bank der rote Opeltaxameter schon wieder auf den Fersen. Erst jetzt horchte er auf: „Zum Teufel — diese lauern mir auf.“ Der Zufall erklärte ihm das Rätsel, das ihn anfangs nur deshalb unangenehm berührte, weil er gedacht hatte, der Insasse des roten Opels könnte der Beauftragte

einer feindlichen Armee sein ... „Sollte jemand etwas von meiner Arbeit erfahren haben?“

Der Zufall beruhigte ihn. An der Kreuzung der Leipziger Straße mußten sie wieder halten. Offenbar hatte der in der Wilhelmstraße postierte Schutzmann den im roten Opel sitzenden Geheimpolizisten erkannt. Er grüßte ihn mit der Hand und rief ihm durch das offene Fenster zu:

„Was los, Max?“

Brant verstand wohl nicht, was der Geheimpolizist brummte, daraus jedoch, daß der Schutzmann sich verlegen davon machte, folgerte er mit ziemlicher Sicherheit, daß der Geheimpolizist den gebührenden kollegialen Respekt beiseite legend, seinen hervorragenden Amtsbruder einen Ochsen genannt haben mochte. So erfuhr Brant, daß sein Verfolger kein Spion, sondern ein Detektiv sei. Von dieser Seite aber hatte er nichts zu befürchten, sein Gewissen war rein. Er brummte zufrieden:

„Wenigstens sehe ich, daß man mich ernst nimmt.“

Das Auto hielt vor dem Kriegsministerium. Brant stieg aus und ging die Aktentasche unter die Achsel drückend, durch das Tor hinein.

Es dauerte ein gut Stück Zeit, ehe er bis zum Adjutanten des Kriegsministers gelangte — selbst das Empfehlungsschreiben des Reichskanzlers wurde gründlich geprüft — vielleicht, weil es eine von allzu hoher Stelle stammende Handschrift war. Das an den Minister gerichtete Schreiben war in einem Umschlag verschlossen, auf dem mit energischen Zügen geschrieben stand: „Der Überbringer dieses Schreibens, Ingenieur Georg Brant, ist sofort zu empfangen. Der Reichskanzler.“ Was mochte der Umschlag in sich bergen? Der Adjutant drehte das Kuvert eine Weile ratlos hin und her, dann entschuldigte er sich bei den übrigen Wartenden und verschwand hinter den schweren Flügeltüren. Und hinter diesen hatte sich das Schicksal Georg Brants zu entscheiden. Vielleicht auch das des ganzen Feldzuges!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vor dem Tor des Kriegsministeriums war inzwischen auch in dem Schicksal eines anderen eine wesentliche Änderung eingetreten. Der in dunkelgrüner Uniform steckende Chauffeur Brants war nämlich in die Lektüre der neuesten Nummer der nunmehr in einem Bogen erscheinenden B. Z. am Mittag vertieft. Plötzlich stieg der Insasse des roten Opels auf das Laufbrett und flüsterte dem verblüfft dreinschauenden Chauffeur zu: „Wenzel! Bloß kene Silbe!“ Er zeigte ihm unter seinem Rock die Messingtafel der Geheimpolizisten: „Heize nur diesem alten Benz tüchtig ein und dann vorwärts zum roten Haus.“

Der Chauffeur hielt anfänglich das Ganze für einen Berliner Spaß und schickte sich eben an, dem spaßigen Landsmann eins auf den Rücken zu schmieren, als dieser ihm nun mit strengerer Miene zuraunte: „Rasch, Junge, deine Herrschaft scheint einen schönen Streich gemacht zu haben!“

Da war Herr Wenzel aber schon gehörig erschrocken. Während er hinabsprang und den Motor ankurbelte, versuchte er zu räsonieren. „Aber ich muß auf meinen Herrn warten.“

„Man los, der erwartet uns schon jenseits des Gitters.“

Der Geheimpolizist hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, als er Wenzel vorlog, daß Brant schon „dort“ wartete. Wenzel sprang auf seinen Sitz, sie fuhren zum Polizeipräsidium auf dem Alexanderplatz. Der Wagen wurde in den Hof gestellt und Wenzel vor den Detektivchef geführt. Der gestrenge Herr schärfte ihm ein, was der Präsident der Gräfin mitgeteilt und wies den Geheimpolizisten an, Wenzel im Auto Brants nach Grunewald zu führen . . . Ärgern wir uns nicht. Das Vorgehen der Berliner Polizei geschah auf höheren Befehl und diese höhere Stelle wußte wohl, was sie tat. Das Schicksal des Vaterlandes lag ihr ebenso an dem Herzen, wie den Tausenden und Millionen, und die Möglichkeit, daß der Feind, wenn es die Vernichtung des Landes zu beschleunigen galt, selbst vor den entsetzlichsten Mitteln nicht zurückschrecken würde, ließ die weitestgehende Vorsicht begründet, ja sogar notwendig erscheinen.

— —

Endlich öffnete sich vor Brant die weiße Flügeltüre; hinter dieser tat sich eine dicke, schwere, mit grünem Stoff bezogene und zwischen den Doppelwänden mit Asche gefütterte Türe auf, die von innen mit Eisenpanzer bedeckt war. Dann wieder eine goldumrahmte Türe.

Der Kriegsminister stand vor einem sehr großen Tisch. Auf der Mappe lag das Schreiben des Reichskanzlers unter einem bronzenen Löwen als Briefbeschwerer.

Brant war vollkommen ruhig. Nicht einen Augenblick hatte er daran gedacht, was er sagen wollte — er überließ sich der Eingebung des Augenblickes. Er fühlte, daß seine Arbeit beendet sei, sein Gewissen war beruhigt ... Die Verantwortlichkeit auf andere Schultern gewälzt. Er legte die Aktentasche vor sich auf ein kleines Tischchen.

„Mein Name, Exzellenz, ist Georg Brant. Ich bin Ingenieur. Meine Zeugnisse und die Liste meiner Arbeiten stehen Ihnen zur Verfügung.“ Er nahm ein Schriftbündel hervor und legte es auf den Tisch des Ministers. Der Minister durchflog rasch die Schriften und erwiderte mit harter Stimme:

„Fahren Sie fort, mein Herr.“

„Gestatten mir, Exzellenz, daß ich mich kurz fasse.“

„Das ist mein Wunsch.“

„Exzellenz, ist es vom moralischen Gesichtspunkte gestattet, viele tausend Menschen, eine ganze Armee zu vernichten?“

„Eine feindliche Armee —: natürlich.“

„Natürlich eine feindliche.“

Der Kriegsminister runzelte die Stirn und drückte seine Faust auf den Tisch: „Für den Angegriffenen ein moralisches Gebot!“

„Vernichten, ausrotten — mit einem Schlag!?“

Die Exzellenz fuhr wie aus einer Pistole geschossen vom Sitze auf:

„Was sagen Sie?“

„Exzellenz ... meine Sache verträgt keinen Aufschub. Was könnte der Mensch erreichen, der dem Feinde diesen tödlichen Schlage versetzt?“

„Wenn es gelingt: was ein Mensch erlangen kann — von uns. Gelingt es nicht: den tausendfachen Tod — von der Hand des Feindes.“

„Ich habe diesen tödlichen Schlag hergebracht...“

Brant griff in seine Tasche ... Der Minister durchlebte die kritischsten Augenblicke seines Lebens — seine Rechte ruhte auf einem an der rechten Ecke des Tisches unter einem Aktenbündel verborgenen Browning, für den Fall, daß Brant aus seiner Tasche einen Revolver — den tödlichen Schlag — hervorholen sollte. Überflüssige Vorsicht. Brant langte einen versiegelten Umschlag hervor und reichte ihn dem Minister. Dieser öffnete die Hülle und begann zu lesen. Brant trat einen Schritt zurück und wartete in stummer Unbeweglichkeit.

Der Minister las die Schrift einmal, zweimal, warf einen Blick in das Kuvert; mit kaltem, steifem Gesicht durchlief er nochmals die Zeilen. Dann nahm er das Schreiben des Reichskanzlers, heftete die beiden mit einer Drahtklammer zusammen und klingelte.

Der Adjutant öffnete plötzlich die Türe. Der Minister war blaß, er blickte mit starren Gesichtszügen in die Augen Brants, wie einer, der es gewohnt ist, in der Seele anderer zu forschen, dann wandte er sich plötzlich an den Adjutanten und erteilte, indem er auf Brant wies, in strengem Tone den Befehl:

„Bitte Herrn Brant hier in Gewahrsam zu nehmen ... Setzen Sie sich!“ — sagte der Minister zu Georg. Brant nahm auf einem der weiter rückwärts stehenden Stühle Platz und betrachtete ruhigen Blickes die Arabesken und aus Eichenholz geschnitzten Tafeln der Saaldecke. Der Adjutant hatte ihm gegenüber Platz genommen.

Der Minister nahm den Telephonapparat in die Hand und ließ einen der diensthabenden Obersten bitten.

„Oberst Wilke? Sie werden Herrn Georg Brant nach dem Garnisonlazarett Charlottenburg begleiten mit dem Befehl, daß dort sein Geisteszustand zu beobachten sei. Nach Ablauf der Beobachtungszeit haben Sie sich, Herr Oberst, bei mir zu melden.“

Brant blickte noch immer ruhig auf die Decke. Der Minister legte den Hörer nieder; Brant stand zugleich mit dem Adjutanten auf und verbeugte sich tief, als der Minister sich ihm näherte. Der stattliche Soldat blieb vor Brant in strammer Haltung stehen:

„Ich hoffe, Herr Ingenieur, daß wir bald weiter verhandeln können."

Der Ton, der aus diesem leidenschaftslosen Gesichte an das Ohr Brants schlug, bestärkte diesen nur in der Überzeugung: hier wird seine Sache ernst genommen.

Der Minister entfernte sich. Brants Schicksal war besiegelt. Nach einer kleinen Weile erschien Oberst Wilke und übernahm Brant vom Adjutanten.

Sie bestiegen das Auto des Kriegsministeriums und fuhren nach Charlottenburg, in die Krankenhausanlage der Ahorn-Allee. Dort wurde Brant im Offizierspavillon untergebracht und schon eine halbe Stunde später begannen drei der berühmtesten Psychiater des Landes mit seiner Beobachtung.

Das Schreiben des Reichskanzlers enthielt nämlich diese Anordnung.

In derselben Stunde noch meldete sich der Kriegsminister beim Kaiser zur Audienz. Seit der verhängnisvollen Wendung des Krieges hielt sich der Herrscher in Berlin auf und es war strenger Befehl, ihn von jeder Wendung, ohne Rücksicht auf die Tageszeit unverzüglich zu benachrichtigen.

Der Kaiser empfing den Minister sofort, der in kurzen Worten Meldung über das Geschehene erstattete und Brants Brief vorwies. Ernstliche Spannung spiegelte sich auf dem Antlitz des Kaisers, während er den Brief las:

„Was soll das bedeuten?"

„Den Sieg der deutschen Waffen."

„Halten Sie den Plan für möglich?"

„Majestät, wir verlieren nichts, wenn wir den Plan für ausführbar halten."

„Was geschah mit diesem Ingenieur?"

„Er steht unter Beobachtung auf der psychiatrischen Abteilung des Charlottenburger Garnisonlazaretts."

„Herr! Das dauert ja sehr lange.“

„Meines Erachtens kann dieser Brief nur dann ernst genommen werden, wenn sein Verfasser geistig gesund ist, Majestät.“

„Welchen Eindruck machte Brant auf Sie!“

„Den besten.“

„Könnte man seinen Plan nicht sofort durch Sachverständige untersuchen lassen? — Ich denke wieder daran, wir verspäten uns. Was nützt es uns, wenn Brant nach Wochen als geistig vollkommen gesund erklärt wird? Exzellenz, Sie müssen daran denken, daß da wahrscheinlich längere Vorarbeiten notwendig sein werden.“

„Majestät! Vorläufig würde ich nicht wagen, den Plan Sachverständigen zu überantworten, denn ich setze voraus, daß wenn dieser Plan innerhalb der Grenzen ihrer Fähigkeiten läge, sie schon früher auf etwas Ähnliches gekommen wären. Befaßt sich doch heute jeder damit, wie die tödliche Gefahr von uns abzuwenden wäre. Von Brant setze ich also voraus, daß er entweder ein Irrsinniger ist, oder bedeutend mehr weiß, als unsere Sachverständigen, oder einen glücklichen Einfall hatte, den . . . ich gebe zu, vielleicht nur mit Hilfe von Sachverständigen — nur er verwirklichen kann. Dies vermute ich, weil Brant ein heller Kopf ist. Ich warf einen Blick in seine Schriften, in die Liste seiner Facharbeiten. Eine seiner Arbeiten hat Geheimer Rat Professor Riedl geprüft und sie für überaus beachtenswert gefunden. Ist also der Gott der Deutschen mit uns und dieser Mensch in der Tat ein Genie, — dann ist der Plan durchführbar. Dann aber ist es niemals zu spät. — Wenn Majestät die letzten Meldungen von den Kriegsschauplätzen vergleichen, geruhen Allergnädigst zu sehen, daß unsere Armeen einen in der Geschichte beispiellosen Widerstand leisten. Leider stellt uns die unbefangene strategische Logik vor die traurige Tatsache, daß dieser Widerstand die Katastrophe wohl hinausschieben, nicht aber aufhalten könne — wenn nicht ein Wunder geschieht. Nach menschlicher Berechnung sind wir nach zwei Wochen in der Lage, uns für den Plan des Ingenieurs positiv zu inter-

essieren oder wir müssen ihn für das Hirngespinst eines Irrsinnigen halten. In diesem Falle erfährt es wenigstens niemand, daß wir uns in diesen traurigen Zeiten trügerischen Hoffnungen hingegeben haben. Falls diese Zeilen die Wirklichkeit bedeuten, haben wir noch immer Zeit für die Vorbereitungen. Ich nehme den schlimmsten Fall: es ist von neuen Einrichtungen die Rede — die deutschen Industriegebiete sind noch in unserem Besitze und da wird jede, noch so unmöglich scheinende Aufgabe gelöst werden. Und wenn unsere Fabriken, in der Hoffnung auf den Sieg den Rauch aus ihren Schloten speien und Tag und Nacht in ihren Hütten die Hämmer arbeiten lassen, wird das ohnehin langsame Vordringen des Feindes noch langsamer werden. Ich werde es schon verstehen, der Seele unserer Soldaten das Elixier der letzten verzweifelten Kraftanstrengung zu vermitteln. Unsere braven deutschen Jungens würden diese Mörder mit den Zähnen und den Nägeln zerfleischen. Majestät . . . ist dieses Papier der Bote der Wirklichkeit, so haben wir gesiegt — über die ganze Welt!!“ . . .

Der Kaiser stand unbeweglich im Glanze der durch die Fenster hereinströmenden, das Nahen des Frühlings verkündenden Sonnenstrahlen da, mit blassem, besorgtem Gesichte über seine geliebte Stadt hinwegschauend.

Hauptstadt der Deutschen — Berlin! Das Weltbeispiel menschlicher Energie, raschen Fortschrittes, imposanter Entwicklung. Über dich irrt der Blick des Mannes, der unermüdlich, vielleicht in unbewußt gewaltiger Liebe für die vom Menschenverstand zwischen Linien und Kuppeln gezwängte, nach Breite und Höhe regelmäßige Entwicklung der Steinhügel — unaufhörlich an der Vermehrung deiner Schönheit und Anmut gearbeitet . . . mit den Geschenken erhabener, herzerhebender Schönheiten der Kultur, der ozonreichen Wogen der Hygiene, der Ehrlichkeit der sozialen Fürsorge dir Leben eingehaucht hat.

Der Kaiser war in seiner Seele schon in das Zimmer zurückgekehrt; in seiner strammen, männlichen, ehernen Stimme erklangen Glaube und Hoffnung:

„Mit Gottes Hilfe und dem nüchternen Verstand meiner Deutschen werden wir siegen . . .“

Der Kriegsminister verbeugte sich. Der Kaiser reichte ihm die Hand:

„Ich billige Ihre Maßnahmen.“

Der Herrscher blieb allein in seinem Arbeitszimmer. Er setzte sich an seinen Tisch und die Stirn auf die Hand gestützt, betrachtete er minutenlang das vor ihm liegende Papier.

Es war Brants Brief.

„Ich bin in der Lage der Kriegsleitung einen Plan vorzulegen, der nach dem Ergebnis meiner Forschungen ausführbar ist. In vierundzwanzig Stunden bringe ich sämtliche Batterien des Feindes zum Schweigen, vernichte seine gesamte Munition, mache seine Gewehre unbrauchbar und verwandle seine Kriegsschiffe zu formlosen Metallklumpen. In derselben Zeit sind seine Soldaten kampfunfähig. Der Apparat kann von einer Person gehandhabt werden und diese Aufgabe will ich selbst besorgen. Die deutsche Nation kann der Welt den ewigen Frieden schenken.

Georg Brant.“

Im Kopfe des Kaisers jagten einander Bilder, die das Blut in Wallung bringen:

„Nibelungenträume . . .“

* * *

Acht Tage lang währte im Garnisonspital die Beobachtung, Brant war von den hervorragendsten deutschen Psychiatern umgeben, die in ihrer Arbeit auch von einem ungarischen und einem österreichischen Professor unterstützt wurden. Am neunten Tage suchte der Leiter des Spitals, Generalstabsarzt Dr. Lehmann den Obersten Wilke auf und meldete sich dann in dessen Gesellschaft bei dem Kriegsminister. Oberst Wilke blieb in strammer Haltung vor dem Minister stehen:

„Exzellenz, ich melde gehorsamst, Garnisonlazarett Charlottenburg hat die Untersuchung des Geisteszustandes Georg Brants beendet . . .“

Der Kriegsminister verfolgte mit äußerster Spannung die Worte das Obersten, der in seiner Meldung fortfuhr:

„Ich melde Euer Exzellenz mit respektvollem Gehorsam, daß Georg Brant ...“

„Ein Irrsinniger ist, was?“ — fiel ihm der Minister nervös ins Wort.

„Vollkommen gesund ist,“ meldete der Oberst ... „Herr Generalstabsarzt Dr. Lehmann wird die Zeugnisse unterbreiten.“ Sich verbeugend, klappte er leicht die Sporen zusammen und trat zurück. Der Generalarzt reichte dem Minister seine Schriften.

„Ich gestatte mir Eurer Exzellenz gehorsamst fünf ärztliche Zeugnisse zu überreichen, in denen die Herren Professoren Geheimer Rat Stux aus Berlin, Geheimer Rat Lazarus aus Bonn, Hofrat Kleinscheid aus München, Kaiserlicher Rat Hoffmann aus Wien und Hofrat Békéssy aus Budapest übereinstimmend bekräftigen, daß Ingenieur Georg Brant geistig gesund ist und seine Handlungen unter vollkommene Zurechnungsfähigkeit fallen. Außerordentlich entwickelte Beobachtungs- und Kombinationsgabe, vereint mit scharfem Gedächtnis charakterisieren seine Gehirntätigkeit. In seinem allgemeinen Befinden ist, infolge hochgradiger Entkräftigung eingetretene ...“

„Herr Generalstabsarzt ... kann dieser Mensch arbeiten?“

„Unbedingt ... selbstverständlich geistige Arbeit, für Garnison- oder Felddienst ist er untauglich.“

„Danke, Herr Generalstabsarzt. Herr Oberst Wilke, bitte Brant hierher zu bringen ...“

Der Kriegsminister verneigte sich und verständigte auf der geheimen, unmittelbaren Telephonlinie sofort den Reichskanzler von dem ärztlichen Gutachten.

Brant wurde sofort in ein Auto gesetzt und zum Kriegsminister gebracht.

Der Kriegsminister empfing ihn sofort:

„Es freut mich, Herr Ingenieur, Sie wiederzusehen. Ich ersuche Sie im Interesse der beschleunigten Erledigung nur

auf meine Fragen zu antworten. Sind Sie mit Ihrem Plane fertig?"

„Ja."

„Handelt es sich um eine neue Erfindung?"

„Ja."

„Wieviel Zeit benötigen Sie zur Ausführung?"

„Acht Wochen oder zwei Jahre . . ."

„Das verstehe ich nicht."

„Das ist keine Frage, Exzellenz."

„Ganz richtig. Weshalb benötigen Sie acht Wochen?"

„Weil in dieser Zeit der erste Apparat fertiggestellt werden kann."

„Dann aber weshalb: oder zwei Jahre?"

„Deshalb —" erwiderte Brant, und überreichte dem Minister ein Schreiben.

Der Kriegsminister las folgendes Memorandum:

„Mit weiterem Aufschluß diene ich nach erfolgter Annahme der folgenden Punkte durch Seine Majestät den Kaiser:

1. Unterfertigtem ist die unbeschränkte Vollmacht zu erteilen zur Heranziehung der nötigen Mitarbeiter, namentlich zur Bildung eines Komitees, das die Einzelheiten der Ausführung zu beraten hat. In diesem Falle kann die deutsche Armee in acht Wochen den Frieden diktieren. Hat Unterfertigter sämtliche Vorbereitungsarbeiten selbst zu erledigen, nimmt die Arbeit zwei Jahre in Anspruch.

2. Unterfertigter ist gleichzeitig mit der Überreichung obiger Vollmacht in den Offiziersstand zu erheben.

3. Nach dem ersten erfolgreichen Versuche sind Unterfertigtem einhunderttausend Mark in Gold als „Honorar" aus der Staatskasse anzuweisen.

4. Nach der ersten gegen die feindlichen Stellungen gerichteten erfolgreichen Operation sind Unterfertigtem weitere fünfhunderttausend Mark in Gold als „Honorar" aus der Staatskasse anzuweisen.

5. Sollte die Geistesarbeit und Energie des Unter-

fertigten den Friedensschluß ergeben, deutlicher: wenn Deutschland infolge der Schöpfung des Unterfertigten in die Lage versetzt wird, den Frieden nach eigenem Ermessen diktieren zu können, sind Unterfertigtem am Tage des Friedensschlusses weitere eine Million Mark in Gold als „Honorar“ anzuweisen. Die Beförderung erfolgt vom Tage der Übergabe der Vollmacht an bis zu einem mit den erzielten Erfolgen im Verhältnis stehenden hohen Rangklasse und erreicht am Tage des Friedensschlusses den Generalsrang.

Unterfertigter legt Gewicht darauf, daß die Deckung seines „Honorars“ aus den von den Feinden zu leistenden Kriegsentschädigungen erfolge. Georg Brant.“

Der Kriegsminister sprang auf und zerknitterte vor Wut das Papier. Mit blutrotem Gesicht und geballten Fäusten schrie er Brant an, der stumm und unbeweglich vor ihm stand:

„Eine Schande! Das ist Niedertracht! . . . Das ist abscheulich! . . . Eine Bezahlung zu fordern vom Vaterlande! . . . Eine Schweinerei, Bedingungen zu stellen, die Lage auszunützen! Ich lasse Sie verhaften! Warum kamen Sie nicht früher, warum nicht im Vorjahre?!“ . . .

Mit marmorstarrem, vor Erregung kreideweißem Gesicht erwiderte Brant:

„Weil man mich nicht gerufen hat, Exzellenz!!“

„Schämen Sie sich! . . . In Ihrem unerhörten Hochmut erwarten Sie, daß das Vaterland zu Ihnen spaziere, was? . . . Vielleicht Seine Majestät der Kaiser? Was!?“

„Diese Rede ziemt sich nicht zum Ernst der Lage . . .“

„Ich verbiete mir diese Strafpredigt!“

Das aber hörte Brant nicht mehr. Auch auf seiner Stirne quollen die Adern hervor, auch ihm stieg eine Blutwelle in den Kopf, auch seine Fäuste ballten sich:

„Ich wünsche nicht, daß das Vaterland mich ruft! Nur, daß es mich frage: was kannst du? ich wünsche nur, wenn ich sage: mein Kopf ist voll großartiger technischer Gedanken, dann soll dem Vaterlande nicht die Schmiede einfallen und möge das Vaterland nicht als Schlosser verwenden den, der

mit dem Zirkel in der Hand für Hunderttausende wichtige Linien dirigieren könnte! Ja, nur das wünsche ich, Exzellenz!! Hören Sie mich an! Mir hat der Finger eines Weibes den Weg zur Arbeit gewiesen, eine Frau stieß den Schrei aus: „Du mußt helfen, du mußt Hunderttausende töten, damit Millionen leben können — in Frieden! Nicht das Vaterland, nicht ihr — die Lenker seines Schicksals — ein Weib fragte mich: kannst du das? ... Exzellenz! Ich habe die Uniform angelegt und war von dem Augenblicke an nur mehr eine Einheit, den man Formfehler wegen gescholten, mit Fesseln bedroht hat und der der Letzte unter den Letzten war — dem es nicht erlaubt ist, ein Gehirn zu haben. Und auch damals haben nur jene Hirnzellen in mir gearbeitet, die mir heute das Recht geben, Ihnen, dem wichtigsten Beamten des Staates gegenüber es zu unterlassen, mir ein Schloß vor den Mund zu legen, weil heute das Leben des Vaterlandes von mir abhängt!! Von dem in meinem zu Tode gequälten Körper gezwängten mißachteten Gehirn! Nicht vom Vaterlande, vom Staate verlange ich Bezahlung!! ...

Georgs Glück war es, daß der Kriegsminister ein großer Mensch war. Die ersten Sätze, die den vor ihm stehenden schmächtigen Menschen wachsen ließen, seine Stirn hochhoben, in seinen Augen wildes, loderndes Feuer entflammten, seinen Brustkasten wölbten — packten ihn. In den ersten Augenblicken hatte ihn der kühne Ton überrascht, später öffneten sich von den mit dem kühnen Ton zum Ausdruck gelangenden Wahrheiten seine Augen. Als außerordentlich scharfsinniger Mensch hatte er im Nu erfaßt, daß der vor ihm stehende Mann recht hatte, und das fand um so stärkeren Widerhall in ihm, weil er einem Menschen gegenüberstand, der durch eigenen Schaden auf die Fehler der Organisation kam. Die Ehrlichkeit der deutschen Seele rettete Georg vor Bestrafung, diese seelische Ehrlichkeit, die der Wahrheit gegenüber keinen Rangunterschied kennt und die Aufrichtigkeit, die den im Interesse des Fortschrittes, der Verbesserung, gehaltvollen, neue Gesichtspunkte schaffen-

den Ton zu würdigen weiß; dem über Versehen, Rückständigkeit sich empörenden Aufschrei zu verzeihen versteht!

Noch einmal nahm der Minister das Wort:

„Sie sind ein vielgereister, erfahrener Mensch! Sie müssen wissen, daß angesichts einer solchen verhängnisvollen, auf das Geschick von Völkern auswirkenden Schöpfung es kleinliche Krämerei ist, von Bezahlung zu sprechen. Erinnern Sie sich der wunderbaren Aufwallung unserer Nation nach der Echterdingener Katastrophe ...“

„Exzellenz ... Ein Geschenk nehme ich nicht an. Der Fall von Echterdingen ist etwas anderes. Dort hatte nicht der unglückselige Erfinder jenen Leidensweg der Demütigung mitzumachen, der mir auf dem Schlachtfelde zuteil geworden war ... und die Nation eilte ihm zu Hilfe, als er bereits verstanden war, und Deutschland das Geschenk bereits empfangen hatte ...“

„Die Rache ist auch kein edles Gefühl ...“

„Daß es nicht Rache ist, werde ich Gelegenheit haben zu beweisen — nach vollendeter Arbeit; vorläufig wird sie dazu gut sein, daß man in Zukunft der Prüfung der Kräfte größere Sorgfalt widmen wird.“

„Und wozu die Erzwingung der Rangfrage?“

„Auch das wird die Zukunft beantworten. Vorderhand nur so viel: ich benötige den Rang, um meiner Energie mit der Macht des Standes Geltung zu verschaffen ... sollte ich auf Widerstand stoßen ...“

Brant war abermals gezwungen, die Gesellschaft des Adjutanten zu genießen. Der Kriegsminister fuhr hinüber zu dem Reichskanzler und berichtete ihm über die Wendung der Angelegenheit Brant. Der Kanzler war außer sich. Er erklärte die Bedingungen Brants rundweg für eine Unverschämtheit und was nach seiner Ansicht das größte Unglück an der Sache war, so etwas konnte man dem Kaiser gar nicht unterbreiten.

Die Angelegenheit Brant begann immer mehr den Charakter einer harten Nuß anzunehmen und die beiden Herren waren fast der Ansicht, ob es nicht zweckmäßig wäre, die fünf

Professoren einer kleinen Untersuchung zu unterwerfen: vom Gesichtspunkte der Fähigkeit psychiatrische Gutachten abzugeben. Dem Reichskanzler kam im letzten Augenblick ein rettender Gedanke:

„Wohl kein erhabener Gedanke, dafür aber sehr einfach,“ wandte er sich an den Minister. „Mein Herr . . . zweifellos befindet sich das Vaterland in Gefahr, jedem uneigennützigen Patrioten muß ein Ziel vorschweben: die Rettung des Vaterlandes! Ich habe triftigen Grund anzunehmen, daß der Plan Brants viel für sich hat. Seine Entwürfe müssen wir also in die Hände bekommen. Ich ordne unverzüglich eine Haussuchung bei Brant an.“

„Vielleicht hat er sie in seiner Aktentasche.“

„Richtig . . . bitte in diesem Sinne zu verfügen; ich treffe die nötigen Anordnungen bei der Polizei . . .“

Der Kriegsminister ließ sich mit dem Ministerium, der Kanzler mit der Polizei telephonisch verbinden und während der Adjutant in Gesellschaft des Obersten Wilke und eines Generalauditors Brant zur Übergabe seiner Aktentasche aufforderte, machten sich Geheimpolizisten mit dem Polizeipräsidenten und diensthabenden Staatsanwalt an die Untersuchung der Villa. Sowohl der Adjutant, als auch die Beamten wußten bloß von der Beschlagnahme gewisser Papiere, Pläne, Berechnungen und Notizen. In die Schriften Einsicht zu nehmen, war strengstens verboten.

Der Reichskanzler wartete auf die Meldungen; er reichte dem Minister seine Zigarren:

„Eure Exzellenz können ganz getrost die Bedingungen Brants als Fidibus benützen . . .“

Die erste Telephonmeldung kam aus dem Ministerium: die Aktentasche war leer. Einige Zeit später läutete das Telephon aus dem Grunewald.

Der Staatsanwalt meldete, daß Sophie Brant geborene Gräfin Wolowszka zu Protokoll gab, sie habe laut Anweisung ihres Gatten seine sämtlichen Schriften verbrannt. Der Kriegsminister konnte nicht umhin, maliziös zu bemerken:

„Es scheint, daß auch die Gräfin sie als Fidibus . . .“

Der Staatsanwalt fügte noch hinzu: „Laut Aussage der Gräfin habe ihr Mann wahrscheinlich aus dem Grunde so gehandelt, weil er in der letzten Zeit annehmen zu müssen glaubte, daß er von Spionen umgeben sei."

Der Kanzler murmelte ärgerlich: „Wahrscheinlich unsere Leute. Jedenfalls ist aber dieser Brant ein schlauer Kerl, am liebsten möcht' ich die ganze Sippschaft abschieben lassen."

Der Kriegsminister erhob sich: „Nun bleibt nichts anderes übrig, als Seiner Majestät Bericht zu erstatten."

„Na, danke! Ich glaube, das können Eure Exzellenz auch allein besorgen."

„Gewiß . . ."

Er ging.

Der Kriegsminister fuhr zum kaiserlichen Schloß. Dort legte er dem Kaiser die augenblickliche Lage dar. Der Kaiser machte große Augen über die Bedingungen Brants und fragte den Minister, was er ihm erwidert hätte. Der Minister wies wortlos auf das zerknitterte, nun aber wieder geglättete Papier. Der Kaiser dachte eine Weile nach, dann wandte er sich plötzlich zum Minister:

„Jaaa . . . der Mensch hat ja eigentlich recht . . ."

Und mit diesem kaiserlichen Wort kam das Schicksal Brants endgültig in das richtige Geleise.

Die ersten Takte der grandiosen Akkorde der Weltgeschichte ertönten . . .

— —

Sophie durchlebte diese Tage ohne Seufzer. Sie war von der Welt völlig abgeschlossen — sie wußte von nichts. Sie wußte weder, wo Brant war, noch was mit ihm geschehen würde. Ruhig, ohne ein Wort der Klage duldete sie weiter. Nur die von den Grenzen herkommenden Nachrichten beunruhigten sie. Mit tiefer Resignation, ohne Verhüllung berichteten die Zeitungen über die Geschehnisse. Die Behörde versuchte wohl anfangs den Mitteilungen durch die Zensur eine Richtung zu geben, allein kaum war das Trostlose der Lage bekannt geworden, erschien der Kaiser eines Tages auf dem Balkon des Hohenzollern-Schlosses und richtete eine

Ansprache an das Volk. Die letzten Worte der geschichtlich denkwürdigen Rede gingen durch die ganze Welt und besonders in Deutschland hatten sie die Paläste wie die Hütten als ihre letzte Feste verwahrt.

„Ich befreie die Presse von der Zensur," sagte der Herrscher, „das deutsche Volk ist stark genug, um dem Verhängnis in die Augen zu schauen."

Und das Deutschtum war stark genug. Auf der Landkarte wurden die Fähnchen immer mehr nach innen verlegt, der Ring hatte sich Schritt um Schritt verengt. Der Feind vermochte sich nur um den Preis furchtbarer Opfer vorwärts zu schleppen, seine Verluste gingen in die Hunderttausende. Schon vor Monaten hatte er die Grenze überschritten, wenn jedoch die angreifenden Armeen den Blick nach rückwärts wandten, sahen sie noch immer die verwüsteten Grenzen ... sie waren kaum vorgedrungen. Und unaufhörlich tönte der Sang . . . „Ein feste Burg ist unser Gott!"

Sophie zählte die Stunden, die Minuten. Eine innere Stimme beruhigte sie: „Georg sei nichts Schlimmes zugestoßen . . . Die heilige Sache muß siegen!!!"

Am Tage, an welchem der Kaiser die Bedingungen unterschrieb, hielt gegen Mittag ein Automobil vor der Villa. Zwei Herren stiegen aus; sie ließen sich bei Sophie melden ... Ein Generalstabsoberst und ein Oberleutnant. Sie teilten Sophie in kurzen Worten mit, daß sie auf höhere Weisung die Villa verlassen müsse. Sofort. Der Oberleutnant ersuchte sie, jene Gegenstände zu bezeichnen, deren sie während der Internierung auf einige Wochen benötigen würde und versicherte sie, daß alle ihre Wünsche genau erfüllt würden. Sophie ließ apathisch über sich verfügen. Sie diktierte das Notwendige und bestieg mit dem Obersten das Automobil. Die Fahrt ging zum Anhalter Bahnhof. Dort stiegen sie in einen aus mehreren Wagen bestehenden Sonderzug. Die Fenster waren verhängt; der Oberst zeigte Sophie ihr Abteil — es war ihr ein ganzer Salonwagen zur Verfügung gestellt, mit einer jungen Dame, die der Oberst ihr vorstellte: „Fräulein Hopfer." Sophie ahnte nicht, daß Fräulein Hopfer, eine

hübsche, redselige, junge Berlinerin, im Dienste der Geheimpolizei stand.

Einige Minuten später fuhr der Zug geräuschlos aus der Halle und raste in den sonnigen Frühlingsnachmittag hinein. Die Fahrt dauerte fast ohne Unterbrechung den ganzen Nachmittag. Eine Stunde, nachdem sie Berlin verlassen hatten, durften die Vorhänge heraufgezogen werden. Sophie befand sich in einer unbekannten Gegend. Man brachte ihr des öfteren Erfrischungen, Sophie nahm jedoch nichts zu sich, nur nach Zigaretten sehnte sie sich. Sonderbar, seit ihren Petersburger Universitätsjahren hatte sie keine Zigaretten geraucht . . . Jetzt empfand sie einen unüberwindlichen Wunsch, qualmende Rauchwolken gegen die Fenster zu blasen. Fräulein Hopfer war mit allem versehen — selbst mit Zigaretten. Sie nahm aus ihrer Handtasche eine kleine Golddose heraus, auf deren inneren Seiten Sophie eine neunzackige Krone gewahrte — und bot der Gräfin eine Zigarette an. Jetzt war sie ganz besonders mit ihrem Schicksale zufrieden — einerlei, was kommen mochte: Sie durfte die Rauchringe gegen die Fensterscheiben blasen . . .

Gegen acht Uhr abends hielt der Zug und der Oberst rief in ihren Wagen hinein: „Gräfin, wir sind angelangt."

Sophie blickte zum Fenster hinaus. Sie bemerkte auf dem Bahnhofsgebäude die weiße Tafel mit den großen regelmäßigen schwarzen Buchstaben. Sie begann im Dunkel die Aufschrift zu buchstabieren . . .

„Essen a. Ruhr."

Auf dem Bahnsteig standen mehrere Offiziere, die die aussteigende Gesellschaft neugierig betrachteten. Das Interesse nahm noch zu, als man Sophie aus dem Wagen half; die elegante, sich mit vornehmer Sicherheit bewegende, schöne Frau erregte großes Aufsehen. Sie eilte in der Gesellschaft mehrerer Offiziere, die ihr nach der Ankunft noch im Salonwagen vorgestellt wurden, raschen Schrittes über den Bahnsteig und durch den Wartesaal.

„Sagen Sie mir doch, Herr Oberleutnant, was geschieht denn mit mir?"

„Sie wissen es noch nicht, Gräfin? — Na, das ist ja köstlich. Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, in zehn Minuten erfahren Sie alles . . .“

Als sie aus dem Bahnhofsgebäude trat, bemerkte sie ein Automobil, das gerade in die erste Querstraße einbog. Offiziere saßen darin. Auch am Ausgange des Bahnhofsgebäudes standen Offiziere, die ihre um Sophie stehenden Kameraden grüßten. Ein starker grauer Mercedes-Wagen mit dem schwarzen Adler auf der Motorhaube fuhr vor. Der Oberst half Sophie hinein, der Wagen fuhr davon und bog in die erste Querstraße rechts ein. Unmittelbar hinter ihnen fuhr ein Benz mit den übrigen Offizieren und dem Fräulein Hopfer. Als sie auf eine kilometerlange gerade, breite Straße kamen, gewahrte Sophie vor ihnen wieder das Automobil, das sie schon vor dem Bahnhofsgebäude bemerkt hatte. Es wirbelte ungefähr einen Kilometer vor ihnen den Staub auf.

Sie mochten etwa zehn Minuten gefahren sein, als links kleine Häuser und eine Anzahl von Fabrikschloten auftauchten. Das Automobil bog an einer Wegkreuzung nach links und gelangte an eine endlose Umfriedigung. Dort fuhr es durch ein mächtiges Tor. Sophie stand eine Sekunde lang das Herz still — über dem Tor kündeten düstere Lettern das in der ganzen Welt bekannte Wort, den Begriff der Riesenkraft: „Krupp.“

Nunmehr öffneten sich Sophies Lippen zu einem Lächeln, sie reichte dem an ihrer Seite sitzenden Obersten ihre schmale Hand:

„Danke, Herr Oberst, nun weiß ich alles.“

„Noch nicht, Gräfin. Warten Sie nur noch einen Augenblick . . . sehen Sie — dort, dort werden Sie alles erfahren.“ Er wies auf das Ende der Straße.

Innerhalb des Tores befand sich eine geregelte kleine Stadt mit Straßen und Plätzen; im Hintergrunde Fabrikgebäude, Schlote, Kuppeln von Schmelzhütten. An der Hauptstraße in der Mitte eines kleinen Gartens stand ein hübsches Häuschen. Vor dem Tore sah Sophie zu ihrer

größten Überraschung das vor ihnen fahrende Automobil stehen.

Eine unsichere Ahnung, eine freudige Gewißheit überkam ihr Herz. Jetzt lachte sie schon und klatschte mit den Händen, die Telepathie des Herzens war schon in Tätigkeit, sie wußte schon, daß dort bei dem kleinen Häuschen alle ihre Leiden ein Ende nehmen werden. Und wirklich . . .

Das Auto hielt unmittelbar hinter dem vorhin eingetroffenen. Offiziere in Uniform und Beamte in Zivilkleidung umringten den Wagen Sophiens. Ein Leutnant öffnete die Türe. Die Frau stieß einen leisen Schrei aus und warf sich dem Leutnant in die Arme . . . Es war Georg.

Ihn hatte man im ersten Auto hierhergebracht, nachdem die Gnade des Kaisers ihn gleichzeitig mit dem Befehl zur großen Schöpfung in den Offiziersstand erhoben hatte. Den mit der Handschrift des Kaisers versehenen Bogen, auf dem der Herrscher oben mit kräftigen entschlossenen Zügen noch die Bemerkung schrieb: „Mit Gottes Hilfe!" hatte ihm der Kriegsminister gleichzeitig mit dem Ernennungsdekret überreicht. Bei der Überreichung der Dokumente teilte die Exzellenz ihm gleichzeitig mit, daß er in Essen interniert werde. Dort müsse er arbeiten in den Kruppschen Werken, die ohne Begleitung zu verlassen ihm strengstens verboten sei. Georg bat um die Erlaubnis, daß seine Frau sein Los teilen dürfe.

Der Minister schüttelte den Kopf:

„Herr Leutnant . . . Frauen stören die Arbeit."

„Exzellenz, ich verlange keine weibliche Begleitung, sondern einen Mitarbeiter. Diese darf ich mir laut dem ersten Punkt meines von Seiner Majestät dem Kaiser allergnädigst bestätigten Betrauungsschreibens frei erwählen . . . !"

„Aber Herr Leutnant, Sie sprachen ja von Ihrer Gemahlin!"

„In diesem Falle handelt es sich um meinen Mitarbeiter."

Und dagegen gab es keine Einwendung. So wurde auch Sophie nach der Bahn gebracht und das Ehepaar hatte die ganze Reise bis Essen im selben Zug mitgemacht, ohne

daß sie voneinander gewußt hätten. Mächtige Vorgesetzte pflegen sich so an neugebackenen Leutnants zu rächen.

In Essen wurde dem Ehepaar Brant auf der Kruppschen Anlage eine Villa zugewiesen. Fräulein Hopfer stand der Frau zur Verfügung, während Brant sich mit einem Offiziersdiener begnügen mußte. Der Oberleutnant hatte im Grunewald die ihm übertragene Aufgabe vorzüglich erledigt und am dritten Tage traf mit dem Auto alles ein, was Sophie gewünscht. Einfache Kleider, Weißwäsche, einige Toilettekleinigkeiten und in einem versiegelten Kuvert sämtliche Schlüssel, mit Etiketten versehen, auf denen ihre Verwendung verzeichnet war. Auch das Personal Brants wurde nach Essen gebracht, jedoch abgesondert und unter strenger Bewachung. Man mußte achtgeben, aus all den Vorbereitungen durfte nichts ruchbar werden. Um Vermutungen vorzubeugen, hatten die verkleideten Beamten der Polizei vor den Nachbarn im Grunewald die Sache so hingestellt, als hätten Brant und die Gräfin spioniert. Das war das Vernünftigste, allein die übereifrigen Patrioten hätten die Villa fast in Brand gesteckt.

Brants richteten sich im kleinen Häuschen ein und Sophie verstand es, die drei kleinen Zimmer recht wohnlich zu machen, Nur Brants Arbeitszimmer berührte sie nicht — dort herrschte Georg; was soviel bedeutete, daß er einen langen grünen Tisch, acht Stühle, einen großen Zeichentisch, einen Panzerschrank für die Entwürfe, ein Büchergestell und ein Eisenbett hineinstellen ließ.

In Essen begann die Arbeit! . . .

Zwei Tage nach dem Eintreffen Brants traf ein Auto nach dem anderen in Essen ein, Georg lud einen berühmten Naturforscher, zwei Universitätsprofessoren vom elektrotechnischen Fach, einen anderen, der sich einen Weltruf um die Forschung über magnetische Strahlentheorien erworben, einen Hauptmann der Luftschifferabteilung und einen Generalstabsobersten ein. Die trafen nun ein, der eine aus dem Laboratorium, der andere vom Schlachtfelde.

Am neunten März 1915 abends sechs Uhr trat die Kom-

mission zum ersten Male zusammen. Sophie mußte stenographisch das Protokoll führen — bei Tage, und da sie auf der Maschine nicht schreiben konnte, diese Protokolle in sieben Exemplaren abschreiben — bei Nacht ...

Draußen vor dem Haustor ging der Wachposten auf und ab ...

Auch solche Honigwochen gab es in diesem Jahre ...

* * *

Die sechs Gelehrten saßen um den grünen Tisch und Georg führte den Vorsitz. Die Schädel glänzten im Lichte des elektrischen Kronleuchters und Georg begann in düsterem feierlichen Tone zu reden:

„Meine Herren ... mein erstes Wort ist der Wahlspruch, den Seine Majestät der Kaiser über meinen Betrauungsbrief schrieb: „Mit Gottes Hilfe!“ ... Mein zweites: Seine Majestät der Kaiser lebe hoch! hoch! hoch! ... Die Männer brachten stehend ein dreimaliges Hoch aus. Georg fuhr fort: „Mein drittes, Sie zu einem männlichen, entschlossenen Händedruck aufzufordern: Unser Blut und Leben und Können für den Ruhm des deutschen Volkes zu opfern. Es lebe das Vaterland!“ Die Männer drückten einander stumm die Hände ... „Und nun begrüße ich Sie, meine Herren, und bitte Sie im Namen der hehren Aufgabe an meiner Seite auszuharren bis zum letzten Augenblick, bis zum Siege! ...“ Die Männer verneigten sich gegen Brant.

„... Seine Majestät geruhte allergnädigst zu beschließen, daß die von mir in Demut erbetenen Bedingungen erfüllt werden. Vor allem lese ich diese Bedingungen vor ...“ Brant verlas den Inhalt des bewußten, zerknitterten und wieder geglätteten Papiers. Dann fuhr er fort: „Ich beeile mich hinzuzufügen, daß ich, was die materielle Seite der einzelnen Punkte anbelangt, vollkommen uneigennützig vorging. Ich wollte nur die Gelegenheit wahrnehmen, auf einen Mangel der Organisation hinzuweisen, der — wie ich vermute — der Aufmerksamkeit der leitenden Faktoren entgangen war; diese meine Einwendungen fanden an aller-

höchster Stelle Gehör: wie Sie sehen, meine Herren, darf ich an diesem illustren Tische den Rock des Kaisers tragen; ich darf also hoffen, daß die künftige Generation nach Wissen und Verdienst klassifiziert werden wird. Somit hat die Ursache aufgehört, die mich bewog dem Staate gegenüber Bedingungen zu stellen. Und hiermit verzichte ich auf den ausbedungenen materiellen Gegendienst oder wie es in der Urkunde heißt, auf das „Honorar“ und biete es, meine Herren, Ihnen an, in der Form, daß ich den Betrag in Ihrem Namen zugunsten der Witwen und Waisen der auf dem Schlachtfelde gefallenen Helden an die Deutsche Bank überweise.“ Die Herren erhoben sich und reichten Brant die Hand . . . Wieder nahm Brant das Wort: „Und nun zur Sache, meine Herren! . . . Die heutige, strategische Lage ist Ihnen allen bekannt, wir sind umzingelt zu See und zu Lande. Unsere Feinde haben auf die Vernichtung des Deutschtums geschworen. Unsere tapferen Soldaten stellen der Weltgeschichte ein unerhörtes arithmetisches Beispiel: auf jeden gefallenen deutschen Soldaten fallen drei und ein halb feindliche Tote. Leider aber nützte all das nicht viel; um die Grenzen des Deutschen Reiches zu schützen, müßte jedes deutsche Bajonett durchschnittlich zwei feindliche Krieger ins Jenseits schicken. Ich bemerke, daß ich unter deutschen Bajonetten auch unseren Waffenbruder verstehe, denn die heutige Lage hat die Lebensinteressen unserer Waffenbrüder vollkommen mit den unseren vereint . . . Wir teilen leider das Schicksal unserer Waffenbrüder, nachdem sie, ebenso wie das einheitliche, ruhmvolle deutsche Volk, den von der Regierung zur Erwägung empfohlenen Friedensschluß — der in diesem Falle die Waffenstreckung bedeuten würde — einmütig zurückgewiesen haben. Wir sind der Regierung gegenüber zu Dank verpflichtet für die Verdolmetschung des vom Feinde hochmütig angebotenen Friedens, richtiger gesagt dafür, daß sie den Vorschlag gleichsam dem Volke zur Entscheidung vorgelegt hatten, wir müssen aber auch unserer Bewunderung für das Volk Ausdruck verleihen, das in dieser Stunde des Jüngsten Gerichtes seine Augen zu Gott erhob

und in einer hehren Versöhnung mit sich selbst des furchtbaren Schlages harrt. Mit dieser Ergebung in Gottes Fügung erwarten ihn die Frauen, Kinder, Greise — das in jahrhundertelanger, ehrlicher Arbeit, in aufrichtigen Bestrebungen seelisch gestählte, ruhmreiche deutsche Volk ... Meine Herren, von den Grenzen tönt der Psalm zu uns, unsere Soldaten verkünden darin — Ein feste Burg ist unser Gott. Wir beugten das Haupt: immer näher ertönte der erschütternde Todesgesang. Noch aber gibt es einen Gott im Himmel!" rief Brant mit seiner sonoren, tief tönenden Stimme — „er verläßt jene nicht, die auf ihn bauen, die mit reinem Gewissen vor seinem Angesicht in sich kehrten und nicht seinem Namen fluchten, als diese Weltkatastrophe hereingebrochen war! Unser Volk kann nicht zugrunde gehen, auch dann nicht, wenn sich alles gegen uns wendet, wenn uns alles verläßt ... der Genius soll uns den Weg weisen, auf dem wir die wilden Horden von unseren Grenzen jagen, Millionen zerschmettern können, um auf den hochtürmenden Hügel der Leichen die Fahne des ewigen Friedens hissen zu können ... Ich betrachte es nicht als Ruhm, daß ich in meinem winzigen Menschengehirn diesen Weg zu finden wähne, auf dem wir die Fahne vorwärtstragen können, ich sehe darin nur die Unberechenbarkeit der göttlichen Vorsehung ... Mit diesen, angesichts der erschütternden Tragödie unseres Vaterlandes bescheidenen Worten mußte ich unter dem Druck des in mir wohnenden sittlichen Zwanges Abschied nehmen von allem, was in mir menschlich war. Meine Herren, wir müssen uns narkotisieren und gäbe Gott, daß meine Worte hierzu geeignet wären; denn die Aufgabe, vor der wir stehen, ist eine höllische. Wir müssen Gut und menschliches Leben vernichten — Millionen in Stahl, Eisen, Messing, Bronze und Millionen an Menschenleben! zerschmettern, niederbrennen, zerfetzen, verkrüppeln, zermalmen, erstarren machen, alle Übel der Welt schütten über Millionen — die unsere Mitmenschen sind. Das ist eine gräßliche Verworfenheit, aber eine göttliche Aufgabe, wenn dieses Höllenfeuer die hochmütigen, aufgeblasenen, verkommenen, seelenschändenden Barbaren

aus Strafe trifft — ein hehres Ziel, wenn die Verstummten zu Märtyrern des ewigen Friedens geworden, wenn die Pietät der Nachkommen nach späten Jahrhunderten sie unter den Obelisken der Ebenen aufsuchen wird . . ."

Das war die letzte Rede, die die Lippen Brants in seinem Leben verließ, allein die riesige Bedeutung des Augenblicks hatte sich so tief in seine Seele eingenistet, daß es ihm schwer fiel, aus dem lyrischen Schwung sich wieder zum grünen Tisch zurückzufinden. Zum Glück fand der Oberst das richtige Wort, indem er ihm ins Wort fiel: „Na, natürlich haben wir ja der Entschuldigungen mehr als genug, doch halte ich für die ritterlichste Entschuldigung jene Wahrheit: hauen wir nicht dich, haust du uns. Na, dann haue lieber ich . . ."

Der Naturforscher erklärte, das Interesse des Vaterlandes sei über alle Skrupel erhaben und wer das Deutschtum vom Erdboden ausrotten will, erhob seine Waffe gegen die Kultur; zum Glück verfügt die Kultur über ebenso starke Arme, wie ruhige Überlegung.

„Über die erste Frage wären wir also hinaus, meine Herren —" fuhr Brant fort — „und diese besteht darin: Was ist unsere Aufgabe? Ich antworte: Die numerische Überlegenheit des Feindes in der möglichst kürzesten Zeit zu brechen. Hierzu genügen unsere gegenwärtigen Kriegsmittel nicht. Es ersteht daher die zweite Frage: Wie können wir unsere Aufgabe lösen? Ich antworte wieder: Durch die Schaffung neuer Waffen. Und die Aufgabe bestimmt geradezu die Waffe: Es ist ein Apparat zu schaffen, der in einer einzigen Wirkungsphase ganze Armeen kampfunfähig zu machen hat."

Betroffenheit malte sich auf den Gesichtern der um den Tisch Sitzenden. Einige stützten das Haupt auf die Hände, andere rückten nervös hin und her oder trommelten auf dem Tische. Der Oberst fuhr von seinem Stuhle auf: „Aber womit könnte denn der Apparat diese unglaubliche Leistung vollbringen, was für eine Maschine oder Einrichtung soll das sein, Herr Leutnant? darauf antworten Sie, das ist das Wichtige . . ."

Brant blickte ruhig um sich.

„Es ist bekannt, daß die elektrischen Ströme auf eine beliebige Spannung erhöht werden können. Auch ist es bekannt, daß diese Ströme auf Metallmassen übertragen einen Stromkreis bilden. Ferner ist es eine bekannte Erscheinung, daß dieser Stromkreis bei seiner Unterbrechung Entladungen verursacht, die in der Form von Funken in der Umgebung Verbrennung erzeugt. Das ist die eine Basis. Wir wissen, daß die Truppenkörper von großen Massen Metallvorräten umgeben sind, zum Teil durch Munition, zum Teil durch Geschütze aller Art und sonstige Apparate; ich rechne aber auch die Gewehre hinzu, der Kriegsschiffe und der Panzerausrüstungen der Kriegsschiffe gar nicht zu erwähnen. Das ist die andere Basis. Die Aufgabe ist nun die: die erste Basis, eine Stromquelle großer Spannung — und ich denke da an zumindest fünfzigtausend Volt — in die Nähe der zweiten Basis zu bringen in der Weise, daß ich den Punkt der Stromunterbrechung nach meinem Belieben bestimmen kann. Das ist die Aufgabe, das ist das Mittel, meine Herren, und ich bitte zunächst hinsichtlich dieser beiden Punkte um Ihre Meinung, um genauere Berechnungen feststellen zu können."

Und daraufhin begann die Debatte! Die durch die akademische Disziplin des Wissens gefesselten Gehirne hielten den Plan Brants für vollkommen unmöglich, die von den konservativen Prinzipien der Strategie durchtränkten Soldaten für antipathisch, denn das ergäbe eine Waffe, gegen die es keinen Schutz gibt und die in der Kriegführung keine Gelegenheit für brillante Schachzüge der taktischen Kunst bietet. Die ersteren versuchte Brant mit der unerschrockenen Phantasie des freien Geistes zu überzeugen, für die letzteren warf er eine kurze Einwendung in die Wagschale: „das Schicksal von Völkern gestattet nicht die Ambitionierung strategischer Schulbeispiele . . ."

Es forderte stundenlange, schwere Arbeit, bis er mit diesen Männern so weit war, daß sie wenigstens die Berechtigung und die Notwendigkeit der Untersuchung der gestellten Aufgabe anerkannten.

Und jetzt standen sie vor der schwersten Frage! Man mußte die Mittel suchen, mit deren Hilfe sie die Elektrizität in ihren Dienst zwingen konnten. Brant wies nach, daß sämtliche Erscheinungen der Kultur ihre Wiege im Schoße der Natur fanden. Jeder Ausgangspunkt in jedem Zweige der Technik liegt als Grundphänomen fertig in der Natur und die Resultate der Technik sind bloß die Kopien der energetischen Arbeit der Elemente, die Technik fesselt auf künstlichem Wege die Naturkräfte zur Förderung der menschlichen Kultur — sie besorgt das Steigern oder das Verringern der Urkräfte. Die Elektrizität ist die Seelentätigkeit der großen Natur, die Wärme ihre Ernährung, das Licht der strahlende Blick ihrer Augen.

Auch Brant wollte der Natur Kräfte entleihen, auch ihm hatten die Welten schaffenden und vernichtenden Naturkräfte den Weg gewiesen, den er verfolgen mußte.

Der Blitzstrahl! Diese sengende, riesige Flammenpeitsche wollte Brant der Natur entleihen. Was der endlose Weltenraum zu erzeugen vermochte, mußte auch er Stahlplatten und Kupferdrähten abzwingen können. Den Blitzstrahl in seine Bestandteile zu zersetzen, um diese mit seinem menschlichen Verstand aus den dem Menschen dienstbaren Materien hervorzurufen und in ihn die bewegende, herrschende Seele zu hauchen.

Unter Beipflichtung der militärischen Sachverständigen wurde ausgesprochen, daß der Apparat nur in der Luft erfolgreich wirken könne. Der Apparat mußte über der Erde in den Höhen schweben, das Vernichtung speiende Stahlungetüm mußte dort erscheinen, wo der Feind nicht mit dem bloßen Körper von Hunderttausenden seiner vorgetriebenen Opfer den Apparat erdrücken konnte. Wie die düsteren, sich knäulenden Wolken über die sturmgepeitschten Ebenen, so mußte die Blitzmaschine über die Häupter der der Verdammnis Anheimgefallenen hinziehen. Wo die durch Tunnels schleichenden Minen machtlos waren . . .

Nach tagelanger, schwerer, mühsamer Arbeit stand die

Aufgabe endlich klar vor den mit ihren gärenden Gedanken kämpfenden Männern ...

Auch das Mittel war gefunden.

Nun mußten das menschliche Wissen, die in kurzen Augenblicken unermeßliche Regionen durchfliegende Eingebung, ihre aus den Unmengen von Voraussetzungen entwickelten Ergebnisse die durch Zahlenreihen abgeträufelten Resultate der Forschungen, die überlegenen Feststellungen in die Schranken des Erwiesenen einordnen. Nach erregten Debatten, nach der in Todesstille mit Anstrengung aller Kräfte durchgeführten Verarbeitung der Erörterungen, nach langwierigen, in ruhigem Tone geführten, Überzeugung bezweckenden Beweisführungen, grimmigen Einwendungen, Lobpreisungen, Widersprüchen, Billigungen, Drohungen, Geringschätzungen, nach feurigen Gegenargumenten, hervorgebracht mit schweißbedeckten Stirnen, hervorquellenden Augen und zusammengebissenen Lippen, nach friedlichen, feindlichen, vertrauensvollen, zweifelnden, anerkennenden und verletzenden Minuten — nach den Minuten der Schöpfung, hatte Georgs unerschütterliche Energie die mit der Unmöglichkeit kämpfenden Männer auch über diesen Abschnitt siegreich hinweggeführt.

Die von Stunde zu Stunde sich türmenden Hindernisse erhitzten die Gehirne und steigerten gleich dem glühenden Feuer im Feuermantel der überheizten Kessel die Kraft des Schaffungsvermögens in Brant und seinen Mitarbeitern. Die bis zum Reißen gespannten Nervenfasern hatten den ganzen Organismus der Männer so sehr aufgepeitscht, daß ihre Gehirnzellen rückhaltlos im Raume umherschweiften. Die Grenzlinie der Möglichkeit stand nicht an der Grenze des Wissens; sie zog keine Schranken: bis hierher und nicht weiter; die aufgepeitschten Gehirnschwingungen füllten mit durchdringendem Lichte die Kammern des Denkens, des Erfindens, und so fanden diese Männer in vergessenen, unbekannten, vernachlässigten Winkeln Schätze, die das Unmögliche ermöglichten.

Brant hielt mit scharfem Auge und gespannten Nerven

Wache. Jedes Wort prägte sich tief in sein Gehirn, er prüfte, verglich und urteilte sofort. In einem Augenblick hielt er den in seinen Gedankenfolgerungen dahinjagenden Gelehrten an und erfaßte und fixierte den Satz, der zur Lösung der Aufgabe notwendig war, das Material, das bei der Fundierung des großen Gebäudes als Mörtel oder Ziegel diente.

Am grünen Tisch in Essen häufte sich lange Tage und noch längere Nächte hindurch Notiz auf Notiz, Zahlenreihe schloß sich an Zahlenreihe; zumeist ertönte das zur Mahlzeit rufende Signal vergebens.

Jetzt hatten sie zu nichts mehr Zeit, in fieberhaftem Streben, mit der letzten Anstrengung menschlicher Kraft kämpften die in Essen von der Welt abgeschlossenen Männer, um den Fiebertraum des menschlichen Genius zu fassen, in Körper und Seele zu zwängen, zum Leben zu rufen ... die sich mit Welten, gleich farbigen Seifenblasen spielenden Naturkräfte in das Joch des winzigen Wurms: des Menschen zu zwingen. Jetzt gab es keine erbitterten, laut geführten Debatten, blutunterlaufene Augen, kein nervöses, heiseres, spottendes Lachen im Reiche des Wissens mehr, die mit den Waffen der Begabung kämpfenden Parteien fanden einander und setzten die Arbeit Schulter an Schulter fort ...

* * *

Das Fundament war fertig — die Grenzlinien gezogen. Brant teilte die Arbeit aus und schrieb jedem einzelnen Mitarbeiter den von ihm genau zu befolgenden Weg vor. Ein jeder übernahm einen Abschnitt der ganzen Aufgabe und widmete seine ganze Kraft der Ausarbeitung des ihm zugefallenen Teiles.

Unterdessen hatte Brant mit den beiden Generalstabsoffizieren das strategische Programm der Operation festgestellt und zwecks Information der Heeresleitung eingesandt.

Die Tage schwanden, einer nach dem anderen, und das Bangen wuchs. Brant mußte die stärksten Beruhigungsmittel nehmen, um seinen Nerven wenigstens auf einige Stunden Ruhe zu verschaffen. Auch das tat er nur auf Zureden

Sophiens. Die Frau verrichtete gleichfalls eine gewaltige Arbeit. Die ganze Zeit mußte sie mit gespannter Aufmerksamkeit dasitzen und fleißig Worte und Sätze fixieren, deren Bedeutung und Sinn außerhalb der Grenzen ihres Wissens lag. Trat in die fieberhafte Arbeit eine kurze Pause ein, zog sie Georg mit sich hinauf in ihr kleines Zimmer und spielte auf dem Klavier einige Akkorde. Seine Gedanken aber waren weit, sehr weit von ihr . . . nahe zum schaffenden Gott . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am sechsten Tage traten die Mitglieder der Kommission wieder zusammen und berichteten über ihre Arbeit. Wenn die Geschichte nach Jahrzehnten mit unbefangenem Blick auf die Arbeit der Kommission zurückblickt, wird sie nach verborgenen geheimen Mitteln forschen, mit deren Hilfe diese Arbeit möglich war . . . Es schien unmöglich, daß ein Mensch aus Fleisch und Blut gleich Millionen anderen, fähig war innerhalb weniger Tage im Labyrinth der Naturwissenschaft solche bisher verborgene Wege zu ergründen, zu deren Erforschung sonst jahrelange, angestrengte Arbeit erforderlich gewesen wäre. Und wer weiß, ob es selbst dann den gewünschten Erfolg gebracht hätte? . . . Dieses Wunder hatte Brant der Geschichte geschenkt und es schmälerte durchaus nicht sein Verdienst, daß dies nur mit Hilfe der hervorragendsten Naturforscher ausgeführt werden konnte. Ihm gehörte unzweifelhaft das Verdienst, weil er es war, der die ganze Arbeit organisierte, weil seine vor nichts zurückschreckende Energie die auf halbem Wege zaghaft Stehenbleibenden oder von der wahrscheinlichen Erfolglosigkeit entmutigt sich abwendenden Forscher wieder vorwärts trieb. Er wies die Richtungen, er zeigte durch den Nebel unbekannter Geheimnisse hindurch auf Punkte, die noch niemand gewahrt hatte, auch er nicht — er ahnte es nur; nur empfand er es mit Bestimmtheit, daß diese Stützpunkte sich unbedingt dort befanden und Wege zu ihnen führen müssen. Da halfen Einwendungen der Gelehrten nichts, sie mußten mit, vordringen in das dunkle Schattenreich. Brant trieb sie

unbarmherzig vor sich her. Und dieser Kampf des Wissens mit der Phantasie war von Erfolg gekrönt.

Nach der Plenarsitzung stand der Plan fertig bis in die kleinsten Einzelheiten.

* * *

Für Brant gab es keine Ruhe mehr. Sämtliche Gießereien und Werkstätten wurden für die Ausführung der Schöpfung Brants beschlagnahmt. Zunächst sollten Brants Entwürfe in kleinerem Maßstab ausgeführt werden, um so erst das System zu erproben. Weiterer Zweck der Versuche war, eventuelle Änderungen vorzunehmen, die dann bei der endgültigen Ausführung maßgebend sein sollten. Die Modelle der Abgüsse, diese selbst, die Schmiede- und Schlosserarbeiten wurden in fabelhafter Eile angefertigt. Da kamen ihm einerseits das hervorragende, technische Personal der Kruppschen Werke, andererseits die besten Arbeiter der größten deutschen Eisen- und Metallindustrieanlagen zugute. Brant saß fast ohne Unterbrechung im Automobil; er fuhr von einer Fabrikanlage zur anderen, von dort in die Hütten, dann nach Sachsen in eine Drahtzieherei, von dort nach Bayern in eine Lokomotivfabrik, nach Friedrichshafen, Kiel, Stettin, dann in die Skodawerke, von wo er nach der Ganzschen Anlage in Budapest weiterrasen mußte. Mitunter kam es vor, daß er siebzehn Stunden hindurch in einem hundertsechsundzwanziger Mercedes-Wagen saß, um in Pilsen die Härten einer Kurbelwelle zu kontrollieren und weitere Anweisungen erteilen zu können, dann aber fegte sein Auto weitere zwanzig Stunden lang durch die Landstraßen, weil er in Stettin beim Pressen einer Stahlplatte anwesend sein mußte. Nach und nach wurde seine Lebensordnung so sehr verwirrt, daß er nur bei einer Geschwindigkeit von neunzig Kilometern zu schlafen vermochte. Der Generalstabsoberst und Sophie begleiteten ihn auf seinen dahinsausenden Wegen. Die Anlage, wo man ihn erwartete, wurde schon Stunden vor seinem Eintreffen von einem Militärkordon abgesperrt und es durfte niemand mehr hinein, noch

hinaus. Auch die drei Menschen waren stets von einer Wache umgeben. Zum Schutze Brants und zum Schutze gegen — ihn. Man vertraute ihm noch immer nicht . . .

Die Arbeit schritt geradezu mit dem Sprung des Sekundenzeigers fort. Die einzelnen Bestandteile wurden mittels Automobil, Eisenbahn, Flugmaschine aus den verschiedenen Fabriken befördert und recht oft auf großen Umwegen, mit Umladungen an einzelnen Stationen — um Unberufene irrezuführen. Die in Stettin angefertigten Gegenstände wurden mit der Eisenbahn nach Berlin gebracht, von dort im Automobil nach Sachsen, von dort im Aeroplan nach München und von dort mittels beschleunigten Sonderzuges nach Kassel befördert, wo sie die Automobile der Kruppschen Werke abholten. Teile, die auf dem Gebiete des sächsischen Königreichs erzeugt wurden, legten diese abenteuerliche Reise in umgekehrter Reihenfolge oder durcheinander, scheinbar planlos zurück. Eines aber hatte die Kriegsleitung mit dieser List erreicht. Keine Seele hatte von den Absichten Brants eine Ahnung. Und auch das war beispiellos in der Geschichte.

Die einzelnen Bestandteile wurden im nördlichen Teile der Kruppschen Anlage abgeladen. Dieses Gebiet der Fabrik hatte man mit einer festen Steinmauer umgeben; auserwählte Arbeiter, die unter dem Eide der Verschwiegenheit standen und des standrechtlichen Verfahrens unterstellt worden waren, wurden hinter diese Mauern kommandiert und in Holzbaracken untergebracht. Das Verhängen des Standrechtes bedurfte es eigentlich nicht — jeder einzelne Mann fühlte, daß er für das Heilige der deutschen Nation arbeitete, und jene, die dorthin beordert wurden, nahmen den Befehl als besondere Auszeichnung entgegen. Die Kriegsleitung erlaubte ihnen, ihre Marke gleich einer Verdienstmedaille an der Brust zu tragen und sie hätten diese Marke selbst mit dem größten Orden der Welt nicht vertauscht.

Und so ging es mit fieberhaftem Fleiß, mit mächtigem Schwung an die Arbeit der Montierung. Tag und Nacht arbeiteten diese einfachen Leute; mit der einen Hand führten

sie den Bissen in den Mund, mit der anderen fügten sie Schraubenbolzen ein; zum Schlafen konnten sie überhaupt nicht gezwungen werden. Die alten Familienväter und die kaum den Knabenschuhen entwachsenen Burschen . . . Bis die Geschichte durch ihr veraltetes Augenglas diese Tage entdeckt, wird sie sich schon an das Wunder gewöhnt haben und von da ab nicht bekritteln, nicht nach den Ursachen der Unverständlichkeiten, Überraschungen, Unglaublichkeiten forschen, nicht ihre Erklärung suchen. Sie wird sich beruhigen: ein Wunder geschah und sie wird gezwungen sein, unter die tatsächlichen, begreiflichen Ursachen einen Begriff einzureihen, den sie bisher nur als eine beliebte Phrase der Poeten: geringschätzend behandelt hatte — den sie niemals als Ursache, sondern nur als ein Stimmungsgebilde hingestellt: die Vaterlandsliebe. Diese glühende, tatsächliche, greifbar vorhandene, Fleisch und Seele gewordene Vaterlandsliebe müßten wir kennen um zu glauben: Brants Schöpfung war im Modell fast halb so groß, als das Originalwerk — in neunzehn Tagen fertiggestellt. Der Geschichtsschreiber wird zynischerweise achtunddreißig sagen, da er auch die Nächte für Tage rechnet . . .!

In neunzehn Tagen! Kaum war der letzte Hammerschlag verklungen, bereitete Brant sich schon zu den Versuchen vor. Die Arbeiter wurden in ihre Baracken geschickt, Türen, Fenster geschlossen, die Zimmer nach Spalten untersucht und diese verstopft. Innen wurde ein Wachposten aufgestellt, auch außen, mit aufgepflanztem Bajonett. Nur diese paar diensthabenden Soldaten waren Zeugen von dem, was in der Mitte des riesigen Platzes vor sich ging.

Brant machte sich mit seinen Mitarbeitern an die genau der Reihenfolge nach festgestellten Untersuchungen und Versuche. Sie untersuchten jeden einzelnen Bestandteil, verglichen sie mit den Plänen, erprobten jedes Ventil, jede Spindel, jeden Zapfen auf das genaueste . . . Sie nahmen sie vom Gesichtspunkte der Festigkeit, der Ausführung, der Zweckmäßigkeit und der beabsichtigten einfachsten Lösung in Augenschein. Alles in einer vorher genau festgestellten Reihen-

folge, ruhig, geräuschlos, mit leise geführten Besprechungen. Hier und dort gab es etwas zu bemängeln: das mußte bei der endgültigen Ausführung durch besseres Material ersetzt, jenes einfacher ausgeführt werden, dies und jenes war überflüssig, konnte eliminiert werden . . .

Nun kam an die einzelnen Konstruktionsgruppen die Reihe. Ein Pfeifen, Knurren, Knallen ertönte, dann verbreitete sich ein ätzender Öl-, Schwefel-, Ruß- und Gasgeruch in der Luft.

Jede einzelne Gruppe funktionierte tadellos. Keine Menschenstimme ließ sich hören . . . nur die Tritte der Wachposten hallten auf den vor den Baracken gelegten Holzlatten — sie durften nicht stehen bleiben. Jene, dort in der Mitte des Platzes — Brant und seine Genossen — erledigten lautlos ihre Arbeit, als stünden sie in ihren weißen Mänteln vor dem Arbeitstische des Laboratoriums . . . Hätte man aber in ihr Inneres blicken können! Da hätte man das Zucken der Nerven gesehen, das wahnsinnige Pochen des Herzens; die hastige Arbeit der Lungen, den fieberhaften Kreislauf des Blutes, da hätte man die im Gehirn hämmernde Erwartung, die Spannung empfunden, die große Frage: wird es gelingen?

Die Generalprobe war für die Nacht anberaumt! Nachdem sich der Tageslärm gelegt, mußte dort in der Mitte des Geländes die nervöse Spannung ihren Gipfelpunkt erreichen. Dort würde es sich entscheiden, in der Nacht, ob diese Spannung sich in einen Freudentaumel oder in das Düster der Enttäuschung verwandeln würde. Brant war ruhig; sollte die Nacht seine Erwartungen nicht erfüllen, war er entschlossen, unverzagt die Arbeit fortzusetzen, eine neue Richtung, neue Wege zu suchen. Er mußte die Aufgabe lösen, daran hatte er sein Leben geknüpft! Sophie drückte ihm die Hand . . . sein Arbeitsgehilfe, der ihm auch auf diesem letzten Wege das Geleite gab.

Die Sonne war längst hinter dem Horizont verschwunden. Die Kommission war noch immer mit der Prüfung der Arbeit beschäftigt. Am Himmelsrand begann der Mond seinen einsamen Weg. Millionen Sterne erglänzten und blickten verwundert hinab auf die bei elektrischem Licht emsig arbeitende

Gruppe. Der Mond machte große Augen, er besah sich alles auf das genaueste und zog entsetzt sein silbernes Strahlenbündel von der Gruppe: „Das sind ja Teufel! . . . die wollen es ja der verheerenden Natur nachmachen!!! . . .“

Die Lampen wurden ausgelöscht und tiefe Stille senkte sich auf den weiten Platz. Die Stunde der letzten Probe war herangerückt. Nun müssen die einzeln erprobten Konstruktionsgruppen ihrem Schöpfer gemeinsam von ihrer Fähigkeit Zeugnis ablegen.

In den Herzen ein wahnsinniges Pochen des Blutes . . .

In gedämpftem Ton erteilte Befehle und gleichzeitig das Aufleuchten von Magnesiumlampen: in einer Ecke des Platzes begann der Oberleutnant die Kurbel eines kinematographischen Apparates zu drehen . . . Neue Kommandorufe! . . . Ein Sausen und Klappern von dichtem Geknall unterbrochen . . .

Abermals ein scharfer Befehl!!!! . . . Der Oberst drehte vor einer Einschalttafel langsam einen Hebel nach oben. Hinter der Tafel hob sich ein Kabel in die Höhe . . .

In diesem Augenblick ertönte von den Baracken her ein furchtbarer Schrei. Der Wachposten stürzte zu Boden, streckte die Glieder und in derselben Sekunde gellte fast gleichzeitig der Knall von fünf scharfen Schüssen in die Nacht.

Brant brüllte aus voller Kehle dem Obersten zu:

„Zurück! Den Magnetenkreis zurück! . . . Auf die dritte Leitung — rasch!! . . .“

In der Luft erscholl ein ohrenbetäubender Donner, ein fürchterliches Getöse, gefolgt vom Herabstürzen einer formlosen Stahl-, Eisen-, Messing- und Blechmasse mit rauchenden Stoffransen und im Sturze von gelben, blauen und grünen Flammen begleitet . . . Die entsetzten Arbeiter erbrachen die Türen der Baracken und liefen mit den Soldaten auf die Mitte des Platzes zu.

Dort fanden sie die Kommission und Sophie starr vor Schrecken . . . den Obersten und den Oberleutnant auf die kleine Gruppe zueilend. Die Menschen, die um die herabgestürzten Bruchstücke, verbogenen, geborstenen, zerspaltenen,

rauchenden Eisenteile standen und stumm in die aufblitzenden, farbigen Flammen starrten. Ein durchdringender Schwefelgeruch verbreitete sich über dem Trümmerhaufen . . .

Die Leute rangen die Hände, alte Arbeiter trippelten tränenden Auges um das glühende Stahlgrab herum:

„Die Arbeit, die ganze, schöne Arbeit ist hin . . . Mein Gott, nun können wir es von vorne beginnen. Und wie schön es war — und ich hatte doch das Gefühl, daß es gelingen muß . . . die ganze schöne Arbeit . . .“

Sophie stieß einen Schrei aus: „Wo ist mein Mann?“

Die Leute starrten einander in schrecklicher Ahnung an . . . Einer der Schlosser beruhigte sie: er begegnete Brant, der auf die Baracken zulief, wahrscheinlich eilte er zu dem verunglückten Soldaten.

Alle liefen hin.

Brant war tatsächlich um den verwundeten Wachposten bemüht und ein Kamerad des Soldaten half ihm; dieser beeilte sich die Herankommenden zu beruhigen:

„Er ist zum Glück nicht gestorben. Aber einen mächtigen Boxer muß der Junge schon gekriegt haben, weil er noch immer nicht reden kann — er ächzt nur!“

Der Oberst eilte zu Brant: „Was ist geschehen, Brant? ich verstehe noch immer nicht . . .“

Brant ließ den Verwundeten in das Spital bringen und begab sich dann in sein Zimmer. Seine Gefährten und Sophie folgten ihm. Dort schloß er die Türe hinter sich und wandte sich in einem Ton, der gar keine Aufregung verriet, an den Obersten:

„Wir haben vergessen, daß der Wachposten mit dem Gewehr hinter unserem Rücken stand . . .“

„Und?“

„Was und . . .? Den ersten Schlag hat der arme Bayer bekommen.“

„Den . . . den . . . ersten . . . Schlag? Mensch! Dann . . .“

„Zum Glück ließ ich die Leitung noch rechtzeitig ausschalten, sonst wäre er hin. Der arme Bursche: er wäre das erste Opfer des Weltfriedens.

Der Oberst stotterte noch immer vor Aufregung:

„Dann . . . aber . . . ha . . . ha . . . ben wir ja . . .“

Brant verstand ihn erst jetzt und rief:

„Natürlich haben wir es! Die Aufgabe ist gelöst! Habt ihr denn das Gewehr gehört? Seht nur . . .“ und er hielt das Gewehr des Wachpostens hoch, dessen Lauf ganz verbogen und dessen Patronenkammer ganz zerrissen war. Der Universitätsprofessor fiel ihm verzweifelt, weinerlich ins Wort:

„Ja, aber er explodierte doch. Der Apparat . . . ist in der Luft explodiert . . .“

Brant blickte seine Leute an:

„In dieser Minute machen wir uns an die endgültige Ausführung!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der folgenden Nacht stand Brant vor dem Kaiser. Er mußte über das bisherige Ergebnis Bericht erstatten. Im Hintergrund des Saales war eine weiße Leinwand gespannt, auf der während des Vortrages von Brant die kinematographischen Aufnahmen des Oberleutnants sichtbar wurden. Der Film endete mit der Explosion in der Luft und dem Herabstürzen der Maschinenteile.

Der Kaiser wandte sich zu Brant:

„Na, Brant, wenn Sie auch die nächste Vorstellung mit einer solchen Schlußszene abschließen wollen, — dann laden Sie mich gefälligst ja nicht zur Premiere ein.“

„Die Explosion war beabsichtigt, Majestät. Die Leitung Nummer 3 hatte diesem Zwecke gedient. Wir brauchen das Modell nicht mehr, die Ausführung hat sich bewährt . . .“

Der Kaiser hatte offenbar Brant den dramatischen Schauerfilm verziehen, denn er reichte ihm jetzt die Hand:

„Seit dem zweiten August werde ich heute zum ersten Male wieder ruhig schlafen. Ich erwarte die Fortsetzung, mit Gottes Hilfe . . .“

Und in dieser Nacht durfte das gesamte Deutschtum ruhig schlafen; schon sauste der Hammer, knirschte die Stahlsäge, die für ewige Zeiten den ruhigen Schlaf bringen sollte.

* * *

Noch in derselben Stunde haben in all jenen Fabriken, in denen bisher irgendein Bestandteil des Modells nach den Anweisungen Brants angefertigt wurde, frische, ausgeruhte Arbeiterschichten unter dem Kommando von Genieoffizieren die Arbeit begonnen. Die fieberhafte Arbeit feierte Orgien. Durch die bittere, ätzende Luft der Fabriken, durch die blutrote, rußige Atmosphäre der Eisenhütten wehte die Brise einer geheimnisvollen, unbestimmten Ahnung: das Frühlings-Erwachen ... Der Hauch des Frühlings des nationalen Ruhmes. Jedermann wußte, daß diese fieberhafte Eile etwas bedeute, etwas wundervoll Schönes, etwas erhaben Großes und die Arbeiter streichelten mit ihren schwieligen Händen liebevoll jene sonderbar geformten Gegenstände, Maschinenteile, die unter ihren Händen entstanden waren. Nur eilen, vorwärts, unermüdlich, von Minute zu Minute, von Stunde zu Stunde, vom Tag in die Nacht: selbst der Schweiß darf nicht getrocknet werden. Der herabfallende Tropfen zischte und tanzte auf dem glühenden Stahlstück — tut nichts: der Schweiß der Arbeit härtet noch mehr das Edelmetall, er verleiht ihm einen wunderschönen Glanz. Eilen! ... Die gegossenen, geschmiedeten, gepreßten, gewalzten, gehobelten, angebohrten, gedrehten, gefrästen und durchstochenen Maschinenteile konnten nicht einen Augenblick ruhen; noch hatte sie kaum die eine Hand gedreht, gewendet, gehoben, schon wartete die andere auf sie und sie waren noch nicht ganz ausgekühlt, als schon der Stahl einer anderen Maschine sich in ihren glänzenden Körper bohrte — nur eilen! ...

Brant war Tag und Nacht unterwegs. Er ermunterte, eiferte die Leute an, erklärte, prüfte, gab Anweisungen, mit gutem Herzen, wo er Ermüdung, mit rügender Strenge, wo er Verzagtheit sah. Er beschleunigte die große Arbeit. Wo er erschien, neigten die Arbeiter das Haupt — die Mütze vom Kopfe zu ziehen, hatten sie keine Zeit — und wandten sich vertrauensvoll zu ihm, denn sie wußten, daß es bei Brant auf jede Frage eine Antwort gab. Der Frühlingshauch flüsterte ihnen ins Ohr: „Dieser Mensch ist der Vater der Brise und es kommt noch der Tag, an dem er dieses Rauschen

zum verheerenden Orkan heranwachsen läßt.“ Die Mitglieder der Kommission waren vollkommen erschöpft; wenn Brant nicht mit dem Bleistift in der Hand unter ihnen war, schliefen sie auf ihren Stühlen ein und Sophie hatte nicht das Herz sich zu rühren. War Brant zugegen und besprach mit ihnen die weiteren Aufgaben, dann hielt sie die aus diesem unverwüstlichen Menschen strömende Energie wach. Und doch, hätten sie nur für einen Augenblick in Brants Haut schlüpfen können, hätten sie fühlen können das Hämmern seiner Schläfen, die Qualen, die ihn die Zähne aneinanderpressen ließ, die furchtbare Anstrengung, den wankenden Schritt für fest erscheinen zu lassen! Äußerlich merkte man Brant die übermenschliche Arbeit, den furchtbar gesteigerten Stoffwechsel schon an. Er war gebeugt und es schien, als wäre seine Brust schmäler geworden; seine Finger zitterten unaufhörlich. Aber die Arbeit schritt mit Riesenschritten vorwärts. Innerhalb zwölf Tagen trafen die ersten Sendungen ein. Darauf wurde die Anlage nach Brandenburg versetzt, auf die über Nauen sich hinziehende Ebene. Da ward in einer Nacht unter dem Schein elektrischer Glühlampen die neue Montierungsanlage aus der Erde gestampft. In einem Kreise von hundert Kilometern kreuzten unausgesetzt Aeroplane über sie, damit die feindliche Luftflotte nichts von den Vorbereitungen merke . . . Das Geheimnis war gut bewahrt; die Arbeiter waren von jeder Verbindung abgeschnitten.

Tag um Tag trafen Automobile und sonstige Fahrzeuge ein. Auf dem dahinführenden provisorischen Eisenbahngeleise war Tag und Nacht das Dröhnen der Räder hörbar — zwei, drei Züge fuhren hart hintereinander hinein, auf dem anderen Geleise die endlose Reihe von leeren Wagen hinaus.

Nach einem Monat war das Brausen der Züge, das Tuten der Automobile seltener geworden, um so lebhafter war hinter der Umfriedigung die Arbeit des Hämmerns. Um die Anlage wurde ein dreifacher Kordon aus Landstürmern gezogen. Eine undurchdringliche Menschenwand!

Auf der Anlage selbst hatte sich der Verkehr verdoppelt. Leichte Automobile brausten von einer Arbeitergruppe zur

anderen, mit Befehlen, Plänen, Meldungen. Bei der enormen Ausdehnung der Anlage — die Nordgrenze befand sich bei Oranienburg, die östliche bei Spandau, die südliche in der Havelgegend — waren die Autos von großem Nutzen. Bei Schönwald, wo die Zentrale der Werkstättenanlage war, wimmelten die Arbeiter wie in einem Ameisenhaufen, in den Werkstätten, über Stahlplatten, Schienen. Es wurden im Handumdrehen riesige Schmieden errichtet, wo sich mehrere hundert Arbeiter tummelten und von wo Automobile und Drahtseilbahnen die Maschinenteile an ihren Bestimmungsort beförderten. Die Automobile fuhren in einem Tempo von 80, 100, 120 Kilometern von einem Punkt zu dem anderen, man war mit dem einen Fuß noch unten und schon spie der Wagen einen dichten braunen Rauch aus seinem Auspufftopf und der Geschwindigkeitsmesser näherte sich nach wenigen Augenblicken der roten Ziffer. Die an Drahtseilen gleitenden Behälter legten auf einen Ruck kilometerweise Strecken zurück, desgleichen die elektrischen Bänke. Und zu allem, die wahnsinnige Eile aller in den Werkstätten. Was für eine gigantische Leistung diese Arbeit war, kann man sich nur vergegenwärtigen, wenn man mit dem riesenhaften Tempo die Fehlgriffe, die Zahl der verdorbenen Bestandteile vergleicht. Die Statistik wies aus, daß im Betriebe der friedlichen Zeiten der Ausschuß fast um 70 Prozent mehr war, als in dieser Hexenküche. Diese Menschen spannten also nicht nur ihre Muskel bis zur Grenze des Unmöglichen an, sondern sie durchdachten auch ihre Arbeit.

Um so größer war aber der Ausschuß im Lazarett der Anlage. In immer größeren Gruppen zogen solche, die trotz heroischer Anstrengung unter der Wucht der Arbeit zusammengebrochen waren, oder durch die seelenlähmende Aufregung das geistige Gleichgewicht verloren hatten, in das Haus des Roten Kreuzes, um sich auszuruhen oder um von hier auf ewigen Pfaden weiterzuwandeln. Der kleine Friedhof hatte schon die ersten Opfer aufgenommen, die Märtyrer der Zukunft, die vor der Zeit für immer ermüdet waren.

Im wahnsinnigen Fieber der Geschwindigkeit rasten diese

Wochen dahin, mit diesem Fieber schufen Körper und Gehirn.

Das Fieber nahm immer mehr zu, gleichzeitig wurde es aber in der Anlage auch stiller. Erst wurden einzelne Arbeiter, dann Gruppen, später ganze Schichten in ihre Baracken mit den Gärten darum beurlaubt. Die Barackenstadt wurde mittels einer hohen Mauer von dem übrigen Gebiete abgeschlossen und die Landstürmer hatten auch da innerhalb der Mauern Wache zu halten.

Die Arbeit näherte sich ihrem Ende!

Wenn jemand sich von Nauen her der die Anlage umgebenden Wachpostenkette näherte, konnte er auf den Ebenen gegen Norden schon aus weiter Ferne zwei Kegelspitzen gewahren; sie glichen dem Rücken zweier riesiger vergoldeter Karpfen. Die Menschen zerbrachen sich die Köpfe, was das wohl sein mochte. Am nächsten kam der Sache noch jener, der da sagte: „Wahrscheinlich ein Hundertzehn-Zentimeter-Brummer." Seitdem die Zweiundvierziger ihre Arbeit in Belgien beendet hatten, vermutete das deutsche Volk in jeder ihm unbekannten Kriegswaffe einen noch größeren Verwandten der „dicken Berta" oder des großen „Brummers". Ein wackerer Untauglicher ging mit dem Plane um, in die eine Hälfte der Erde ein so großes Loch bohren zu lassen wie Belgien; dieses Loch wollte er mit Schießpulver füllen und so Frankreich von seinem Platze wegschießen.

Am letzten Tage der fünften Woche wurde es auf der Anlage ganz still. Die Maschinen hörten auf zu arbeiten, Hammer, Meißel ruhten in den Werkzeugschränken. Gleichzeitig wurde wieder ein ganzer Schwarm von Automobilen und Zügen in Tätigkeit gesetzt; sie führten die Arbeitsmaschinen und das Metallmaterial fort. Dann wurden die Arbeiterhäuser niedergerissen und auch deren Metallbestandteile wurden in die Waggons geladen.

Die Arbeiter wurden gruppenweise in Reih und Glied gestellt und mußten den Eid auf Gott und den Kaiser leisten, daß sie drei Tage lang kein Sterbenswörtchen darüber verlauten lassen, was sie gesehen, woran sie gearbeitet. Und nun

entließ man sie. Es war erlaubt zu singen. Wieder erklang die Wacht am Rhein, Heil dir im Siegerkranz. Die unabsehbare Arbeitermasse zog unter Musikklängen ab. Mit einem Schlag erfuhr die Nation, daß etwas geschehen wird... Was? wußte natürlich keiner. Viele schluchzten, sie dachten, die Stunde des letzten Gerichtes sei da, andere fingen an zu tanzen: sie dachten, die Erlösung sei da. Und keiner hatte recht.

Als auch der letzte Mann die Anlage verlassen hatte, zog das Militär, das mit dem Wachdienst um die Baracken betraut war, gleichfalls ab und der Ring der Umschließung wurde um 10 Kilometer erweitert. Innerhalb dieses Ringes wurden alle Metallgegenstände fortgeschafft.

In dieser Nacht wurden längliche Eisenverschläge in den nördlichen Teil des Geländes gebracht, auf dem östlichen Teile alte Gewehre samt Bajonett in die Erde gesteckt. Auf dem westlichen Teil stellte man einen mit Schrapnells beladenen Wagen, die Geschosse gegen die Erde gerichtet, auf. In einer Entfernung von einem halben Kilometer wurde ein Mörser aufgestellt, der mit einem elektrischen Abfeuerungsapparat ausgestattet war, und dessen Leitung man mit der Einfügung einer dichten Glaswand nach dem südlichen Teile bis unmittelbar über Nauen gezogen hatte.

Das Militär besetzte die Ortschaften der Umgebung und es wurde der Bevölkerung verkündet, daß jeder, der zwischen zehn Uhr abends und drei Uhr morgens die Straße betritt oder sich am Fenster oder in der Tür aufhält, überhaupt zu erfahren versucht, was außerhalb seiner Wohnung geschehe — erschossen wird.

Um elf Uhr nachts traf der Kaiser ein, in Begleitung des Reichskanzlers, der Armeeoberkommandanten, des Kriegsministers und des Generalstabschefs. Sie nahmen im südlichen Teile der Anlage um das Tischchen Platz, von wo aus die Kanone abgeschossen werden sollte. Sie kamen ohne Säbel und in Kappen.

So bereitete man sich zur ersten tatsächlichen Probe der Schöpfung Brants vor, der nur eine gründliche Prüfung der Bestandteile voranging. Brant hielt es für überflüssig,

vorher noch eine „Feuerprobe“ abzuhalten. Er hatte Vertrauen zu seinem Werke und hatte, mit jeder Möglichkeit eines Mißerfolges Rechnung tragend, zu einem persönlichen Gebrauch seinen Browning in der Tasche.

Der Kaiser winkte.

Die mit Teer durchtränkte hohe Umfriedung flammte auf. Das war die Beleuchtung. Das Geheimnis gehörte dem ganzen Deutschtum und morgen vielleicht der ganzen Welt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Um 3 Uhr morgens wurde Georg Brant vom Kaiser zum Obersten befördert. In seiner Hand hielt er eine Anweisung über hunderttausend Mark in Gold. Brant gab diese Anweisung einem Oberleutnant mit der Bitte, der Betrag möge im Namen der Kommissionsmitglieder zugunsten des Fonds „Gott ist Barmherzig“ bei der Deutschen Bank hinterlegt werden — für die Witwen und Waisen.

Der Kaiser verdoppelte diesen Betrag aus seiner Privatschatulle . . .

Um 4 Uhr durften die Bewohner der Umgegend ihre Häuser wieder verlassen. Sie scharten sich um den militärischen Kordon. Flüsternd erzählten die Soldaten, was in der Nacht geschehen war . . . Um dieselbe Zeit sausten schon nach allen Windrichtungen die Autos mit den Befehlshabern zu ihren Truppen zurück.

* * *

Um 5 Uhr morgens hielten sämtliche Oberbefehlshaber der feindlichen Armeen das Ultimatum Deutschlands in Händen, folgenden Inhalts:

„Die deutsche oberste Heeresleitung fordert das sofortige Einstellen aller Feindseligkeiten. Sie erachtet jegliche weitere Erklärung für überflüssig und legt nur noch Gewicht darauf ausdrücklich zu bemerken, daß jeder Tropfen Blut ihrer Soldaten, welcher von nun an vergossen wird, die Vergeltungsmaßregeln verschärft . . . Die deutsche oberste Heeresleitung ist durch Gottes Gnade in der

Lage, dieser bitterernsten Mahnung eine verhängnisvolle Bedeutung geben zu können und erachtet den Zeitpunkt für gekommen, den Krieg zu beenden. Wenn diesem Aufruf nicht der allergrößte Ernst beigemessen wird, vernichten wir unsere Feinde — binnen einigen Minuten; diese verheerende Vergeltung zu vereiteln, gibt es keine menschliche Möglichkeit!

Die deutsche oberste Heeresleitung gibt zwei Stunden Bedenkzeit. Nach Ablauf dieser Frist überreichen wir die Friedensbedingungen.

Sollten die Feindseligkeiten während der gefristeten zwei Stunden neu einsetzen, beziehungsweise fortdauern, so sieht sich die deutsche oberste Heeresleitung genötigt, die Vergeltungsmaßregel unverzüglich anzuwenden. Gott erbarme sich dann unserer Feinde. Die nichtkämpfende, unbeschützte Zivilbevölkerung ist von den mit Truppenverbänden besetzten Geländen in eine Entfernung von mindestens fünfundzwanzig Kilometer in Sicherheit zu bringen.

Datum der Übergabe.

Oberste Heeresleitung."

Der russische Befehlshaber stampfte ungeduldig, während sein Adjutant das deutsche Ultimatum las. Nach dem letzten Satze überreichte dieser die Schrift und blickte den Großfürsten verblüfft an. Der hohe Herr brach in ein cholerisches Lachen aus und riß das Schriftstück mitten durch . . . Den deutschen Generalstabs-Hauptmann, der das Ultimatum überreicht hatte, befahl er zu erschießen.

Er befahl einen allgemeinen Angriff auf der ganzen Linie.

Das war seine Antwort! . . .

Nach dem ersten Kanonendonner setzte ein wahnsinniges Telephonieren aus der Feuerlinie der deutschen Truppen an das Oberkommando ein. Unaufhörlich jagten die Meldungen, eine die andere: „Die ganze östliche Front steht in mörderischem Feuer!!"

Das Oberkommando befahl den Rückzug — daraufhin feuerte der Feind noch verheerender.

Die deutschen Truppen zogen sich mit ihren Waffenbrüdern unter dem wie Hagel herniedersausenden feindlichen Gewehrfeuer langsam zurück. Von den eingegrabenen schweren Batterien entfernten sich die Mannschaften, die leichten Feldgeschütze wurden schleunigst aufgeprotzt und auf der ganzen Linie galoppierte die Artillerie und Kavallerie zurück.

Aus der russischen Front brüllte ein tosendes Hurrageschrei herüber — sie pflanzten die Bajonette auf und die Trompeten schmetterten zum Angriff . . .

Da bekam der russische Heerführer das hastige Schreiben der Gräfin Wolowszka . . . „Großfürst! bleib stehen — über den Köpfen deiner Soldaten öffnet sich der todspeiende Feuerschlund der Hölle — dein Name wird verflucht . . .“

Der Großfürst grinste hämisch . . . Er kannte die Gräfin Wolowszka sehr gut; gar oft hatten ihre Ahnen um den Thron, bald mit gezückten Schwertern, bald mit den Intrigen ihrer Frauen gestanden — gaben doch die märchenhaften Reize einer Maria Wolowszka unter der Regierung eines schwermütigen, großen Zaren viele Tausende verdammter Seelen aus den Bleiwerken Sibiriens dem Leben zurück.

Der Großfürst erfuhr seinerzeit, daß die Gräfin Wolowszka sich in Deutschland aufhielt; er kannte Sophiens Anschauungen — es wurde ihm sofort klar, daß Sophie mit diesem Entschluß Farbe bekannt hatte und sie so für die russische Sache gefährlich wurde. Der Großfürst, dem Sophie wegen seiner Zudringlichkeit einst die Türe wies, sah die Zeit gekommen, sich zu rächen.

Er befahl, das Vordringen seiner Truppen aufzuhalten, ließ aber den Kanonendonner nicht verstummen.

Wildes Feuer loderte in seinen Augen.

Mit einem roten Bleistift kritzelte er ein paar Worte auf den Brief. Er siegelte den Brief und ließ ihn mit dem schnellsten Auto an die deutschen Vorposten heranschaffen. Von da aus sauste ein hundertzwanziger Mercedes nach Löbau, wo Sophie totenblaß mit einem Detachement des deutschen Generalstabes die kommenden Ereignisse abwartete.

Als die beobachtenden Posten der deutschen Nachhut

meldeten, daß die Russen, obzwar sie wie toll feuerten, die Verfolgung eingestellt hätten, öffneten die kommandierenden Generäle die Umschläge der geheimen Anweisungen. Sie enthielten die Maßnahmen der letzten Minuten: „Sämtliche metallene Kriegsgeräte, Munition und Gewehre sind sofort fünfundzwanzig Kilometer hinter die Feuerlinie zu schaffen. Sind die Kriegsgeräte in Sicherheit gebracht, ist es den Mannschaften strengstens verboten, bis auf weitere Anweisungen metallene Gegenstände zu berühren, da es lebensgefährlich ist."

Der Mercedes kam in der Hauptstraße der kleinen Stadt an. Er blieb vor dem Pfarrhause stehen. Ein Oberst eilte an den Wagen und riß den Brief des Großfürsten dem Ordonnanzoffizier aus den Händen. Sophie öffnete hastig den Brief — ihr bleiches Gesicht wurde totenblaß. — Sie verdeckte ihr Gesicht mit der Hand und flüsterte in größter Erregung: „Der Würfel ist gefallen." Wortlos überreichte sie den Brief dem Obersten. Dieser las laut:

„Die Verdammnisse der Welt und der Höllen kenne ich. Gibt es noch eine, die ich nicht kenne, so zeig' sie mir — Du selbst!"

Und diese Zeilen machten das blasse Gesicht so totenbleich.

Und wenn sie erst gewußt hätte, wie sie sich im russischen Lager auf ihren Empfang vorbereitet hatten! — Zwei Kosaken erwarteten sie im Vorraum des Großfürsten; sie hatten den Befehl, sobald die Gräfin Wolowszka das Zimmer betrat, sie zu ergreifen, ihr die Kleider vom Leibe zu reißen und sie nackt vor den Großfürsten zu schleppen. Der Großfürst wieder wartete mit der Knute auf sie . . .

Mit diesem feinschmeckerischen Vergnügen wartete das Schicksal dem Großfürsten aber nicht auf . . .

Die geheimen deutschen Anweisungen wurden vollzogen . . .

Das Oberkommando verfügte noch einen letzten Aufruf an den russischen Oberbefehlshaber: „Die Waffen strecken — sonst ist alles dem Tode geweiht!"

Als Antwort ordnete der russische Großfürst die rücksichts-

loseste Fortsetzung der Angriffe an. „Kein Pardon! Wer sich vor der Spitze des Bajonetts befindet, ob mit der Waffe in der Hand oder unbewaffnet, es ist gleichgültig: der wird niedergemacht! — Alles, was lebt, wird vernichtet!!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt warfen sich die Elemente dazwischen!

Hinter der deutschen Front sausten zwei gelbe, merkwürdig geformte Körper mit rasender Geschwindigkeit gegen die russische Front durch die Luft: die Teutonen!!!

Es war nur ein Aufblitzen, als sie hinter den Kernsdorfer Höhen kerzengerade in die Luft schossen und nach Süden davonfegten. Ihre blanken Leiber blendeten die Augen; die Strahlen der aufgehenden Sonne prallten mit schimmerndem Glanz zurück an den tausend kleinen schnaubenden Schuppen der Luftfahrer. Sie sahen aus wie zwei riesengroße, metallene Schollen. Eine von der anderen etwa vierhundert Meter entfernt — unzertrennlich, die Entfernung gleichmäßig einhaltend, teilten sie das Luftmeer. Ein ohrenbetäubendes Brummen, Gerassel, Klappern und Summen der Motoren ging von ihnen aus; die an den Halftern gehaltenen Pferde stoben nach allen Windrichtungen, die Tiere überrannten wild einander.

Kaum waren die Russen aus ihren Schützengräben hinausgekrochen: sausten die Teutonen über die feindliche Feuerlinie ... und in diesem Augenblicke verdunkelte sich die Sonne; auf der Erde begann ein himmelerschütterndes Todesgeheul, — durch die Heiden, durch die Wälder, über die Berge, über die Flüsse, durch die Städte, über die Sümpfe. Sie sausten über die Köpfe hinweg, wie im silbernen, bläulichen Schimmer erglühte Himmelskörper, diese zwei Teutonen, über die Geländer hinweg — in Zickzacklinien . . .

In der Luft wirbelten gelbe, weiße und rote Flammensäulen, braune Rauchballen; von den Teutonen drang ein ohrenbetäubendes Knallen, Knistern und Prasseln herunter; aus der Erde schlugen Feuergarben empor, dunkle Flecke explodierten — hin und her flackernde Flammenzungen gruben unter sich die zuckenden, versenkten Menschenleiber...

Markerschütterndes Dröhnen, Heulen, Sausen, Brüllen, Jammern, Brausen, Seufzen und Wimmern stieg gen Himmel. Und dieses ganze purpurrot schimmernde, in Rauchwolken gehüllte Jüngste Gericht wurde erstickt durch die Riesenflut eines scheußlichen, besinnungsraubenden Gestanks, durch den Geruch von schmelzenden Schwefel, verbrannter Balken an den Hausdächern, von Tuchfetzen, Kleiderlumpen, Lederstücken und menschlicher Körper. Aus den Teutonen schlugen unausgesetzt armdicke Blitzstrahlen gegen die Erde; aus den Kanonen, Munitionswagen und Patronen schossen größere und kleinere Funkenbrocken unter gehirnbetäubenden, das Trommelfell einreißenden, die Nasen zum Bluten zwingenden Dröhnen und Krachen; — an den Gewehrläufen jagte ein Funkenregen entlang, spritzte hin und her von einem Gewehr, Säbel auf den anderen, viele Hunderte, Tausende wurden in derselben Sekunde berührt; der Verschluß der Patronentaschen schmolz durch, die Patronen in den auf dem Rücken der Soldaten untergebrachten Behältern explodierten ... in einem Umkreis von hundert Kilometern glühten alle Metallgegenstände in weißen, roten, gelblichblauen Farben — sie schmolzen, zerplatzten, explodierten, verbogen sich, loderten auf, flogen in die Luft; Stahlplatten wölbten, zerspalteten sich, stürzten herunter und alles, worin sie eingebaut waren, was sie umgaben, worauf sie ruhten oder schwammen, ging in Brand auf, sank in sich zusammen, fiel auseinander, verdampfte, verglühte ... Mensch, Tier, Erde, Wasser, Stein, Holz, Kupfer und Stahl ...

Alle menschlichen Wesen, welche mit Metall in Berührung kamen, ob durch Tornister, Patronentaschen am Körper oder Gewehr, Säbel, Revolver in der Hand, wurden von einer starken elektrischen Welle überströmt; sie wurden getötet oder gelähmt, je nach den größeren oder kleineren Mengen von Metall, in deren Nähe sie sich befanden. Die Gewehre und Geschütze wurden unbrauchbar, die Mannschaften starben den Tod des Entsetzens. Das Qualm- und Flammenmeer überflutete die mit wimmernden, verbrannten, gelähmten Verwundeten und Leichen bedeckten Wiesen, Wälder, Hügel, Bäche.

In den Städten wütete eine verheerende Feuersbrunst; die Zivilbevölkerung ging hier nicht in so erschütterndem Maße zugrunde wie die Soldaten, aber auch hier zog das Metall das gräßliche Unheil aus den herumsausenden Teutonen herab.

Das Quartier des russischen Oberkommandos lag in brennenden rauchenden Trümmern ...

Als die zwei Teutonen vorbeiflitzten, jagte gerade auf der Straße eine Munitionskolonne in scharfem Galopp vorbei; im Nu wurde sie durch eine Feuergarbe in tausend Fetzen zersprengt; die platzenden Geschosse fegten wie glühender Lavastrom den ganzen Stadtteil weg ... Man konnte nichts mehr unterscheiden in dem glucksenden, flammenden, zerstäubten Trümmerhaufen. Eine irrsinnig traurige Orgie von Beinen, Köpfen, Ziegeln und glühenden Eisenmassen . . .

Auf einer halbverbrannten, mit Goldleisten verzierten weißen Tür lag das Wrack eines Rokokoschreibtisches; dazwischen lag lang ausgestreckt, mit dem Gesicht nach unten, eine Mannesgestalt — reiche Goldborten auf seiner Uniform — die krampfhaft geballten Finger seiner Rechten umklammerten eine Knute ...

* * *

Die ganze Weltverderbnis entlud sich in einigen Minuten auf die Köpfe der eingebildeten, vor Übermut und vor Freude jauchzenden Menschen: auf den Feind, der ausgezogen war, um an einem Land das Todesurteil zu vollstrecken.

Das Telephon und der Telegraph schleuderten eine entsetzliche Kunde in die Welt: die russische Armee — ist gewesen ...

Der deutsche Kaiser saß ständig an seinem Telephon und um ihn herum standen die Armeeführer, die Hörer in Händen . . . Jeder sollte das tragische Murmeln dieser Minute hören. Der Herrscher beobachtete mit harten Zügen das Mienenspiel seiner Umgebung und nahm mit zusammengepreßten Lippen die ihm zueilenden telephonischen Meldungen entgegen ... Wie vor seinen Augen spielte sich die

große Tragödie ab und als die rasende Arbeit der Teutonen ihren Höhepunkt erreicht hatte, sank er in seinen Stuhl zurück; schwere Tränen rannen über sein Gesicht.

Der Kaiser weinte ...

Ob Freude oder Entsetzen sein Herz erschütterten?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In den Straßen Berlins liefen die Menschen zusammen, in großen Mengen stürmten sie mit ungeheurem Tumult die breiten Straßen entlang: „Sieg! Sieg!! . . .“ Freude, Zweifel, Überzegung, Beklemmung, Erleichterung, Unfaßbarkeit, Neugierde, Begreifen, Entsetzen und Begeisterung jagten die Menschen aus ihren Häusern. In den Straßen flutete die Menge auf und nieder; Musik, Sänger und Fahnenträger an der Spitze, Frauen, Greise, Männer, Kinder und Krüppel in ihrer Mitte. Die Menschenmenge, die vor erschütternder Freude sich wie toll gebärdende Volksflut, zog vor das kaiserliche Schloß und füllte jedes Winkelchen — wie damals am ersten August neunzehnhundertvierzehn . . .

„Heil, Kaiser dir . . .“ brauste es auf und wehte mit lachender Frühlingsluft nach Osten, den erstaunten, mit vor Freude jauchzender Brust harrenden Soldaten zu. Die herannahenden Töne schmolzen die Starrheit des Erstaunens; aus den Seelen durch tausend und aber tausend Kehlen klang die Wacht am Rhein, das Gott erhalte und der Hymnus. Die im Sturm anschwellende Brise zog über das Feld der Verwüstung: — sie erschauderte! . . . Sie drehte sich eiligst und brachte die erhabenen, hehren Akkorde des Auflebens, der Wiedergeburt zum Herzen des Landes zurück . . .

Die Luftkreuzer kreisten ununterbrochen über das Reich des Jüngsten Gerichtes; — sie durchstreiften die ganze feindliche Linie von Norden nach Süden, bis tief hinein gen Osten, nach Rußland, um noch die letzte feindliche Reserve und Kriegsmaterial zu vernichten ...

Dann blieben sie in der Luft stehen über dem Herzen der zugrunde gerichteten Armee und warteten auf weitere Befehle.

Das von den Unterdrückern befreite Heer sang mit hochgehaltenen Helmen den Psalm des Dankes gen Himmel und

blickte mit Andacht auf die, am fernen Horizont über dem aufsteigenden Rauch- und Flammenmeer erhaben funkelnden, schimmernden, gleißenden Teutonen. — Auf die gewaltigste Waffe des menschlichen Fortschritts . . .

Sophie lag auf den weich gepolsterten Kissen des Sonderzuges in Ohnmacht, auf dem Wege nach Berlin . . . wo auf Brant die Generalsuniform und die Auszeichnungen warteten.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonnenstrahlen schlichen heran, stachen in die traurigen Rauchballen und zersprengten sie. Zuerst beleuchteten sie nur den Kamm der Rauchwogen, bald fanden sie einen Spalt und nun schlüpften sie durch die zerschlissenen Wolken zur Erde.

Die ersten Sendboten der Auferstehung.

Die Fackeln des großen Begräbnisses aber brannten noch . . .

Die Armeeleitung kommandierte unverzüglich das in Bereitschaft stehende Militär über die ganze feindliche Linie, um der Feuersbrunst Einhalt zu tun, die Gelähmten, die Verwundeten zu retten, die Toten zu bergen und die Trümmer abzutragen. Die am Leben gebliebenen Soldaten der feindlichen Armee mußten sie nicht gefangen nehmen: die ergaben sich bis auf den letzten Mann. Waren doch die Gewehre verbogen, geschmolzen, lagen doch die Kanonen als unförmige Klumpen unter den schwelenden Trümmern, waren doch die Geschosse, die Patronen aus ihren Hülsen gefahren und in alle Windrichtungen zerstreut.

Das Militär arbeitete mit den gedemütigten Russen Schulter an Schulter unter dem gewaltigen Befehlswort: „Es soll Friede sein!“

Die Luftkreuzer ratterten, klapperten, brummten und dröhnten oben noch immer . . .

Friede soll herrschen! . . .

III.

Im Osten verkündete die hochsteigende Sonne den Frieden den Siegern und den Besiegten.

Aber im Westen? — und im Süden? — und auf den Meeren?!

Der Telegraph verbreitete die Nachricht von dem tragischen Zusammensturze des russischen Vordringens. Die oberste Heeresleitung gab die Ereignisse den noch ahnungslosen, feindlichen Armeeleitern kurz bekannt:

„Heute beim Morgengrauen von sieben Uhr dreißig Minuten ab vernichteten unsere Luftkreuzer die russische Armee — in achtundsechzig Minuten. Sämtliche Geschütze, Gewehre, Munition und andere Kriegsgeräte des Feindes sind binnen achtundsechzig Minuten vernichtet worden und über neun Millionen Menschen tobte der fürchterliche Tod: die Vernichtung, ohne daß sie sich hätten verteidigen können. Zwei Drittel der Neunmillionen-Armee sind Tote. Nach unserer Annahme haltet Ihr noch das Schicksal ebensovieler Menschen in Händen. Im Namen dieser unglücklichen Millionen befehlen wir — und dies ist unser letztes Wort! — die Waffen binnen einer halben Stunde zu strecken. Die oberste Heeresleitung."

Die Antwort auf dieses Ultimatum war ein noch verzweifelterer Angriff.

Die Franzosen wären zwar geneigt gewesen, um welchen Preis immer den Frieden anzunehmen, die englische Armeeleitung aber widersetzte sich jeder besseren Einsicht; sie verspottete das deutsche Ultimatum. „Deutsche Luftkreuzer? — Lüge! Wenn etwas überhaupt herzustellen wäre, dann hätten wir es schon längst erfunden. Ist denn nicht jede epochemachende Erfindung englisch? — Die Dampfmaschine, das Telephon, der Telegraph, der Kinematograph, das Torpedo, das Schrapnell, der Dreadnought, das Unterseeboot, der Phonograph, die Flugmaschine —, alles haben die Germanen von uns gestohlen ... Was nicht der englische Schädel zur Welt gebracht, verdient keine Erwähnung; — und nun soll ein Engländer nicht so einen Luftkreuzer schaffen können?! Hirngespinst! Die russische Niederlage? — Humbug! wie die Blockade einer war! — Was, die vernichteten dreihundert-

zweiundfünfzig Dampfer?! . . . Ach, das rechnet nicht. — Teutone? — Humbug, wie die Unterminierung Helgolands. Bluff! Bluff! Bluff! . . . Und wozu sind die englischen Kriegsschiffe da?! Die Dreadnoughts? Diese wunderschönen schwimmenden Festungen. — Jetzt schicken wir sie hinaus! Jetzt: ja! . . . Sie sollen die deutsche Flotte suchen, hahaha! — Diese sieben gepanzerten Äppelkähne, die von der großen, ruhmreichen, germanischen Flotte übrig geblieben sind . . . hahaha!“

Und der englische Großadmiral gab seine Befehle zum Angriff . . . Sogar noch mehr! Durch die italienische Diplomatie drohten sie den bis jetzt neutral gebliebenen Balkanländern, daß sie ihre Städte und Häfen unverzüglich bombardieren würden, wenn sie nicht sofort gegen die deutsche Grenze marschierten . . . Arme Schlachtopfer! — Sie setzten ihre Truppen gegen die österreichisch-ungarische Monarchie in Bewegung und schifften ihre Soldaten auf den Transportschiffen der Verbündeten ein, welche mit ihnen nach den südfranzösischen Häfen abdampften . . .

In den Kolonien wurde eine noch unmenschlichere Rache ausgesonnen. Es wurde ein Ukas erlassen, daß die Bevölkerung der bereits besetzten Kolonien ohne Gnade hingerichtet werden soll. Das historische Beispiel mit den Indern versprach auch hier ein probates Mittel gegen die aufgeblasene germanische Rasse zu werden. „Wir wollen mal sehen, was sie dann machen, was sie dann machen mit ihren damned Schollen! . . .“.

Und sie haben es gesehen!

Obschon die amerikanische Flotte bereits unterwegs war, die japanische sogar schon im Mittelmeer segelte, und die Rachen der italienischen Schiffskanonen Fiume, Pola und Triest in Trümmer geschossen hatten . . .

Die ganze Welt ächzte und krachte in ihren Fugen. — Meuchlerische Dolche und brandstiftende Strohbündel traten an zum Aderlaß; nur das unbedeutende Geschwür, der deutsche Michel, sollte aus dem sich einer strotzenden Gesundheit erfreuenden Körper Europas ausgebrannt werden . . .

Kein Hund braucht die germanische Kultur; das protzige Breitmachen seines Handels andererseits ist wieder eine unverfrorene Konkurrenz gegenüber einer so alten strafgerichtlich eingetragenen Firma wie England. Konkurrenz ist nicht nötig, für die Welt genügt ein Krämer, verkauft er doch in seinem Laden Kultur, auch Wagenschmiere, ja sogar auch ein bißchen gutes Menschenblut — zu herabgesetzten Preisen. Also soll nur der German Michel kommen mit seinen Luftkreuzern „Made in Germany“ . . . er soll nur kommen!

Aber der Germane hatte sich schon auf die Socken gemacht. . . . Er kam schon . . .!

Die Lage war für die deutsche Heeresleitung unglaublich schwer, da die feindliche Linie in verzweifelten Angriff überging und auf das Ultimatum alle, auch die bis dahin noch ruhenden Kanonen erdröhnten und sich auch die letzten Reserven in Bewegung setzten. Die Wellen wurden mit feuerspeienden Kriegsschiffen besät. Die Heeresleitung konnte die deutschen Truppen nicht zurückziehen, die Geschütze, die Gewehre nicht hinter die Front befehlen. — Der Angriff hörte nicht auf, auch nicht für eine Sekunde. Auf diesen Grenzen standen keine Großfürsten, die mit der Knute in der Hand auf nackte Frauenleiber warteten . . . Es war unmöglich, die feindliche Linie mit den Teutonen anzugreifen, denn dann hätten sie auch ihre eigenen Soldaten zu Klumpen geschmolzen.

Sie taten also etwas anderes.

Und dazu war die 600-Kilometer-Stundengeschwindigkeit der Teutonen gut . . .

Zehn Minuten nach Überreichung des Ultimatums erhielten die an den östlichen Grenzen patrouillierenden Luftkreuzer mit Funkensignalen einen Befehl. Sie wandten sich nach Westen und dreiviertel Stunden später sausten sie bereits über Berlin dem Westen zu.

Für einen Augenblick erscholl über der Hauptstadt ein ohrenbetäubendes Heulen, Rattern und Zischen der Luftmassen — zwei gleißende Lichtgarben sausten hoch über dem Kurfürstendamm, dem Tiergarten, den Linden, über das

kaiserliche Schloß. — Nur einen Pulsschlag lang. Als die Menge die Hüte vom Kopfe riß, als ein bis an den Himmel reichendes Brüllen aufbrauste, als Greise und Frauen auf die Knie sanken, als die Mütter ihre Kinder hoch hoben, damit sie besser sehen, und als durch den enormen Luftdruck die Standarte auf dem kaiserlichen Schloß wankte — waren die Luftkreuzer schon weit weg.

Und in einer Stunde dröhnten die Teutonen bereits über Hamburg und von hier hinaus übers Meer.

Über die schlagenden, tosenden Wogen ... Der englische Marineminister saß noch bei einem Frühstück, als die ersten Nachrichten ankamen: „Unsere um Harwich operierende Flotte vernichtet. Binnen drei Minuten verschlangen die Wellen unsere letzten Torpedojäger ...!“

Die Nachricht setzte den Minister in Erstaunen ...

„Der Admiral ist irrsinnig geworden,“ murmelte er, die Beine übereinanderschlagend und verschluckte einen tellergroßen halbrohen Rinderbraten. Seine starken Zähne knackten noch, und die zweite Meldung war schon da: „Unsere vor Portsmouth zur Ausfahrt klar stehende Flotte vernichtet; binnen fünf Minuten verschwand die ganze Flotte in den Wellen, die Docks Devenport in Trümmern.“ Der Minister schnellte in die Höhe. „Bin denn jetzt ich verrückt geworden?“

Auf der Straße wurde ein ohrenbetäubender Lärm und Toben hörbar.

„Die Höllenmaschine! ... Höllenmaschine! ... Der Teutone! ... Wir sind verloren ...!“

Im Nu sprangen die Fenster des Ministers klirrend in Scherben und ein Ziegelstein warf mit englischer Kaltblütigkeit den ganzen Frühstückstisch um. Über die Bügelfalten des Ministers rann die Sauce à la Tartar. Er schickte sich gerade an, mit der Serviette ein Reinemachen zu veranstalten, als der erste Admiral ohne vorherige Anmeldung hereinstürzte. Ihm auf den Fersen der Sekretär, mehrere Beamte, Diener und noch etwas ... etwas viel Fürchterlicheres: der Mob!

„Lord! Die englische Flotte ist vernichtet!“

Der Minister, und das war ebenfalls ein probates Mittel,

um über erregte Gemüter zu herrschen, tunkte die Serviette in die Wasserkaraffe und spannte die Hose über sein hochgehobenes Knie, um den Fleck abzuwischen. Und das war ein großer Unsinn; der Lord hätte es sehr nötig gehabt, das Gleichgewicht mit beiden Beinen zu sichern. Ein gut gewachsener sehniger Mann — wie später festgestellt wurde, der Reisende einer Versicherungsanstalt — sprang hinzu und versetzte dem Lord mit seiner Faust einen so gewaltigen Stoß vor die Brust, daß Seine Lordschaft auf den Teppich lang hinkollerte; bei diesem Beginnen hefteten sich an seinen Rücken die verschiedenen Gänge des Frühstücks, gekochte Eier, Aprikosenmarmelade und in der Gegend seiner Hüften ein Butterbatzen in friedlicher Eintracht mit einem Salamischeibchen. — Lachen wir nicht . . .!

Binnen zwei Minuten hing der Minister an der elektrischen Krone.

Er wurde gehängt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Drei Stunden lang wüteten die Luftkreuzer über der britischen Küste aus dem Englischen Kanal heraus durch den St.-Georg-Kanal hinauf bis an die Irische See, bis Marmaryport, von dort durch den Landstrich nach Edinburgh und entlang der Küste des Nordmeeres herunter bis an die Themsemündung — durchschweiften sie ganz England und vernichteten alles Metall. Und in dieser Gegend gab es viele Millionen Zentner Metall: Kriegsschiffe, Torpedos, Schiffswerften, Küstenbatterien, Munitionsmagazine . . .!

Die Bevölkerung in ihrer blinden Wut ergriff die schon vor Monaten verteilten Gewehre.

Darauf wandten sich die Teutonen dem Inlande zu . . .

Nach Ablauf von 1½ Stunden entstand ein hundert Kilometer breiter Streifen von Southampton bis Glasgow als qualmender Trümmerhaufen . . . Tausend und aber tausend Tote traten den ewigen Weg zum Himmel an, den gefährlichen Lord zu suchen und seine Seele, die dieses schreckliche Blutbad heraufbeschworen hatte.

Viele hunderttausend Sündige und viele hunderttausend Unschuldige, ewig Wandernde . . .

Die Trauer der britischen Insel war unbeschreiblich. Tausende von Männern und Frauen wurden irrsinnig in dieser fürchterlichen Panik, Tausende und Tausende verübten Selbstmord aus Schmach und Verzweiflung. Das Inselreich brannte ringsum und auf den Straßen der Städte flohen sinnlos die Menschen; auf den Landstraßen sausten Autos und alle anderen Fuhrwerke in einer entsetzlichen Ziellosigkeit durcheinander, ineinander, sich überfahrend, sich ineinanderbohrend . . .

Von den Kirchtürmen klangen die Glocken.

Aus den versteckten Kanonen dröhnte noch immer hier und da ein Donnern.

Die Teutonen steuerten hierauf die Themse entlang und blieben über London stehen — regungslos auf einer Stelle wie ein entsetzliches, erschütterndes Memento mori.

Sie standen nur sechs Minuten . . . dann war das Schicksal der Stadt entschieden.

Der Lordmajor ließ auf dem Tower eine weiße Fahne hissen.

Der erste Teutone gab mit Funkensignalen den Befehl: „Alle Waffen sind auf einen Haufen in dem Hydepark zusammenzutragen.“ Die drei Stunden, die darauf verstrichen, schufen Berge von Gewehren und Kanonen.

Unterdessen verschwanden die Teutonen . . . Aber nicht, um weit weg zu fahren.

Sie kreuzten über dem Kanal und warteten auf weitere Befehle.

Der deutsche Generalstab benachrichtigte genau die anderen feindlichen Heeresleitungen über die Ereignisse.

Das Ultimatum wurde noch einmal überreicht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Nachricht über die englische Niederlage wirkte auf die französischen Truppen, als wäre sie die Nachricht des Weltunterganges.

Der Oberbefehlshaber gab sofort den Befehl, die Angriffe einzustellen.

Nun fand sich aber hier ein gehirnweicher Voltigeur, der Hauslibrettist eines Pariser Montmartre-Cabarets, ein zerlumpter, verlotterter, rothosiger Phantast, der vor seinen Kameraden mit blutunterlaufenen Augen umhersprang, und mit den dürren Armen fürchterlich fuchtelnd, eine zündende Ansprache hielt. Er beschuldigte die Heeresleitung der Feigheit, sie sei von den Boches bestochen worden und er feuerte die herumlungernden, ihn eine Zeitlang stumpf anstarrenden Infanteristen zum heiligen Krieg an. Er riß dem Fahnenträger den Regimentsadler aus den Händen, hob ihn hoch und mit flatternden Haarsträhnen, den Kopf emporgeworfen fing er an die Marseillaise zu brüllen. Noch immer starrten ihn die Soldaten stupid an. Ein Leutnant stolperte ihm über den Weg und als dieser hörte, wovon hier die Rede war, schnauzte er den begeisterten Mitbürger ordentlich an. Der Mitbürger entriß hierauf dem Offizier den Revolver und erschoß sich. Im Umfallen wandte er sich noch an die verblüfften Soldaten — aus seinem Munde quoll mit dem Blutstrahl gurgelnd sein letzter Ausruf: „So stirbt ein Franzose!..."

Unglücklicherweise stand in der Nähe die Musik. Auf den Schuß hob der Kapellmeister den Stock und begann die Marseillaise zu spielen . . . Der Soldaten bemächtigte sich ein Fieber; die letzten Takte sangen sie halb wahnsinnig im Delirium mit und ihre Gewehre abfeuernd liefen sie gegen die deutsche Front. — Das Beispiel dieser Truppe riß die ganze Front mit und einige Minuten himmelerschütternden Gewehrgeknatters und Geschützdonners besiegelten das Schicksal der französischen Nation. Der deutsche Generalstab gab den Teutonen den Befehl: „Die französischen Reserven sind zu vernichten!"

Der Oberbefehlshaber erlebte dies nicht mehr — auch nicht der Leutnant. Dieser wurde, wegen Unvorsichtigkeit in der Front, erschossen — der Oberbefehlshaber wieder galoppierte in das verzweifelte Maschinengewehrfeuer hinein. Er war ein Held. Seinen Körper zerschossen französische Kugeln wie ein Sieb . . .

Es dauerte kaum eine halbe Stunde — die Reserven der

französischen Armee wurden eine Beute der Vernichtung; die Städte an der Grenze und zwei Drittel von Paris lagen in Trümmern.

Die im östlichen Frankreich kämpfenden Truppen ergaben sich dem deutschen Kronprinzen. Der Kronprinz erlaubte den Gefangenen, die Gewehre zur „Erinnerung" zu behalten. Er ließ die Munition auf die Argonner Hochebene schaffen und befahl die Luftkreuzer dorthin. Aus den Teutonen schlug ein einziger Blitzstrahl herab und hierauf setzte ein die ganze Phantasie der Hölle übersteigender Tumult ein. Ein hundertfaches Geräusch des Knallens, Polterns, Zischens, Rauschens, Sprengens und Platzens. Wie wenn in der Luft Millionen von glühenden Wespen herumschwärmten . . . die noch übrig gebliebenen Geschosse und Patronen Frankreichs waren vernichtet . . .

Der Kronprinz dirigierte die kampfunfähig gemachte Armee samt Gewehren und Geschützen, blank geputzt und geflickt nach Berlin. Samt den Gewehren! — denn wo war die dazugehörige Munition?

Die Luftkreuzer hatten schon eifrig nach den Gewehrfabriken und Munitionsmagazinen gesucht.

Diese wurden auch vernichtet. Dann wandten sie sich der britischen Insel zu, dort über London anhaltend, vernichteten sie das im Hydepark aufgestapelte Kriegsmaterial.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die anderen Staaten unterwarfen sich schleunigst.

Nur Serbien trotzte.

Hierauf schwangen sich die Luftkreuzer über Nisch.

Eine Flugmaschine wurde gegen die Luftkreuzer geschickt mit Schießbaumwolle beladen.

Auf halbem Wege erledigte sie der aus dem Körper der Teutonen herunterfliegende Funkenregen.

Vergebens steckten die Serben hierauf weiße Tücher an ihre Gewehre.

Über Serbien wurde wegen der niederträchtigen Ermordung des Thronfolgerpaares das Todesurteil gesprochen.

Zwei volle Stunden dauerte die Hinrichtung.

Dann herrschte Grabesstille in dem Lande der Komitadschis.

Es blieb kein lebendes Wesen zurück, nicht einmal eine Katze.

Das mußte so kommen. Diese Generation durfte nicht aus ihrem Grabe wieder erstehen . . .

Die Luftkreuzer jagten in großem Bogen über das Adriatische Meer und befreiten die bedrängten Hafenstädte; dann setzten sie sich zu ihrem letzten Weg in Bewegung. Hinüber bis Konstantinopel, von dort über Sofia nach Bukarest und von da nach dem Kaukasus; von hier zurück über Budapest, Wien, Prag nach München und von dort nach Berlin.

Das war die Siegesfahrt des Friedens.

Die Funkenstrahlen wurden ausgeschalten und in den vorbeisausenden Luftkreuzern konnten die Völker nur das Wunder der Technik bestaunen.

Ein einziges Mal fanden sie noch Arbeit über dem Kaukasus, wo sie die kämpfenden türkischen Truppen von den Russen befreiten.

Die Städte schwammen in nebliger Tiefe unten in einem Freudenmeer. Das Geschrei und die Lichtgarben der festlich beleuchteten Fenster drangen bis an die Luftkreuzer hinauf. Und die Miriaden Sterne blickten neidisch auf die Kometen des Friedens herab, welche jetzt als unschuldige Fahrzeuge mit enormer Geschwindigkeit durch die Frühlingsnacht dahinbrummten.

Die Mitternacht traf sie in Berlin über dem kaiserlichen Schloß.

Regungslos, stumm standen sie da auf einem Fleck . . .

Unter ihnen in jedem Fenster der Weltstadt brannten Kerzen. Elektrische Transparente und die Lichtstrahlen der Scheinwerfer ergötzten sich an den glitzernden Stahlschuppen.

Die Wacht am Rhein erklang leise, andächtig und lullte die Millionen freudetrunkener Menschen in den Schlaf . . .

Die Heeresleitung arbeitete noch fieberhaft.

Die drahtlose Telegraphie stand unausgesetzt im Dienste.

Eine Stunde nach Mitternacht kam die Nachricht, daß die Flotte der Union sich der zerstörten englischen Küste näherte.

Die Teutonen erhielten durch die Marconiapparate neue Befehle.

Sie setzten sich mit einem Ruck in Bewegung . . . Um drei Uhr standen sie über dem Admiralschiff der amerikanischen Flotte.

„Dreißig Minuten Bedenkzeit!“

Während dieser Minuten fuhr der Admiral mit der Dampfpinasse dicht an die englische Küste heran. Was er dort durch sein Fernglas im Lichte der Scheinwerfer gesehen hat — genügte ihm vollständig.

In der neunundzwanzigsten Minute pochte die Botschaft im Marconiapparat der Luftkreuzer:

„Die Flotte der amerikanischen Union begrüßt die tapferen Söhne der glorreichen deutschen Nation und zollt ihr Erstaunen dem epochemachenden Fortschritt der Technik. Der deutsche Kaiser dreimal Hurra!“

Auf sämtlichen Schiffen erscholl das „Heil dir im Siegerkranz“.

Die Luftkreuzer hißten hierauf die amerikanische Standarte.

Hierauf bot der amerikanische Admiral an, seine ganze Munition zu Ehren der deutschen Armee abzufeuern.

Es wurde angenommen.

In der letzten Minute zog sich der Admiral in seine Kabine zurück und mit seiner Taschenuhr in der Hand bewilligte er sich sechzig Sekunden Bedenkzeit. Ob er die Geschützläufe nicht doch gegen die Luftkreuzer richten solle. In der letzten Sekunde gab er seinen Befehl.

„Ziel: der Horizont!“

Er hätte auch umsonst befohlen: „Ziel: der Teutone!“ Umsonst. Diesem war keine Kugeln schädlich . . .

Unter den Luftkreuzern dröhnten drei Stunden hindurch ununterbrochen die Geschütze.

Schluß. Das letzte Geschoß war abgefeuert.

Der Admiral bat um Erlaubnis, die Luftkreuzer auch von innen besichtigen zu dürfen. Von oben kam die Antwort, man möge sich wegen der Erlaubnis nach Berlin bemühen.

Und der Admiral scheute die Reise nicht.

Morgens um neun Uhr standen die Luftkreuzer bereits wieder über Berlin. Und dort standen sie stundenlang . . .

Endlich kam der Befehl:

„Tempelhofer Feld. Verankern."

Die Luftkreuzer setzten sich behäbig und gemessen in Bewegung. Man hörte kaum etwas Geräusch. — Über der Stadt lag eine betäubende, lächelnde Frühlingssonne; die Straßen waren in Goldglanz wie glitzernde Flüsse, die Häuser lagen ruhig in der Tiefe, sie warfen scharfe Schatten. Die Menschen standen dichtgedrängt.

Als die Luftkreuzer lossegelten, brach ein bis an den Himmel jauchzendes Geschrei aus. Und in das brausende Toben sang und klang der deutsche Hymnus in die Salven . . .

Auf dem Tempelhofer Feld war an Stelle der Baracken frisches, grünes Gras aufgetragen und die Wiese wurde ringsherum von Militär abgesperrt.

Der kaiserliche Hof, die Heeresleitung, die politischen Behörden, das diplomatische Korps erwartete die Teutonen.

Die Teutonen erschienen über dem Feld und sanken bis etwa fünfzig Meter zur Erde. Jetzt öffnete sich eine Luke und aus dieser warf ein herausgestreckter Arm die entzweigebrochenen Fahnen der eroberten Länder hintereinander herunter. Zuletzt blieb die amerikanische Fahne: diese flog unversehrt aus der Höhe herab. Das Klingen der Musik erstickte das Aufheulen der das Feld umgebenden schwarzen Menschenmasse. Nichts: nur Köpfe konnte man sehen, soweit das Auge schauen konnte. Und diese schwarze Masse brüllte — Hunderttausend und hunderttausend Kehlen brüllten den einen Namen:

„Brant!!!"

Die Teutonen sanken zur Erde; in gerader Linie immer tiefer und tiefer . . . Endlich landeten sie. Aus den Seitenwänden schossen breite Stahlschienen heraus, welche an ihren

Enden bereits Kufen trugen. Die Kufen bohrten sich im Gras fest.

Hundert Kapellen spielten die Wacht am Rhein.

Am Bug der vorderen Maschine flog die deutsche Reichsstandarte hoch!

Das wahnsinnige Toben erreichte seinen Höhepunkt. Die Menschen streckten sich, sie drängten, quetschten und traten sich.

An der Seitenwand sprang eine Tür auf, welche oben und unten im Bogen ausgebildet war. Erst jetzt war sichtbar, daß in dem Körper des Luftkreuzers unter der Tür die Stufen einer Treppe eingebaut waren.

Das brausende Stimmengewirr verstummte, es wurde totenstill, nicht einmal ein Geflüster war zu hören. In der Tür erschien die Gestalt eines Mannes.

Er suchte langsam mit vorsichtigem Tasten die Stufen und schickte sich an herunter zu klettern ... Es war der Oberst. Hinter ihm trat Brant hervor — nein: er schleppte sich. Mit zitternden Händen und schlotternden Knien stand er in der Tür. Der Oberst hob seinen Arm und half Georg vorsichtig herunter.

Langsam, behutsam, Schritt für Schritt.

Er stand endlich da, bei der Maschine ... eine bebende, zusammengeschrumpfte, menschliche Ruine, mit tiefeingesunkenen Augen, ohne Glanz, in das Leere blickend, von der entsetzlichen seelischen Aufregung zu Tode ermüdet, von Öl, Ruß, Qualm beschmiert und von den Grausamkeiten der letzten 24 Stunden — ergraut ...

General Georg Brant!

Der Kaiser trat zu ihm und reichte ihm die Hand. Sophie mußte Georg den Arm führen, damit der Herrscher seine Rechte fassen konnte.

Georg heftete seine erloschenen Augen auf den Kaiser. Gebrochen, fast geistesabwesend stotterte er:

„Ma—je—stät, es war fürch—ter—lich ...“

Er knickte zusammen.

Der Kaiser nahm sein Eisernes Kreuz von seinem Rock und heftete es Brant an die Brust:

„Deutschland, Deutschlands größtem Sohn und meinem Freunde!“

Warum weinten die Menschen ...?

Warum weinte Sophie, in ihren Tränen glücklich und erhaben ...?

Hatte wirklich die Trauer, der Kummer, das Leiden, die Vernichtung, das Elend, das grausame Schicksal, die Feuersbrunst, das Ersticken, der Stahlstoß, das Blutbad und das Jammergeschrei ein Ende?

War es wirklich zu Ende ...?

* * *

Der amerikanische Admiral erhielt die Erlaubnis zur Besichtigung der Luftkreuzer und so bot sich ihm Gelegenheit, die wichtigste Schöpfung des menschlichen Geistes eingehend zu studieren. Den Schleier des großen Geheimnisses, welches während der letzten 48 Stunden das Gehirn aller Völker des Erdballes in Erregung hielt, zu lüften.

Damit aber erstrahlte hell vor der ganzen Welt das erhabene Ziel des Germanentums: den Weltfrieden für die menschliche Arbeit zu sichern.

Die Erfindung wurde Gemeingut. Der Waffengang der Millionen verlor seinen Sinn, da das durch Jahrzehnte mit fiebernden Fleiß und Milliarden zusammengetragene Kriegsmaterial binnen wenigen Stunden zu einem Metallklumpen zusammenschmolz, zu Asche verbrannte, in Trümmer verwandelt wurde, durch die geistige Energie eines Menschen, den Scharfsinn eines Herrschers und das Vertrauen einer Heeresleitung ... und durch die letzte uneigennützige Anspannung des Schaffensvermögens einer ganzen Nation!

Ob ein anderer Staat auch solche Maschinen bauen kann?

Unsinn.

Die Teutonen trotzten jedem Geschoß und jedem Strahl.

Zwei feindliche Luftkreuzer könnten sich nie einander nähern ...

Der Admiral kletterte den ersten Luftkreuzer hinauf und verschwand in der runden Tür. Er fand vor sich eine kleine Kabine mit unzähligen Hebeln, Regulierwiderständen, Mano-

metern und zwei ziemlich bequemen Sitzgelegenheiten. Der Oberst, der Reisegefährte Brants, fing jetzt an, dem vor Erstaunen regungslos dasitzenden amerikanischen Offizier zu erklären:

„Ich saß hier mit Brant auf diesen kleinen Sitzen. Brant vorne und ich hinter ihm. Als wir aufstiegen, konnte ich nicht wissen, auf welches Haupt der todbringende Schlag gerichtet ist. Ob er die Maschine nicht zurücksteuert und über das Haupt der Unseren die Strahlen der Vernichtung streut? Der ganze Plan, die fieberhafte, unmenschliche Hast zerrüttete dermaßen empfindlich unsere Nerven, daß die verfluchteste Absicht oder der unsinnigste Wahnsinn mir möglich erschien. Ich hatte Angst vor Brant! Während der ganzen entsetzlichen Reise saß ich hinter ihm mit hochgehobenem Revolver. Der erste verdächtige oder wahnwitzige Handgriff von seiner Seite — und wir waren beide dem Tode geweiht."

„Ist es denn möglich, in dieser fabelhaften Geschwindigkeit die Richtung zu kontrollieren?"

„Natürlich. Hier — sehen Sie vor uns eine transparente Landkarte, auf welcher der rote Punkt die Fahrtrichtung des Luftkreuzers angibt." Der Oberst schloß die Tür und in der Dämmerung, nach Anknipsen einer elektrischen Lampe wurde auf der mattweißen Scheibe der Plan von Europa sichtbar. Über Berlin gab eine talergroße Kreisfläche die augenblickliche Lage des Luftkreuzers an. Der Oberst ließ den Admiral neben sich setzen und durch das Vorschieben eines Regulators brachte er den Luftkreuzer in Bewegung.

Er erhob sich in gerader Linie über der Erde.

Die Reise und die Erklärung nahm den Anfang.

„Exzellenz, der rote Punkt bewegt sich sofort nach links."

Nach einer winzigen Drehung eines Handrades bewegte sich die rote Scheibe tatsächlich nach links . . . Nach kurzer Zeit verdeckte sie Braunschweig. Der Admiral schaute auf seine Uhr.

Es sind erst zwanzig Minuten vergangen seit der Abfahrt.

„Unerhört! Das entspricht doch einer Geschwindigkeit von 600 Kilometern in der Stunde!"

„Ja,“ sagte der Oberst, „so viel beträgt die Normalgeschwindigkeit.“

„Wie viel die größte?“

„Mit Leichtigkeit bis 800 Kilometer in der Stunde zu steigern.“

„Und die kleinste?“

„Wie der Parademarsch einer Wanze.“

Der Admiral dachte nach: — „Also eine lenkbare Kanonenkugel. Verflixt, daß wir das nicht erfinden konnten!“ Er spuckte aus.

Der Oberst fuhr in seiner Erklärung fort:

„Unsere Teutonen sind mit hochgespanntem elektrischem Strom betrieben. Das Rattern stammt aus dem von uns erfundenen Mantel, welcher eigentlich aus vielen tausenden winzigen Elektromotoren besteht. Diese Elektromotoren sind von einem Generator gespeist, welcher von Benzinmotoren betrieben wird; der angekuppelte Elektromagnet liefert den Strom durch die den Starkstrom erzeugenden Induktoren in die sogenannten Schuppen des Mantels. Diese Schuppen sind viereckige Klappen, in der Fahrtrichtung abgerundet und dienen dazu, während der Fahrt sich in ihren Scharnieren aufzuklappen und die Luft in einen Luftbehälter zu führen, welcher wie eine Hülse den ganzen Luftkreuzer umgibt. Der ganze Mechanismus funktioniert vom Augenblick der Abfahrt an, automatisch, und wird durch die dem Luftbehälter zugeführten Wasserstrahlen gekühlt. So erreichen wir die enorme Geschwindigkeit, für welche auch die ganze Bauart des Luftkreuzers, die dünne hohe Schollenform, zugeschnitten ist; gleich einem auf die Kante gestellten Papierbogen durchschneiden sie die Luft und setzen den Stirnwiderstand auf das Mindestmaß herab. Das Wasser kühlt und stößt uns gleichzeitig vorwärts; das in die Luftkammer gespritzte Wasser nämlich wird von den durch die wahnsinnige Geschwindigkeit erhitzten, glühenden Wänden verdampft, es entsteht durch die Überhitzung Heißdampf; das Heck des Luftkreuzers ist wieder so eingerichtet, daß der hierhergeführte Dampfstrahl mit enormer Spannung aus der Leitung gegen eine Quer-

scheibe schießt; die Reaktion dieses Gegenstoßes verleiht uns auch eine ganz bedeutende Geschwindigkeitsenergie. Es bringt uns also die Geschwindigkeit selbst vorwärts, das heißt eigentlich die Luft, die uns nicht nur vorwärts treibt, sondern auch hebt. Am Kamm des Teutonen befindet sich ein Luftsaugeapparat, im Boden wieder ein Luftkompressor; das Zusammenwirken beider Apparate hebt oder senkt die Maschine. Den Luftkreuzer endlich halten die im Heck und Bug untergebrachten Behälter, welche mit verdichtetem Wasserstoff gefüllt sind, in der Luft. Diese Behälter dienen auch als Höhensteuer. Die seitliche Steuerfähigkeit erreichen wir durch die verschiedene Schießgeschwindigkeit der Schuppen, die seitlich nach Belieben regulierbar sind. Sämtliche Bedienungsapparate arbeiten mit verdichteter Luft und der Luftkreuzer ist mit sämtlichen Meß- und Hilfsinstrumenten ausgerüstet, welche die moderne Technik nur liefern kann: Kompasse, Höhen-, Steigungs- und Geschwindigkeitsmesser, Fahrtrichtungsanzeiger, drahtlose und Funkentelegraphie, Telephon, Sauerstoffentwickler, Manometer, Vakuumuhr, Fernphotographenapparate, Fernrohre, Beobachtungsschächte, Fenster, die so eingerichtet sind, daß sie das vogelperspektivische Bild auf eine Mattscheibe vergrößert hinwerfen. Die Signalapparate: Nebelhorn, Knallpatronen, Dampf- und Luftpfeifen, Scheinwerfer, Rauchsignalapparate, auf allen Seiten des Luftkreuzers Spähluken. Und das alles im Dienste des Friedens! Das Geschenk der viel verspotteten, zurückgesetzten deutschen Kultur für die Menschheit!"

Der Oberst zeigte jetzt auf die hinter der Kabine, im eigentlichen Maschinenraum untergebrachten Anlagen: „Den Weltfrieden wieder erzwingen diese Maschinen. Hier, in dem sogenannten Pilotkreuzer, ist die eine Gruppe der den Positiv-Elektromagnetismus aufstapelnden Maschinen, Induktoren, Transformatoren untergebracht; die andere Gruppe wieder besteht aus Maschinen und Instrumenten, welche den Negativ-Elektromagnetismus aus sich heraussenden. Diese Gruppe ist in dem sogenannten Satellitkreuzer untergebracht, in dem zweiten Teutonen, der uns, dem Pilot-

kreuzer, in einer Entfernung von 400 Metern durch ein magnetisches Strahlenfeld drahtlos angeschlossen ist und als treuer Sklave folgt.

In dem magnetischen Feld, zwischen den beiden Luftkreuzern, kreuzen sich elektrische Stromlinien von 25000 Volt Spannung. Der Umfang ist in senkrechter Linie auf verschiedene Höhen einstellbar, das heißt so viel, daß der Stromkreis um den magnetischen Knotenpunkt auszudehnen ist und dadurch ein magnetischer Stromraum in elliptischer Ausdehnung herzustellen ist. Wo der Bogen des magnetischen Stromraumes die Erdoberfläche berührt, ist diese Berührungsfläche auch nach Belieben zu verändern; die größte Berührungslänge des Bogens ist von 1000 Meter Höhe auf 10 Kilometer auszudehnen oder auf 8 Meter zusammenzuziehen. Das elektrische Feld berührt die Mutter Erde als Sense oder als Nadelstich . . . In dem Satellitkreuzer sind sämtliche Apparate vorhanden, die sich auch in dem Pilotkreuzer befinden, es fehlen nur die Oxygenentwickler, die Benzinmotore, die Signale und die Beobachtungsinstrumente, da sich im hinteren Luftkreuzer niemand aufhält. Die Operationen des Fliegens und Steuerns werden aus dem Pilotkreuzer auf radiotelepathischem Wege in die Apparate des Satellitkreuzers herübergeleitet, welche jede Bewegung des vorderen Teutonen und in jedem Augenblick treu aufnehmen und den Motoren und Steuerorganen mitteilen. In den zwei Luftkreuzern kreuzen sich ständig durch Verwendung eines Oszilators ungleichnamige Stromkreise. In dem Moment, wo diese geschlossenen Stromkreise auf der Erdoberfläche einen Metallkörper berühren, wird der Strom mittels eines automatischen Interruptors unterbrochen, und an der Stelle der Unterbrechung sticht mit fürchterlicher Gewalt ein Glühfunke hervor, welcher fast einem Feuerstrahl ähnlich ist. Brand und elektrischer Schlag gleichzeitig, und diese vernichten alles um sich! Wir ersannen einen eigenen Apparat, welcher sich automatisch entsprechend der Masse des Metallkörpers reguliert. Dieser Apparat steht natürlich mit den Regulierwiderständen in Verbindung. Diese Anordnung ermöglichte es,

die Stromgarben in tausend und tausend Strahlen zu ersetzen, welche auch das kleinste in dem magnetischen Felde zerstreute Metallstückchen auffinden. Der Höllenapparat des Brandregens . . . In dem Luftkreuzer spüren wir von all diesem, von diesem Brandorkan gar nichts, weil der Strom in 40 Meter um den Kreuzer herum eine isolierende Luftschicht findet.“

Und das war der wichtigste Teil der Erfindung, auf welche Brant seine Mitarbeiter geleitete. In dem Satellitkreuzer brachte er einen Interpolarapparat unter, welcher einen bis jetzt unbekannten elektromagnetischen Strahl in den in dem Kommandokreuzer untergebrachten Apparat, in den sogenannten Defensor hinübersandte. Brant nannte diese bis jetzt unbekannten Wellen „Seelenstrahlen“. Diese Seelenstrahlen hielten von dem Luftkreuzer jedes Geschoß und jede vernichtende Radiowelle fern, weil sie die Eigenschaft besaßen, binnen eines tausendstel Teils einer Sekunde jede ungleichnamige Welle auszugleichen, welche von der Peripherie zum Knotenpunkt eilen wollte. Und das war Lebensbedingung für die Kriegswaffe, weil, wenn sie einesteils erlaubte, daß die elektromagnetischen Wellen aus dem Luftkreuzer hinausströmen, verschlossen sie andernteils den von außen nach innen, in diesem Falle aus der Erde oder aus der Luft gegen die Luftkreuzer sich richtenden Wellen den Weg. Die isolierte Luftschicht grenzt sich scharf von dem sie umgebenden leitenden Luftstrom ab. Und das war höchst wichtig und ebenfalls eine Eigenart der Seelenstrahlen. Wenn nun ein Metallgegenstand diese Grenze überschreitet, so nimmt dieser sofort die zwei ungleichnamigen Elektrizitäten in sich auf und den Unterbrechungsmechanismus in Bewegung setzend ruft er eine elektrische Ladung hervor. Sie wandeln den Metallgegenstand in einen neutralen Körper und unterbrechen in diesem den auf eine fürchterliche Spannung gebrachten Strom. Der Metallgegenstand zerschmilzt, noch bevor er die eigentliche Zone der Seelenstrahlen betreten kann. Die Anwendung dieses Systems war eigentlich eine übertriebene Vorsichtsmaßregel Brants und diente haupt-

sächlich dazu, eventuelle ihm unbekannte Strahlen unschädlich zu machen; wie hätte auch ein Geschoß den Luftkreuzer gefährden können, wenn er im Augenblick, wo er sich mit seinem eingeschalteten Stromkreis bis zur Schußweite des Geschützes näherte, die Metallteile zerschmolz, die Holzteile verbrannte und die Mannschaft durch die elektrische Entladung kampfunfähig machte.

Der Luftkreuzer, welchem Brant den Namen „Teutone" gab, ist nur durch Gottes Gnade entstanden — und könnte nur durch Gottes Zorn vernichtet werden... Aber nicht mit einem Blitzstrahl, — diese konnten den Teutonen nicht erreichen, weil sie durch die magische Zone der Seelenstrahlen um den Luftkreuzer herum in die Erde geleitet wurden — sondern nur, wenn es dem Herrn gefallen würde, alle menschliche Berechnung und Zuversicht zu durchkreuzen: die Motore in der Luft abzustellen und die Wasserstoffbehälter zu sprengen. Gott kann aber nicht zürnen, weil Brants Teutonen den gottgefälligen ewigen Frieden, Ruhe und Liebe unter die Menschen brachten . . .

Der Teutone hielt an. Der Admiral guckte auf die Landkarte, die rote Scheibe stand über New York. Unter ihnen reihten sich wie winzig kleine Streichholzschachteln die fabelhaften Wolkenkratzer der merkwürdigen Yankeestadt . . . in einer Tiefe von 6000 Metern!

Der Oberst ließ die Maschine über dem Woolworth-Building sinken, dicht vor dem Wolkenkratzer auf dem Broadway.

Der Oberst konnte es sich nicht nehmen lassen, mitanzusehen, wie der Broadway auf den Kopf gestellt wurde, als er in das nervöse Getriebe dieses emsigen Ameisenhaufens den Teutonen landen ließ. Und wie zerstoben die Ameisen in alle Richtungen der Windrose, wie versteckten sie sich in die Läden, in die Kellerluken! — Wie die tausend Drähte der Tramwagen und Bogenlampen entzwei rissen und nach hundert Richtungen flatterten! Wie die Autos, die Cabs, die Straßenbahnen sich ineinanderbohrten, sich überfuhren! . . . Und wie der Admiral der Union durch die Tür herunterkletterte, welche ungefähr in einer Höhe war mit der fünf-

zehnten Etage des Woolworth-Building. Und als er die in der Seitenwand des Teutonen eingebauten Stufen hinuntertappte, war er nicht einmal so recht wütend — er fühlte sich nur als der erste amerikanische Märtyrer des ewigen Friedens.

Als der Admiral endlich unten ankam und seine Stiefel inmitten der ihn umdrängenden Menschen abstaubte, spie er aus und sagte, auf den Teutonen zeigend, nur: „Der Weltfriede ... Made in Germany. Von Berlin bis zum Broadway in 14 Stunden! Danke schön, eine Reise wie die Fahrt mit einem Fernboot!“

Hoch oben stand der Oberst in der Tür des Luftkreuzers. Er grüßte lächelnd dem Broadway zu und der Teutone rückte jäh in die Höhe. Jetzt erst merkte der Admiral, daß der Teutone mit ihm allein über den Ozean geflogen war. Der Satellitteutone war in Berlin geblieben. Er war nicht nötig. Die Deutschen wußten wohl, daß die Yankees den Luftkreuzer nicht mit Kanonenkugeln, sondern mit Applaus empfangen würden. 600 Kilometer in der Stunde, das muß Amerika imponieren!

Noch ein schwerer Weg stand Brant bevor.

Der Einzug der siegreichen Armee unter den Linden ...

Der Friede wurde geschlossen. Der deutsche Kaiser berief die Vertreter der mit ihm im Krieg gestandenen Länder nach Berlin und brachte ihnen dort in einer umfangreichen Urkunde zur Kenntnis, was das Deutsche Reich befahl.

Vor allem den Frieden!

Dann forderte das Reich, daß sämtliche an dem Kriege beteiligt gewesenen Staaten bestrebt seien, Schulter an Schulter die verursachten Schäden wettzumachen. Drittens erklärte es, auf den eroberten Gebieten so lange keine politische und volkswirtschaftliche Selbständigkeit anzuerkennen, bis die letzte Träne getrocknet, bis das letzte zerstörte Häuschen wieder aufgebaut ist. Solange dies nicht geschehen, hält über jedem Staate ein Teutone die Wache ...

Infolge dieser Maßnahmen wachte das deutsche Auge Jahre hindurch über das friedliche Wirken der halben Welt.

Die Delegierten nahmen jede Bedingung und jeden Punkt ohne Einwendungen an.

Sie konnten nicht anders — in den deutschen Fabriken waren neue Teutonen bereits in Arbeit.

Und nun folgte die Krönung des Sieges durch eine riesenhafte nationale Siegesfeier.

Mit dem Einzug der siegreichen Armee.

Und daran mußte auch Brant teilnehmen.

Auf den unglücklichen, nervenkranken, vollends erschöpften Mann war dies von niederschmetternder Wirkung.

Der Freudentaumel des Sieges hatte jede nüchterne Ordnung, Zurückhaltung, jedes Nachdenken umgestürzt — der frenetische Dankgesang hatte jede andere Stimme unterdrückt. Die in glänzendem Feuer erstrahlenden Augen sahen nur den Glanz, die Glückseligkeit, den Ruhm.

Der lebende Mensch feierte die beglückende Freude — — Nur den Glanz, nur die Freude! Und so vergaß man etwas, man hörte etwas nicht. Nur Brants Augen starrten unstet auf eine gräßliche Gruppe, nur seine Augen hörten ein verzweifeltes, Gott und die Welt fluchendes Wehgeschrei.

Er sah unausgesetzt die Millionen Witwen und Waisen vor sich, er hörte nur das Wehklagen der allein zurückgebliebenen Frauen, Eltern und Kinder, ihr herzzerreißendes Jammern.

Georg Brant!

Von Kaisers Gnaden Feldmarschall, infolge der freigebigen Dankbarkeit der Nation Besitzer eines Riesenvermögens, von Orden, die sonst nur die Brust von Herrschern schmückten.

Georg Brant!

Ehrendoktor, einer der Reichsten ... Held — in den Augen der Söhne seines Vaterlandes.

Ein Götze, eine dämonische Macht . . . ein Gott! — im Begriffe der einfältigen Bewohner entfernter Weltteile.

Der Mann ... die Sehnsucht — in den Herzen der Frauen.

Gelehrter, Genie im Reiche des menschlichen Geistes, der Entdecker unbekannter Teile, ihr kühner Forscher — in der Welt der Wissenschaft.

Dichter, der Meister der Phantasie ... Ein Phänomen in den Seelen der Künstler.

Der angebetete, teure, gute, bewunderte, verehrte Gatte — in den Armen der Frau.

Aber ...

Teufel, Mörder, Henker, Inquisitor, die Pest im Gehirn der verwaisten Kinder, der zu Witwen gewordenen Gattinnen, der zu Bettlern gewordenen greisen Eltern ...

Georg Brant, der unbeweglich, mit geschlossenen Augen auf seinem Krankenbett lag, der das vom Staat bezogene Gehalt, das Geschenk der Nation: sein Millionenvermögen den Witwen und Waisen schenkte, den Unglücklichen, die er in seinen Fieberträumen immer vor sich sah, deren klagendes, krampfhaftes Schluchzen in jeder Stunde des Tages an sein Ohr schlug ... denen er nur Geld zu bieten vermochte für ihr verlorenes Glück ... denen er alles zurückgab, nur den liebenden Gatten, den sorgenden Vater, den die zitternde Greisenhand stützenden Sohn nicht.

Und er nahm ihnen nichts — nur das.

Dafür aber fluchten ihm Millionen Lippen, drohten ihm Millionen Fäuste.

Armer Georg! dieser Fluch erreichte ihn, diese Fäuste jagten ihn aus der Welt ... diesen Menschen, der in einem kranken, verkümmerten, krüppelhaften, zum Schatten zusammengeschrumpften Körper, ein in wahnsinnig wilder Unordnung pochendes Herz und einen zusammenbrechenden Geist hatte ...

Acht Tage vor dem Einzug wurden sämtliche Bahnhöfe, alle zu Lande und zu Wasser in die Stadt führenden Wege vom Militär abgesperrt. Innerhalb des Kordons konnte man nur mit Legitimationen in die Straßen gelangen. Die Polizei hatte übermenschliche Arbeit geleistet. Dreimal täglich wurden sämtliche Hotels, Pensionen, Unterhaltungslokale, Gasthöfe durchsucht ... Geschäfte ständig im Auge behalten. Die Anmeldungszettel wurden mit besonderer Strenge gehandhabt, die verdächtigen geprüft, den Daten wurde nachgegangen. Auch auf sämtlichen Bahnhöfen ging man ebenso

vor; nur gegen Vorweisung der vom Gemeindevorstand ausgestellten Legitimationen, welche das Reiseziel und die Photographie des Besitzers enthielt, konnte man in die Wartesäle gelangen. Beschäftigungslosen Individuen wurden drei Tage zur Stellung von Bürgen gewährt, vermochten sie es nicht, so wurden sie in den Baracken des gewesenen Döberitzer Russenlagers interniert und mußten dort bei der Anfertigung von Hausgeräten für die im Kriege ihrer Habe Beraubten behilflich sein. In den Kasernen wurde strenger Appell gehalten und jede Kompagnie erhielt besondere Abzeichen, an denen die Kameraden einander auch in den Straßen erkennen konnten. War das Gesicht unbekannt, durften sie Ausweisleistung verlangen. Patrouillen zogen durch die Straßen und hielten den einen und den anderen Marssohn an.

Das war die letzte große Razzia . . . Zweifelhaften Existenzen war es unmöglich, innerhalb der Grenzen zu gelangen; die sich in den Städten befanden, mußten sie verlassen.

Am Tage des Einzuges standen die Menschen schon von Mitternacht an dicht gedrängt in den Straßenzügen, die die einziehenden Truppen passieren mußten! Millionen!! . . . Der Bürgersteig, der Fahrdamm, die Fenster, die Läden voll mit Menschen . . . mit zusammengepferchten, von Schweiß triefenden, einander drängenden, stoßenden und tretenden, die Eisenrolläden der Schaufenster eindrückenden, Fensterscheiben zertrümmernden, singenden, deklamierenden, debattierenden Menschen. In den Straßen, Autos, Wagen und sonstige Fuhrwerke, die dichtgedrängt im Schritt vorwärtstrotteten und an jeder Ecke sich zu einem unauflösbaren Durcheinander stauten. Da sah man das hochherrschaftliche Automobil mit Damen, deren blumengeschmückte Hüte das heißersehnte Ziel nachdrängender Droschkengäule waren.

Die Unzahl von Abzeichenverkäufern: Der Kaiser vor, nach und während des Sieges, Medaillen, Münzen, Plaketten. Der Kronprinz zu Pferde, das Vaterland in Kupfer, Blech, Eisen. Der General in Druckerschwärze, der Einzug 1870, Berlin 1813 usw. Bänder in allen Farben, Fähnlein

sämtlicher deutscher Staaten und der verbündeten Monarchie, türkische, deutsch-französische, deutsch-englische, deutsch-mesopotamische Fähnlein . . . Tausend und aber tausend Kinder drängten johlend um sie. Und die Photographen, die Kinematograph-Leierkastenspieler! . . . Überall Menschen und Menschen! Innerhalb des Kordons gruppenweise dahineilende Journalisten, bestrebt einander zuvorzukommen, Notizen machend, wichtigtuend. Dann viele, sehr viele Offiziere. Auf den Terrassen der Kaffeehäuser selbst der letzte Stuhl schon vor Wochen vermietet.

Über jede Komik, jede Tragik, jede Unbequemlichkeit, Kleinlichkeit und Gefahr erhaben war aber die Begeisterung, die Freude, der Rausch, der wonnige, tobende, lachende, duldende, nachsichtige, der Herzen öffnende, die Seelen veredelnde Siegesrausch. Er machte alles wundervoll schön, entzückend, erhebend.

Der Triumphbogen der Linden, auf die Hunderte von Menschen hinaufgeklettert waren, überragten gewaltig die Menschenmenge. Die Bäume der Straße, diese armen Bäume, haben niemals etwas von Feierlichkeiten oder Festen gesehen, weil das Publikum im Nu sie umarmt: sich ihnen auf den Nacken setzt, sich an ihre Arme klammert, auf ihren Rücken, ihre Brust, ihre Hüften klettert, sich auf ihren Köpfen niederläßt und bliebe zufällig zwischen zwei Bürgern eine winzige Spalte, wo sie hinausgucken könnten, so ist es ganz sicher, daß der die Hand des Schicksals vertretende Polizeiinspektor einen berittenen Schutzmann davor stellt. Vor die arme Platane, vor der schon im Jahre siebzig ein berittener Schutzmann postiert war, stellte jetzt die Vorsehung deren zwei.

Die Mauern der Häuser waren mit Teppichen, Lorbeergirlanden, Transparenten und Plakaten bedeckt, welch letztere bekanntgaben, wo man nicht stehen dürfe. Doch seien wir aufrichtig, das war auch die einzige Tätigkeit der Polizei bei dieser Gelegenheit. Das Volk hatte schon bei der Mobilmachung gezeigt, daß es selbst die beste Polizei sei und jetzt offenbarte sich diese beispiellose Disziplin noch in gesteigertem Maße. Die Menge schwoll gegen Morgendämmerung zu

einem unabsehbaren Strome an, der sich durch das Absingen patriotischer Lieder die Zeit vertrieb. Die Lunge sog die Wacht am Rhein in sich und atmete Heil dir im Siegerkranze aus, das ganze verbrauchte Konglomerat aber schmolz in den erhabenen Psalm des Lieb Vaterland zusammen, um in höhere Atmosphären emporzusteigen, von wo es gereinigt und erfrischt unter den Strahlen der aufgehenden Sonne als Deutschland, Deutschland über alles unter die in Frühlingspracht prangenden Bäume der Linden zurückkehrte. Die Frühlingspracht hatte wohl bei diesem geschichtlichen Tagesanbruch unter der jüngeren Generation für das Vaterland zu leiden — war jedoch unter und zwischen den zum Klettern geeigneten Gliedmaßen der jauchzenden Jugend dennoch vorhanden. Das Sonnenlicht überflutete nach und nach den ganzen, in fieberhafter Freude lärmenden Straßenzug. In dieser Freude vereinten sich Sonnenstrahl, Bürger, Soldaten, Frauen, Kinder und Schutzleute. Aus den Augen schoß ein Blitzstrahl, aus den Kehlen stieg der Psalm gen Himmel: Herrgott, wie schön ist doch das Leben!

Konnte man da verlangen, daß die martialen Schutzmannschnurrbärte Fritzchen und Mietzchen die rauhen Paragraphen zudonnerten? Keine Spur. Jetzt waren auch die Schutzleute bloß Menschen, Zuschauer, friedliche, vor Freude trunkene Bürger, die Söhne einer siegreichen Nation und der blaue Rock der Ordnung war heute nur dazu, damit man die Knöpfe blank putzen könne.

Das Volk aber, welches sich heute auch selbst in Ordnungschaffen und Disziplin gefiel, schloß die wackeren Leute in sein warmes Herz. Wo es notwendig war, hatte ihnen das Volk selbst mitgeholfen, Ordnung zu schaffen.

So schaute es unter den Linden am ersten Osterfeiertage des Jahres 191. aus . . .

Sämtliche Glocken der Stadt fingen zu läuten an. Das Volk verstummte und nahm den Hut ab. Vom kaiserlichen Schloß nahte eine Musikkapelle unter den Klängen des Prinz-Eugen-Marsches. In den Straßen zogen Abordnungen, Vereine, Schulen unter ihren Fahnen auf. Wo werden diese

Platz bekommen? Nur Ruhe! . . . Gestern waren unsere Schutzleute noch nicht so freundlich. Gestern beugten sie sich noch in ihren Kanzleien mit düsterem Gesicht über die Karte und stellten mit dem Zirkel in der Hand die Plätze der Vereinigungen, Schulen und Vereine fest. Und nun blieben diese Plätze schön leer . . . diese Plätze besetzen? Hoho! Soweit geht die Freundschaft nicht.

Die Stunde des Einzugs nahte.

Auf dem Tempelhofer Felde ging die Parade der Armee zu Ende . . .

Der große Zug setzte sich in Bewegung. Die Könige, Fürsten, Prinzen, Generale des Deutschen Kaiserreichs an der Spitze ihrer Truppen.

An der Spitze der Berliner Garnison der Kaiser!

Sie zogen durch die Königgrätzer Straße auf das Brandenburger Tor zu. Der Widerhall von Trompetengeschmetter, Trommelwirbel, der Klänge sämtlicher Musikkapellen und des Volksjubels kündete das Nahen der siegreichen Armee. Die Millionen Köpfe bewegten sich, brausende Hurra-, Bravo- und Hochrufe erdröhnten, die das Brandenburger Tor, die Tribünen bedeckenden Menschen jubelten ihnen entgegen.

Die Erregung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Der Reichstag, der Gemeinderat Berlins, die Abordnungen, die Gruppe der weißgekleideten Mädchen harrte erregt des großen Augenblicks, da sie den Herrscher an der Spitze seiner Armee begrüßen konnten.

Langsam verstrichen die Minuten, immer näher brauste der Jubel.

Endlich ritten die ersten Reiter durch die Bogen des Brandenburger Tores unter die Linden ein . . .

Der Jubel kannte keine Grenzen . . . Der Militärkordon lockerte sich und als der Kaiser den Pariser Platz erreichte, wo ihn die weißgekleideten Mädchen mit einem Blumenregen empfingen, fegte die Menschenmenge die Soldaten weg und strömte ihrem Kaiser entgegen.

Dort drängte sich das freudetrunkene Volk, dort knieten vor ihm die Frauen und Mädchen nieder, dort flossen die

Tränen über ernste Männergesichter vor dem Angesicht des Kaisers.

Aus den Straßen, den Wagen, Fenstern und von den Balkons ging ein Blumenregen nieder, Rosen und Nelken bedeckten die Straßen, die Soldaten, und dieser Blumenregen fiel unaufhörlich die ganzen Linden entlang — auf die hintereinander aufmarschierenden Truppen: Infanterie, Artillerie, Reiterei, auf alle. Die ganze breite Straße glich einem Blumengarten. Auf den Häusern hingen, auf dem Straßenkörper lagen, auf den Schultern, den Kanonen ruhten die vielen Millionen Blümelein . . .

Wahnsinnige Freude, Begeisterung, Liebe brauste durch die Herzen, Bürger, Soldaten — einerlei und das Triumphgeschrei, das Schmettern der Musikkapellen, der Gesang, das stürmische Jubeln wuchs zu einem Orkan der Begeisterung an. Unter den Linden war der Straßenkörper zu beiden Seiten mit den vom Feinde erbeuteten Geschützen eingesäumt; diese und die auf den Triumphsäulen untergebrachten Waffen und Ausrüstungen, Gewehre, Helme, Lanzen, Säbel mit Fahnen künstlerisch dekoriert verschwanden förmlich unter der farbenprächtigen Blumenpracht.

Der Kaiser vermochte nur im Schritt vorwärts zu gelangen. Er saß stolz, gerade auf seinem schneeweißen Roß und dachte vielleicht an die herniederfallenden Blumen, die den Kummer verbergen und die Freude künden.

Hinter ihm ritt sein Gefolge: Generale, Kommandanten, Feldherren.

Die Feldherren, deren Namen jeder Mensch, jede Frau, jedes Kind kannte, verschwanden schier unter den Blumen, und das freudetrunkene, unschuldige, glückliche Volk hielt sie förmlich ab, um ihre Gesichter besser zu sehen, um einen ihrer Blicke zu erhaschen, um ihnen mit lachendem, vor Freude glänzendem Gesicht hinauf zu rufen: „Marschall, der liebe Gott segne alle Ihre Schritte! . . .“

Das Militär mußte sich energischer ins Mittel legen, denn es bestand die Gefahr, daß die Menge den Zug durchbrechen werde.

Die Gestalt des Kaisers ragte schon vor dem Adlon aus dem Menschenmeer empor. Die Feldherren mußten sich kämpfend den Weg zu ihrem Kaiser bahnen.

Mit schwerer Mühe gelang es dem Militär eine schmale Straße freizuhalten, auf der der Zug sich weiter bewegen konnte . . .

Und da rollte langsam ein von sechs schwarzen Vollblutrappen gezogener Landauer daher. Das Volk brach in ein hysterisches Jubelgeschrei aus. Die Menschen klammerten sich einer an die Schultern des anderen, die Frauen winkten mit Tüchern, der Blumenregen wurde noch dichter. Der ganz mit Rosen bedeckte Wagen hielt jeden Augenblick, die Pferde waren unruhig, den Lenkern kostete es schwere Mühe, sie im Zaume zu halten, trotzdem diese Galarosse schon so manches erlebt hatten.

In der Tiefe des Wagens saß zurückgelehnt Feldmarschall Georg Brant — mit fast geschlossenen Augen. Er lag mehr als er saß und blickte nur hier und da auf. Mit schwachem Lächeln wandte er den Kopf zur Seite . . . Armer . . . schwerkranker Feldmarschall . . . Er mußte das ruhige Krankenbett verlassen und sich durch die Welt tragen lassen; aber es mußte sein: dem Gott danken und mit den Millionen das Amen sprechen . . . Vielleicht, daß er davon gesundet! . . .

Die Luft erzitterte:

„Brant! Brant! Brant!“ dröhnte es durch die Stadt.

Das Brausen, das Dröhnen wurde noch toller, als man den großen Sohn der Nation von dem über ihn niedergehenden Blumenregen kaum sehen konnte. Nur ein blasses Gesicht und eine schmächtige, abgemagerte, nervös winkende Hand war zu sehen an der Seite Sophiens, die in Glück erstrahlend, freudetrunken mit der Linken Brant umarmt hatte, mit der Rechten, die eine weiße Rose hielt, den Millionen, die ihrem geliebten Manne ekstatisch zujubelten, dankbar winkte.

Die freudetrunkene Menge hatte gar nicht bemerkt, daß der Wagen des Feldmarschalls Brant von einem doppelten Kordon Artilleristen zu Fuß umgeben war. Wie der Wagen

eines gut bewachten Gefangenen . . . oder eines sorgsam behüteten Patrioten . . .

In den Jubelschrei mengten sich neue Töne aus der Luft. Hoch oben zogen kleine gelbe Vögel über die Stadt: die Flugmaschinen der deutschen Armee. Tiefer unter ihnen glitten die Zeppeline über die einziehenden Truppen dahin und über dem Wagen des Feldmarschalls Brant, in einer Höhe von etwa sechzig Metern zog langsam mit den Fähnlein der deutschen Staaten geschmückt ein Teutone dahin. Das Summen der Flugmaschinen, das Brausen der Zeppeline, das murmelnde Geknatter des Teutonen ließ den Lärm der Straße für eine Minute verstummen . . . Aber nur für eine Minute . . .! Wie dies wundervolle Schauspiel sich über den Köpfen ausbreitete, wie ein Zeppelin nach dem anderen auftauchte und als die Menge die Gestalt des Obersten wahrnahm, der, in der Türe des Teutonen stehend, den von der Kaiserin gespendeten goldenen Lorbeerkranz in der Hand hielt, schwoll unten der Jubel zu einem tobenden Orkan an...

Die Menschen traten einander mit Füßen, im Bestreben, den Flugmaschinen, dem Teutonen zu folgen . . .

Auch auf das einziehende Militär übertrug sich das Fieber. Mit gerötetem Gesicht sangen sie und schüttelten einander die Hände, umarmten die Brüder, die auf dem Bürgersteig in dichten Massen drängenden Menschenmengen, fegten in einer Minute Polizisten, Soldaten, Studenten davon; die Frauen stürzten zu den Soldaten hin, küßten und umarmten sie, fragten nach ihren Männern und Brüdern, fanden sie, nahmen sie beim Arm, sie nahmen ihnen das Gewehr ab und der ganze mit strenger Genauigkeit festgestellte, festliche Einzug verwandelte sich in ein Menschenmeer, das langsam gegen den Lustgarten wogte. Dort waren die Batterien aufgestellt, die eine Salve von hundert Schüssen abgaben, als der Kaiser durch das Portal des Domes trat.

Das mächtige Glockengeläute, der Kanonendonner, das Sirenengeheul der über dem Dom in riesigen Bogen schwebenden Flugmaschinen, das Brausen der Zeppeline und das auch aus diesem Stimmengebrause sich scharf abhebende

Nebelhorn des Teutonen, der Dankgesang der Menschen, das Aufschlagen der Gewehre der Soldaten, der Trommelwirbel, das Trompetengeschmetter und die Klänge der Musik kündeten der Stadt, daß die deutsche Nation vor dem in den Höhen thronenden, allmächtigen Gotte in die Knie sank . . .

Es war ein tiefer Gedanke des Kaisers, daß während er im Namen der deutschen Nation dem Herrn sein Dankgebet darbringt, die Kanonen donnern, die Aeroplane und Zeppeline über der Stadt schweben, der Teutone über dem Dome stehen und der endlose Zug von Soldaten die Gewehre bei Fuß stellen und zum Gebet kommandiert werden sollten. An sechs Punkten des Straßenzuges: an der Ecke der Friedrichstraße, auf dem Pariser Platze, beim Anhalter Bahnhof, am Ende der Königgrätzer Straße, auf dem Belle-Alliance-Platze und auf dem Tempelhofer Felde waren imposante Feldaltare aufgestellt, an denen in dem Augenblick, als den vorüberziehenden Truppen „Halt“ kommandiert wurde, der Gottesdienst begann. Bei jedem Altare waren Musikkapellen und Gesangvereine aufgestellt . . .

Der Herrscher sank in die Knie und begann die Hände gefaltet, zu beten. Der Geistliche begann das Gebet: „Allmächtiger Herr der Welt, der du die heilige Flamme der Liebe in die Herzen der Menschen pflanzest . . .“ und auf dem ganzen langen Straßenzuge erklang der Psalm: „Allmächtiger Herr der Welt . . .“ — „Allmächtiger . . .“

Georg Brant wurde aus dem Wagen gehoben und in das heilige Haus Gottes getragen . . .

Er betete inbrünstig und flehte um Gottes Erbarmen . . .

Ein wundervoller Choral erklang; die Orgel begleitete mit tieftönenden prächtigen Melodien und modulierte mit dem fernen Gesang von Engeln gleichenden Harfenregister das leise verklingende Dankgebet . . .

Brant schloß die Augen und sank in die Arme Sophiens.

Vom Lustgarten her dröhnten dumpf die Kanonen, die alten Mauern des Domes erzitterten . . .

IV.

Die Festlichkeiten waren zu Ende.

Die Soldaten kehrten zu ihren Familien zurück, und die friedliche Arbeit nahm ihren Anfang. Der Werktag . . .

Die riesige Verheerung mußte ersetzt, das Elend gelindert, die Trauer und der Kummer wenigstens von ihrem Verbündeten: von der Sorge befreit werden.

Den Witwen und Waisen, den greisen, ohnmächtigen Eltern wurden von Anstalten und Einzelnen Millionen geopfert, aber all das vermochte nur für Augenblicke das Elend zu lindern. War doch der Herd vernichtet, waren doch die Schlote der Fabriken eingestürzt, das Rohmaterial ganz aufbraucht.

Der deutsche Kaiser hatte die politischen Fragen mit soldatischer Kürze erledigt.

Endlich war das große Werk vollendet.

Der deutsche Kaiser sprach:

„Das deutsche Volk will nicht über die Menschheit herrschen . . . Obwohl es ihm möglich wäre: gedenkt das deutsche Volk nicht seine Macht zu mißbrauchen.

Das deutsche Volk kennt nur eine Aufgabe: den Völkern der Erde die ungestörte Arbeit zu ermöglichen. Viele wissen es noch heute nicht, daß dies kein törichter Traum eines Volkes, sondern erreichbare Wirklichkeit sei. Das deutsche Volk übernimmt die Aufgabe: den zur Verwirklichung führenden Weg zu weisen.

Der erste Schritt gelang mit Gottes Hilfe: jedem Landwirt sein Gut zu bezeichnen, auf dem zu arbeiten er im Interesse der Volkswohlfahrt verpflichtet ist. Die politischen Rahmen stehen in ihrer Gesamtheit bloß vor einer Aufgabe: die Kultur zu heben, die Voranschreitenden einzuholen, mit den in derselben Linie schreitenden vorwärtszudringen!

Nichts weiter steht den Führern der Völker zu, weil die Kultur: die Gesamtheit von Volkswohlfahrt und Volksmoral ist.

Heute gibt es nur eine Nation, die diesem erhabenen Ziele dient — und uneigennützig dafür wirkt — die deutsche. Sollte

uns Gott die Freude gönnen hier, wie wir beschlossen, an der zehnten Jahreswende des heutigen Tages wieder zusammen zu kommen, um über die getane Arbeit Rechenschaft zu geben, dann wird das deutsche Volk um die liebevolle Hochschätzung der Menschheit reicher sein."

Mit den Worten des deutschen Kaisers schlossen die Festlichkeiten. Sie waren vorüber und mit ihnen legten sich auch die letzten Wogen der politischen Verwicklungen . . .

Für immer . . .

Es erübrigte nur noch die Feststellung des Programms der Neugeburt. An den grauen Werktagen gelangten die Fragen der Weltwirtschaft zur Verhandlung; zu Hunderten wurden Vorschläge unterbreitet; es waren sämtliche hervorragenden Volkswirte, industrielle und kaufmännische Fachleute der Welt zugegen. Endlich wurde auch hier eine Einigung erzielt.

Es wurde genau festgestellt, was die einzelnen Monarchien und Republiken einander liefern können, wessen sie voneinander bedürfen, welche die Lieferanten und welche die Konsumenten sind und zwar so, daß die Lieferanten miteinander frei konkurrieren konnten.

Das Prinzip war, daß jeder industrielle und kaufmännische Zweig spezialisiert wurde und alle Kräfte zur Vervollkommnung des übernommenen Zweiges verwendet wurden.

Die Fäden der riesigen Organisation hielt eine internationale Kommission in der Hand, deren Aufgabe es war, insbesondere den an Zivilisation zurückgebliebenen Völkern behilflich zu sein, die sich bisher spärlich verzinsenden riesigen Gebiete und Menschenmassen nutzbar zu machen. Die Kultur nahm ihre Stiefkinder in Schutz.

Die aus wirtschaftlichen Feindseligkeiten stammenden Gefahren gehörten nunmehr zu den Gespenstern der Vergangenheit. Dazu war die internationale Regierung der exotischen Kontinente gut. Diese gemischten regierenden Körperschaften kümmerten sich nur um die Wohlfahrt der ihnen anvertrauten Völker, während sie jedoch einerseits die gegen die Kulturnationen gerichteten wirtschaftlichen Machenschaften

vereitelten, machten sie andererseits infolge der wechsel-
seitigen Kontrolle die nachhaltige Unterstützung der Inter-
essen des einen oder des anderen „Landmannes“ — in
den meisten Fällen die Ursache der Friedensstörung! — im
Rahmen der Körperschaften unmöglich.

„Die weltwirtschaftliche Kommission“ war der Unter-
nehmer und Bankier der ganzen Welt, ihre Aktionäre die ein-
zelnen Staaten. Diese Kommission baute Eisenbahnen in
entlegenen Weltteilen, errichtete Fabriken an unbekannten
Flüssen, lieferte landwirtschaftliche Maschinen zur Befruch-
tung endloser Wüsten, stellte eine einheitliche kaufmännische
Weltsprache, Geld- und Gewichtseinheiten fest.

Welch prächtige Organisation war diese kaufmännische
Schöpfung, die keine politischen Gegensätze kannte. Die Welt
war ja von Menschen bewohnt — jeder hatte die gleichen
Pflichten und Rechte.

Seine Pflichten: in Ehren arbeiten, sein Recht: das kurze
menschliche Leben so schön, so angenehm und edel zu gestalten,
als es nur möglich war.

Diese Kommission war eigentlich das Gleichungszeichen
zwischen den beiden Faktoren: Kultur- und wirtschaftliche
Wohlfahrt. Die Gleichung des Menschenglücks . . .

Nach halbjähriger ruhiger, überlegter Arbeit ging die in-
ternationale Versammlung auseinander. Jeder begab sich in
sein neues Land, um die Gleichung des Volksglücks zu lösen.

— —

Unterdessen hatte der deutsche Kaiser unermüdlich an der
Errichtung der Germanischen Monarchie gearbeitet.

Eine Riesenaufgabe! . . . Mächtige Gebiete, die Millionen
von Menschen im Zeichen eines Ideals in Bewegung zu setzen.

Vorerst mußten die durch den Krieg geschlagenen Wunden
geheilt werden.

In schlaflosen Nächten reifte ein kühner Plan in seinem
Kopfe. Er berief die Würdenträger und Finanzkapazitäten
des Staates zu sich und legte ihnen seinen Plan vor.

Darauf entstand eine gewaltige Bestürzung und es kostete
der Regierung schwere Mühe den Plan der Verwirklichung

näher zu bringen. Vergebens, es gab noch viele, die nur im Salonrock opferfreudige Patrioten waren, im Arbeitsrock aber kannten sie nur einen Götzen: den Schlüssel der Panzerkasse. Diese guten Leute warfen, als jetzt die Stimmung der in den Zeiten der Gefahr entflammten opferfreudigen Begeisterung geschwunden, die Maske ab.

Allein der eiserne Wille des Kaisers und die erhabene Treue der Regierung brachen jeden Widerstand. Das eine immense moralische Kraft verleihende Bewußtsein, daß das Volk hinter ihnen stand, verhalf dem großen Werke zum Siege.

Die Regierung schob eine Aktiengesellschaft, die „Friedensgesellschaft" vor, die der Kaiser der Souveränität des Staates unterstellte und mit besonderen administrativen Rechten ausstattete.

Dieser Aktiengesellschaft trat mit dem überflüssigen Teile seines Vermögens jeder Bürger bei.

Eine Musterungskommision prüfte die soziale Lage und die Vermögensverhältnisse jedes Bürgers.

Man errichtete Kasten, in denen Bedarf und Leistung genau festgestellt waren. Die Bürger wurden in die Kasten eingeteilt.

Die Aktiengesellschaft währte zehn Jahre.

Und vor diesen Maßnahmen gab es kein Entrinnen. Das Gesetz schrieb sie vor!

Die Gesellschaft arbeitete auf Nutzen und Verlust. Der Nutzen wurde jährlich im Verhältnisse des angelegten Kapitals verteilt, der Verlust...aber damit hatte man nicht zu rechnen.

Milliarden wurden aufgebracht: das gut verwahrte, verborgene, zum Geschenk bekommene, mit Glück gefundene, durch Verbrechen ergatterte Vermögen von fünf Ländern.

Und die Aktionäre mußten nicht einmal zehn Jahre auf die Rückzahlung ihres Kapitals warten. In vier Jahren waren die Verheerungen des Krieges ausgeglichen; das Elend verschwand vom Gebiete der Monarchie und das gesegnete Kapital brachte so reichliche Zinsen, daß es den Aktionären nicht im Traume einfiel, die Unternehmung aufzulösen. Sie riefen:

„Ist das Elend geschwunden, die letzte Hütte aufgebaut, sind die letzten Schienenstränge wieder gelegt, ist das letzte Waisenkind auf Staatskosten in Schulen untergebracht, der letzte Fabrikschlot wieder errichtet, so möge die Gesellschaft sich auf anderen Gebieten betätigen! Die Monarchie hat viele stille unbewohnte Gebiete. Dort ist Rußland mit seinem festen, gesegneten Boden. Möge sie dort kolonisieren, wir sind ohnehin zu zahlreich im Westen; unsere armen französischen Brüder haben in ihren kleinen Bezirken ohnehin nicht genügenden Platz. Möge die Gesellschaft weiter Fabriken, Eisenbahnen bauen, Schulen errichten, die Bergwerke in Sibirien, in denen in uralten Zeiten „politische Vorurteile" — welch längst verblaßter Begriff! — umgekommen waren, mit gesundem, freudigem Arbeitervolke füllen, die verseuchte Luft mittels Maschinen reinigen; das Bewohnen der Eisfelder in geheizten Städten ermöglichen ... Aber die maßlose Dummheit begehen und die Friedensgesellschaft auflösen?! Hahaha. Das wäre schön ... Das wäre Tyrannei! ..."

Und die Regierung mußte sich rasch entschließen, denn sie stand auf dem Punkte gestürzt zu werden wegen der unüberlegten Tat, daß sie das den Bürgern gewaltsam abgenommene Vermögen den Eigentümern zurückerstatten wollte!

Die brauchten es nicht! ...

Wozu? Sie verdienten da auch ohne Vermögen so viel, daß es in der ganzen Germanischen Monarchie keinen hungernden Menschen mehr gab, trotzdem amerikanische Impresarios eine förmliche Jagd nach diesen Spezies unternommen haben.

Soviel haben sie — in Gottes Namen — zur Kenntnis genommen und sich dareingefunden, daß die Regierung die Kasten nunmehr aufhob. Dagegen wurden keine Protestversammlungen veranstaltet.

Wozu auch die Kasten! Die vier Jahre machten einen jeden zum nüchtern denkenden Menschen — selbst unsere gallischen Brüder — und einen kleinen Luxus hatte auch der außer dem Verdienst einlaufende Zinsertrag ermöglicht.

Der Staat machte sich also wohl oder übel an die neue

Arbeit. Pariser Putzmacherinnen, Landwirte aus den Rheinländern, belgische Arbeiter, Ingenieure aus Karlsruhe, Berliner Architekten und Wiener Operettenlibrettisten wurden in Sibirien angesiedelt.

So gingen die Jahre rasch, sehr rasch dahin . . .

In der Germanischen Monarchie wohnten glückliche Menschen, die an Krieg, Politik und Verwandtes nur dann dachten, als im siebenten Jahre nach dem Kongreß die Ungarische Monarchie mit der Germanischen Monarchie ein Bündnis schloß . . .

Man braucht nicht zu erschrecken:

Ein wirtschaftliches Bündnis.

V.

Georg Brant hatte man ganz vergessen.

Berühmte Ärzte hatten ihm mit schwerer Mühe wieder so weit auf die Füße geholfen, daß wenigstens seine Halluzinationen aufhörten und eine Genesung zu erhoffen war!

An einem lieblichen Punkte der französischen Riviera, von der Welt abgeschlossen, lebte er mit Sophie in einer auf einem Hügel errichteten Villa.

Sophie hatte ihr ganzes Vermögen der Monarchie zur Verfügung gestellt. Brant hatte seinerzeit sowohl das „Honorar" als auch das Geschenk der Nation: eine Million in Gold dem Fonds „Gott ist Barmherzig" überwiesen und so deckten sie bescheiden aber zufrieden aus den Bezügen Brants als Feldmarschall die Kosten des kleinen Haushalts.

Sophie widmete ihre ganze Zeit der seelischen Heilung ihres Mannes. Zeitungen, Nachrichten ließ sie nicht in seine Nähe kommen, sie empfingen niemand. In der Villa richteten sie ein Musikzimmer ein, wo Sophie allerlei Musikinstrumente unterbrachte: Piano, Grammophon, Pianola und ein geniales Pariser Instrument, das mit künstlerischer Vollkommenheit eine ganze Musikkapelle ersetzte. Da spielte sie stundenlang und Brants Seele erhob sich auf den Flügeln der wundervollen Melodien und mächtigen Akkorde. Sophie

spielte mit großer Künstlerschaft, sie sang schön, und wenn Georg selbst Lust bekam, die Schöpfungen der Meister zu hören, ließ er das Grammophon oder die Orchesterorgel spielen ...

Sie lasen viel, Politik, Krieg und Wissenschaft waren jedoch aus ihrer Bibliothek verbannt, nur die unterhaltenden Bände der Literatur waren daselbst vertreten. Brant griff jetzt gierig nach den Romanen, die er vordem niemals in die Hand genommen hatte ...

Dreimal waren sie am Grabe Helenens. Sophie ließ unmittelbar nach ihrer Heirat eine Kapelle über das Grab errichten. Der Sarg ruhte in der Mitte des Schiffes in einem künstlerisch ausgeführten schweren Steinsarkophag und aus den Zinsen einer Stiftung wurde er täglich mit einem Kranz aus Chrysanthemen geschmückt.

Brant hatte im Laufe der Zeiten in seinem Herzen das Andenken Helenens mit strahlender Glorie umgeben und dieses Andenken galt einer Heiligen ... Die lebende Frau, die ihm ihr ganzes Leben geopfert, die ihn mit ihrem lebendigen Blute, mit ihrer edlen Seele zur gigantischen Schöpfung angespornt, die von seinem Ruhme für sich nichts forderte und nur das eine Verlangen hatte, ihn bis an das Ende seines Lebens geleiten zu dürfen: Sophie wurde seinem Herzen immer teurer. Mit der Wiederherstellung seiner Gesundheit und seiner Seelenruhe begann er einzusehen, daß er dieser charakterfesten edlen Frau Dank, Verehrung, Liebe schulde.

Die erwachende Liebe beschleunigte seine Genesung. Er war schon so weit, daß er sich nach den aus seiner Umgebung verbannten Zeitungen sehnte: das in sein Herz einziehende Glück und die Ruhe weckte sein Interesse für die Geschicke der Welt. Er wagte jedoch nicht, Sophie dies einzugestehen.

Sophie sprach bisher niemals von Liebe. Auch die Trennung kam zwischen ihnen niemals zur Sprache, weil Georg noch der zärtlich pflegenden Hände und der Liebe bedurfte, die sein erstarrtes Herz wärmte und auftauen ließ. Jetzt dachte schon Georg bangen Herzens an die Stunde, in der Sophie vor ihn hintreten würde: „Mein Herr, unser Vertrag ist abgelaufen, das große Werk ist fertig, ich habe Sie geheilt...

und gebe Sie nun Ihnen selbst wieder.“ In schlaflosen Nächten beschäftigte ihn diese Sorge. Doch er wagte nicht zu sprechen, denn nach und nach gelangte er zur Erkenntnis, daß er grausam war, in jener Nacht diesen Vertrag anzunehmen.

So kam jener in der Geschichte der Monarchie so sehr hervorragende Tag heran, an dem das Volk den Fortbestand der „Friedensgesellschaft“ mittels Volksversammlungen, Flugschriften und passiver Resistenz erzwang. Die ganze Welt feierte diese Tatsache als einen riesigen moralischen Triumph des deutschen Kaisers und seiner Regierung. Schritten die doch erst vor wenigen Jahren bezwungenen Nationen, die Belgier, Franzosen, Russen mit dem Verlangen voran, die Förderung ihrer wirtschaftlichen Wohlfahrt auch weiterhin der deutschen Regierung anzuvertrauen. Erkannten doch damit die zwei unbändigsten Rassen — Gallier und Slawen — die segensreiche Ehrlichkeit der germanischen Kultur an. Wurde doch dadurch der ganzen Welt das Auge geöffnet und nach Osten gelenkt, wo die unendlichen kahlen Ebenen zu urbarem gesegnetem Boden verwandelt wurden, wo zwischen den Bergen Fabriken zu Tausenden entstanden, wo dem mächtigen Schienennetz entlang moderne Städte mit hübschen reinen, bequemen Häusern gediehen, mit Zentralheizung, elektrischer Beleuchtung, wo nach der Tagesarbeit sich glückliche, singende, freudvolle, lachende Menschen ergötzten, weil das Elend des Greisenalters, der Unfälle und Krankheiten durch die Fürsorge des Staates verbannt sind.

Dieses Bild entrollte sich vor den Augen der Welt an diesem Tage und die germanische Rasse hatte in Wirklichkeit an diesem Tage das Herz der Menschheit besiegt.

Die gesamte Presse der Welt behandelte als ein Ereignis von geschichtlicher Bedeutung die Volksversammlung in Dresden, in der das nationale Vermögen wieder der Regierung angeboten wurde . . .

Sophie ging im Garten spazieren. Auf der Straße trottete ein Wagen: Der Kutscher war in die Lektüre einer Zeitung vertieft. Als er vor dem Gitter des Gartens vorbei

fuhr, fiel Sophies Blick auf die fettgedruckten Lettern der Zeitung: Der germanische Sieg. „Was mag das wohl sein? Was mochte geschehen sein? Doch keine neue Komplikation?“ Sie winkte dem Kutscher und bat ihn um die Zeitung. Als sie dieselbe gelesen hatte, quoll ihr Herz vor Freude über. Lachend, tanzend, hüpfte sie über die Wege des Gartens und lief in den südlichen Winkel der herrlichen Anlage, wo auf einem über das Meer hinausspringenden Felsen ein kleiner Pavillon errichtet war. Sie mußte das Meer sehen, mit seinen Millionen tanzenden krausen Wogen, die geräuschlos dahingleitenden Segel, das azurne Firmament, die Umarmung von Luft und Wasser. Sie streckte die Arme aus: „Ach, könnte auch ich umarmen! . . .“ . . . Zwei Männerhände faßten ihr Köpfchen und bogen es zurück . . . auf ihre Lippen drückte ein Männermund einen langen, langen Kuß . . .

Georg stand hinter ihr . . . Das Lachen, das Singen hatte ihn aus seinem Zimmer gelockt, er wollte wissen, was mit Sophie geschehen sei. Er erblickte sie am Pavillon mit der Zeitung in der Hand. Unbemerkt war er an sie herangeschlichen und las über ihren Schultern die ersten Zeilen . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Georg war an Herz und Seele geheilt.

Nur sein Körper wollte nicht erstarken. Die Muskeln blieben in ihrem vom Kampfe der Nerven zerschmetterten Zustande.

Allein das Herz, die Seele waren erstarkt, zu neuem Leben erwacht . . . Nun erachtete er die Zeit für gekommen, der Welt zu verkünden: was in ihm verborgen war. Jetzt war es an der Zeit, die Fahne des „Ideals“ zu hissen, der Menschheit zu zeigen, weshalb Millionen gemordet, Länder zerstört werden mußten.

Brant machte sich mit der Lebhaftigkeit seiner verjüngten Seele, mit der verliebten Wärme seines Herzens, mit der vollen Kraft seiner Nächstenliebe daran, sein Selbstbekenntnis zu verfassen.

Das Selbstbekenntnis des Helden, des Gelehrten, des Mörders . . .

Monatelang arbeitete er mit Sophie zusammen an dem Werke, liebevoll und ruhig — sie mußten ja nicht eilen . . . die Menschheit hatte bereits den Weg des Gedeihens erkannt: die Arbeit. Jetzt hatte sich nur noch der Verbrecher vor der Welt zu rechtfertigen, die tränenfeuchten Wimpern der Witwen und Waisen zu trocknen mit dem Geständnis: „Nicht darum habe ich dir den Mann geraubt, nicht darum deinen Vater zu Tode gequält, nicht darum eure Nester vernichtet, damit du weinen, mit zitternden Fingern die Haare raufen, in herzzerreißender Trauer zur Erde werfen sollst . . . nicht darum, sondern damit die Kriegswaffe über deine Kinder, deine Geschwister und deine Enkelkinder nie mehr Trauer, Kummer und Elend bringen könne . . .“

Das Selbstbekenntnis stand seiner Beendigung nahe. An einem glühenden Sommernachmittag wurde Georg von seiner Mitarbeiterin im Stiche gelassen. Sie kündigte ihm die Hilfe unerwartet, ohne Vorbereitungen.

Sophie war Mutter . . .

Der Herbst, der wundervolle Herbst der Riviera brachte Brants ein gesundes, sich neugierig in der Welt umherblickendes Baby.

In das Selbstbekenntnis rief die gesunde Stimme der neuangekommenen überaus jungen Dame hinein.

Und zwar gründlich.

Die Arbeit konnte nicht fortgesetzt werden.

Seine Exzellenz der Feldmarschall war in seinen Arbeitsstunden an der Wiege seines Kindes beschäftigt . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Villa Brant schien das Glück sich ständig niedergelassen zu haben. Das Geplauder des kleinen Mädchens, die ersten taumelnden trottenden Schritte, die tausend drolligen einfältigen unschuldigen Fragen, die vielerlei Sorgen um das Kind machten Sophie glücklich. Das kleine Geschöpf verjagte alle Grübeleien. Das „Ideal“ kam unter die geklärten Reliquien der Vergangenheit. Sophie war nur glückliche Mutter, liebende Gattin. Alles andere, die ganze Welt, alle ihre blitzenden kaleidoskopartigen Flecke verloren

für sie das Interesse ... Ihre kleine Villa, ihre zwei Menschen: ihr Mann und ihr Töchterchen waren alles, worum sie sich noch kümmerte.

So gingen Frühling, Sommer, Herbst und Winter dahin und dieser Kreislauf begann immer von neuem.

Die kleine Gisela mochte etwa vier Jahre alt sein, als in Brant ein gefährliches Heimweh nach der Welt erwachte. Der Arzt riet ihnen zu reisen; womöglich eine zerstreuende, neue Eindrücke bietende Seereise . . .

Brant hatte schon in seiner Jugend die halbe Welt bereist und schon damals wollte er Indien sehen. Allein das Schicksal hatte ihn daran gehindert, er heiratete.

Nun wollten sie hingehen, ins Land der Jugendträume. Nach der mystischen Fabelwelt wandern, zu den Felstempeln der üppigen Natur und der orientalischen von Weihrauch geschwängerten Poesie, in die exotische, farbenprächtige Wildnis.

* * *

Für die Verbindung mit dem Westen sorgten vortreffliche Teutonen für ungeduldige Fahrgäste; Vergnügungsreisende, denen der Weg auf dem Meere schon eine Erholung und Erfrischung ist, benützten die Ozeandampfer.

Auch Brants mieteten sich auf solch einem Schiffsriesen ein kleines Appartement. Sie mußten sich in Marsburg — im alten Marseille — einschiffen; den Weg zur Hafenstadt gedachten sie im Automobil zurückzulegen. Die Vorkehrungen wurden getroffen. Seit langen Jahren durchflutete Brants Seele jetzt zum ersten Male wieder die Freude, als sie reisefertig vor dem Automobile standen und die Diener das Gepäck am Wagen unterbrachten. Mit jauchzender Freude sah er die kleinen Häuser dahinschwinden, sah er die weißen Straßen sich die Berge hinan winden, die Wälder im satten Grün, den unendlichen Meeresspiegel, auf dem die Sonnenstrahlen flimmernd, einem breiten langen Goldstreifen gleich, hüpften.

Dieser von der Sonne hervorgezauberte Goldstreifen rettete den Insassen des Automobils das Leben.

Und das kam so:

An einem Abhang ging der breite Weg in gerader Linie über das Plateau dem Meere zu, um vor dem Felsen am Wegrande mit einer Biegung nach rechts bis zum nächsten Anstieg am Rande des Plateaus weiter zu führen. Der Sonnenschirm Sophies war auf den Boden des Wagens geglitten und Brant beugte sich vor, um ihn aufzuheben. Dabei fiel sein Blick über die Lehne des Chauffeursitzes auf das hell erglänzende offene Meer . . . und vor Entsetzen stockte sein Herzschlag. Aber nur für einen Augenblick. Rasch neigte er sich vor und faßte den Chauffeur an der Schulter: „Halt! Bremsen Sie!! Dort vor uns . . .“ brüllte er. Im nächsten Augenblick umschlang er mit seinen Armen Sophie und das kleine Mädchen und riß sie hinab in den Wagengrund.

Der Chauffeur bremste verzweifelt mit Händen und Füßen das mit großer Geschwindigkeit hinabsausende Automobil. Die Backen der Bremse kreischten, das Hinterteil des Wagens schleuderte infolge des heftigen Bremsens auf dem Wege hin und her, dann drehte es sich . . . rechts und links am Wege entwurzelte es krachend und prasselnd die Bäume, endlich gelang es, den Wagen zum Stehen zu bringen, mit dem Motor in der Abfahrtsrichtung. Rechts die Räder waren am Grabenrande hinabgeglitten und haben dabei den Rasenhang tief aufgewühlt.

Brants hatten eben nur Zeit mit dem erschrockenen, weinenden kleinen Mädchen aus dem Wagen zu springen. Das Auto kippte gleich darauf zur Seite, der Chauffeur konnte nur mit Müh und Not, von den zerbrochenen Scheiben am Arm und im Gesicht verletzt, blutend, sich herausarbeiten. Die Luftreifen waren zerfetzt, der ganze Unterbau des Wagens hatte sich verzogen und die Schraubenbolzen des Wagenkastens waren geplatzt.

Kaum drei Schritte entfernt von jener Stelle, wo es gelungen war den Wagen zum Stehen zu bringen, zwischen zwei Platanen, die auf beiden Seiten der Straße standen, war quer über den Fahrdamm ein daumendickes Drahtseil gespannt — in Kopfhöhe im Wagen sitzender Personen.

Wenn Brant auf dem goldig funkelnden Hintergrund

des Meeres den quer dahinziehenden schwarzen Strich nicht bemerkt — hätten sie alle geköpft ihren Weg fortgesetzt, aber ins Jenseits!

Die Untersuchung stellte fest, daß das Attentat ein Racheakt belgischer Frauen war. Von diesem Tage an haben sich die Menschen wieder an Brant erinnert. Aus allen Teilen der Welt kamen Beileidstelegramme, die Beglückwünschungen anläßlich seiner glücklichen Rettung in großer Zahl.

So gedachte Brant die eine Gruppe; aber auch eine andere gedachte seiner — und das bedeutete für Brant die katastrophale Gefahr. Das Attentat wies plötzlich den Weg der Rache in den ungenügsamen Schichten der eroberten Länder. Plötzlich erscholl wieder das Gejammer der Witwen . . . und der Fluch fand sein Opfer, das Haupt des armen Brant . . .

Dieses Gejammer tauchte vorzüglich zum Verdecken der Unterminierarbeit der Rache. Jene Leute, die sich immer finden, um den Versuch: die bestehende Ordnung zu vernichten, auszuführen, wollten den Schmerz der Witwen und Waisen rächen und für die war dies das „große Ziel". Es gab unter ihnen solche, die aus Überzeugung ihrer menschlichen Empfindung sich dieser Bewegung angeschlossen haben, die meisten aber sahen und haßten in Brant den Sündenbock, die Ursache der neuen Ordnung, den unbequemen Vereitler einer Zerstörungssucht, die in früheren Zeiten von mit Anarchie, Nihilismus, Terrorismus sattgesogenen zweckbewußten oder schwärmerischen halbgebildeten Gehirnen genährt wurde. Sie alle wollten ihn vernichten.

Weiber, kreischende Hexen, gräßliches Proletengezücht heizten tückisch im Dunkeln die Hölle, die Brants Leben bedrohte; Weiber, die mit ihren Männern, solange sie noch am Leben waren, in ständigem Zank und Hader gestanden; Weiber, die von ihren Männern, wenn diese nüchtern waren, geschlagen wurden, weil der Schnaps aus ihnen stank, und waren die Männer betrunken, bekamen sie wiederum Schläge, weil eben der Mann nicht bei Vernunft war; Weiber, die dem Schicksal dankten, als ihren Männern die Uniform angezogen

wurde, und deren in den Krieg ziehende Männer dem Schicksal gleichfalls dankbar waren, daß sie vom ewigen Gekeife dieser Weiber nunmehr erlöst waren; Weiber, die den ersten ohne mühselige Arbeit erworbenen Groschen vom Staate bekamen und denen die Kriegsunterstützung ein solch geordnetes Leben ermöglicht hat, das sie an der Seite ihrer Männer nie erhoffen durften; Weiber, die, während der Krieg getobt, winselten: würde der Krieg nur ewig dauern; Weiber, die, als sie die Nachricht vom Tode ihres Mannes hörten, aufseufzten: Gott sei Dank, nun hat ihn der Teufel geholt; Weiber, denen nichts heilig und unantastbar war, weder Glaube, noch Hoffnung, noch Liebe, noch Ehe, noch Macht. Weiber, die, da sich ihr Los gebessert hatte, in ihren Männern eine Strafe Gottes sahen, und aus ihrer Erleichterung eine nationale Trauer machten . . . die nannten Georg Brant einen verruchten Mörder!

Und diese Hefe verband sich mit den lichtscheuen Kavalieren der alten Weltordnung, mit den Rittern, die auf Staatskosten photographiert wurden, die nur eine Form der Arbeit kannten: das Aneignen fremden Besitzes — ob dies nun eine Geldtasche, ein Panzerkasten, ein Leben war, blieb sich gleich. Die Weiber und unreifen Gesellen vereinten sich mit diesem Abschaum; die hatten jetzt böse Zeiten, der neue Staat verstand es, sie aus Kaschemmen, Kellern, Kloaken hervorzuholen und zur Arbeit zu zwingen. Jetzt war jede rettende Theorie der Vererbung und Unzurechnungsfähigkeit vergebens: der aus krankhafter Neigung ein Tunichtgut war, wurde in den Kolonien der Willenskranken interniert, der Lump aus Weltanschauung wurde zur Arbeit gezwungen — und das war bitter! Dem aufrührerischen Haß gegen diese unerhörte Tyrannei kam das Nizzaer Attentat gegen Brant just gelegen. Im Moment war der Sündenbock erkannt! Allmählich hatte dieses geheime unterirdische Netz alle neu eroberten Teile der Monarchie durchwoben; im Dunkel der Nacht, in unterirdischen Kanälen zog es von Osten nach Westen und von Westen nach Osten . . . Brant fand keine Ruhe. Wieder peinigten ihn Angst und Furcht. Vergebens

wurde seine Villa ständig von Detektiven bewacht; vergebens wurde sein ganzes Personal aus den erprobtesten Geheimpolizisten organisiert; vergebens wurde jeder seiner Schritte von seinen Hütern bewacht! Dieses ewige Bewachtsein, das unbedingt nötig war, machte ihn nur noch mehr krank, wo doch über die Liga kein Mensch außer den Eingeweihten etwas wußte. Brant aber empfand es dennoch, daß diese wahnsinnigen belgischen Weiber Verkünder des unabwendbaren Schicksals seien. Die Behörde kannte die Psychologie der Verbrecher, sie wußte, daß das Nizzaer Attentat ein Ruf zur Sammlung und rastloser Arbeit ist, solange das Ziel unerreicht.

An der Riviera wurden sehr viele Verhaftungen vorgenommen. In der Villa Brants mehrten sich die unverständlichen verdächtigen Zeichen. Eines Tages schwebte ein Flugzeug über der Villa . . . ein dunkler Gegenstand fiel von der Höhe herab; er fiel zum Glück ins Meer. Brant wußte, daß das eine Höllenmaschine war.

Sie mußten flüchten!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sophie wählte in der Gegend des Spreewaldes ein freundliches weißes Häuschen mit einem kleinen Garten.

Es schien, als ob die Gefahr nur in der glühenden Luft der südlichen Zone Brant bedroht hätte.

Eine Zeitlang hörten sie nichts Verdächtiges.

Vielleicht, weil die Bewachung noch strenger durchgeführt worden war. Jetzt wurde die Villa schon mit einer zweifachen Wachpostenkette umgeben und die ganze Nachbarschaft wurde von der Geheimpolizei expropriiert. Bäcker, Fleischer, Postbote, alles stand im Dienst der geheimen Polizei.

Währenddes erfand sich Brant eine neue Zerstreuung. Er baute im Garten für seine kleine Tochter eine Spielzeugbahn. Mit verzweigenden Geleisen, Weichen, Brücken, Tunnels, kleinen schnaubenden Eisenbahnzügen spielten diese drei Menschen zusammen auf den Gartenwegen. Sie heizten die kleinen Maschinen, setzten sie in Bewegung; an der einen

Station kommandierte das kleine Mädchen, an der anderen Sophie, an der dritten Brant. Und dann ging's los. Die kleinen Züge dampften fauchend auf den Geleisen, die Spielgenossen — Vater, Mutter und Tochter — gaben Signale, klingelten, telephonierten, richteten die Weichen, beleuchteten den Tunnel, stellten die Semaphore, ließen die Züge nebeneinander, gegeneinander laufen, veranstalteten ein Zusammentreffen, einander kreuzend, der eine Zug ging unten, der andere über die Brücke, der dritte fuhr in den Tunnel hinein ... husch ... „Fiiii — schöschöschö ... bim — bam ...“

Wie wär' es schön gewesen sorglos am Anblick des von Spieleifer geröteten Kindergesichts sich zu ergötzen! Wie glücklich hätten diese drei gütigen, edlen Menschenherzen sein können!

Welch großes Glück wäre es, ein einfacher Krämer in einem stillen Städtchen zu sein und statt des kostbaren feinen Eisenbahnspielzeugs ein billiges grüngestrichenes Wägelchen aus Holz herumzuschieben!

Ihrem Kinde wäre es gleich ... vielleicht würde sein kleines Herz in größerer Freude erglühen, denn dann würden Vatti und Muttchen nicht so traurig werden, wenn ihre Blicke sich treffen, wie jetzt ... beim kostbaren schönen Spielzeug, im schönen Garten der kostbaren Villa ...

Ach wär' das schön ...

Auch hier gab es keine lange Ruhe. Die kleine Gisela erkrankte einmal an einem Schluck Wasser. Der Arzt rettete den kleinen Körper, aber das Gemüt Brants war vollkommen vergiftet.

Wieder wurde die Untersuchung eingeleitet. Ein schwachsinniger russischer Student wollte das Leben der Familie vernichten. Er hatte die Quelle vergiftet. Brant und seine Angehörigen waren gerettet, der Giftmischer wurde zum Tode verurteilt, aber in der Umgebung der Villa Brant waren siebenundzwanzig Menschen an der Vergiftung gestorben; alle, die den Anschluß mit der Wasserleitung der Villa hatten.

Brant war seelisch und körperlich vollkommen gebrochen. Er war vielleicht der einzige Mensch, um den in der ge-

segneten Epoche des Friedens Menschen zugrunde gingen, Schuldige und Unschuldige.

Auch Sophie drohte Melancholie. Auch sie hatte keine Ruhe. Sie mußten weiterziehen, wandern, weiter . . .

Die beiden Unglücklichen, zum Tode Verurteilten wußten, daß dies so weitergehen würde, bis ans Grab.

Sie schickten sich in den Willen des Herrn, sie gingen in sich und sanken vor dem unerbittlichen, mächtigen Arm der Wahrheit in den Staub.

Zitternd vor körperlicher Schwäche, mit heftig klopfenden Herzen von der Peinigung der Nerven, mit pochenden Schläfen, von den in jagendem Fieber brennenden Blutstropfen, abgestumpft von seelischen Qualen, mit wehem Herzen, mit schluchzender Trauer fühlten sie es: „Die vergossene Träne schreit nach Gerechtigkeit . . . das vergossene Blut fordert Rache — selbst wenn vor den geistigen Augen des mit Trauer vernichtenden Menschen das „Ideal“ schwebt . . . der unerbittliche Körper, die Hülle des Willens, der Überlegung, der schaffenden Kraft, muß im Namen der Gerechtigkeit zugrunde gehen . . . In der Erinnerung lebt die Seele, die unzähligen Millionen künftiger Generationen werden ihr Andenken segnen . . .“

Die beiden Menschen erwarteten, einander umarmend, den Vollzug des Urteils ohne Klage, ohne Klagelaut . . . Sie beruhigten das Gewissen der Behörde damit, daß sie auf deren Drängen ein schloßartiges Gebäude bei Straßburg bezogen. Dieses kleine Paradies, dieser idyllisch schöne Garten und das in gotischem Stile erbaute Kastell wurden schloßartig befestigt. Der Monarch beorderte eine ganze kleine Armee zur Bewachung Brants und über der Domäne versah ständig ein Teutone den Wachdienst. Gleichzeitig setzte eine unerbittliche Untersuchung und Verfolgung gegen die Liga ein. Die Polizei füllte die Gefängnisse, aber sie konnte die Nester der Verschwörer nicht eruieren. Die Liga zeigte noch einmal, was die Schlauheit menschlicher Bestialität imstande ist.

Jetzt war es schon ein offener, bewußter Kampf auf Leben

und Tod. Die beiden seelisch kranken Menschen aber bereiteten sich, versunken im Glauben, auf den größten Weg vor. Auch die kleine Gisela wurde früh ernst, Papa und Muttchen sprachen immer vom größten Weg und von dem großen Hause, in das sie kommen wird, wenn Vati und Mutti verreist sein werden.

Sie hörte, daß dort Tante-Lehrerinnen und Onkel-Lehrer wohnen ... Sie werden sie lehren auf dem Klavier zu spielen, so schön und traurig wie Mütterchen — schön schreiben — ... nicht so zittrig ... und dann schön beten für Mutti und Vati und auch für Tante Helene.

„Aber wie ist denn das möglich, Mutti, Tante Helene ist ja nicht mehr da?“

„Auch wir werden dann nicht mehr da sein, mein Liebling.“

„Also werdet auch ihr sterben?“

„Nein, mein Herzchen, wir reisen bloß ab.“

„Also ist auch Tante Helene bloß abgereist?“

„Ja, mein Töchterchen.“

An diesem Nachmittag formte und patschte die kleine Gisela mit ihren Händchen drei kleine Hügel im Garten und bestreute sie mit Blumen und steckte auf jeden Hügel eine Rose. Als sie damit fertig war, zog sie Georg und Sophie an der Hand dorthin.

„Was ist denn das, mein Kindchen?“

„Das sind die Schiffe, Vati, auf denen ihr verreisen werdet ...“

* * *

Zum zehnten Male jährte sich der Tag des Berliner Kongresses.

Hunderttausende von Menschen eilten in die Hauptstadt der Welt nach — Berlin.

Die Hotels, die Häuser, die Wohnungen, alles war voll von Fremden, Verwandten, Bekannten, sie strömten herbei aus allen Teilen der Welt.

Der alternde Kaiser berief einen Weltkongreß, auf dem die Germanische Monarchie über ihre Arbeit in diesen zehn Jahren Bericht erstatten würde.

Der Auftakt war die Eröffnungsfestlichkeit einer bisher noch nie gesehenen Weltausstellung auf einem Territorium von der Grenze Berlins bis Brandenburg.

Dann folgte ein Riesenfestzug, an dem sechzehntausend Personen teilnahmen. Die Zahl der Zuschauer war Millionen.

Am dritten Tag der Festlichkeiten begann der Kongreß zu tagen.

Die Eröffnungsrede des Kaisers war kurz:

„Meine Herren! Die Germanische Monarchie hat über die Arbeit von zehn Jahren ihren Bericht vorzulegen. Meine Herren, blicken Sie um sich: wir haben gearbeitet! Blicken Sie nach Osten und Westen, inmitten goldener Weizenfelder und wogender Kornfelder jagen überall die Eisenbahnen; die Eisfelder des Nordens sind verschwunden; mächtigere Städte als die unsrigen erstrahlen dort allabendlich im elektrischen Licht, tagsüber verkünden qualmende Schornsteine, daß dort ein Volk glücklicher Arbeiter wohnt. Meine Herren! Wir haben niemand unterjocht, wir haben aus den Händen unserer Brüder bloß die Waffe gewunden und ihnen die Schaufel und den Bleistift gereicht. Wir haben gearbeitet! Im Segen der Arbeit haben wir unsere Geschwister vereint, und jetzt wollen wir im Heiligtum des ewigen Friedens uns alle vereinen!“

Die Fernphonographen sandten diese Rede in alle Weltgegenden und die ganze Welt konnte zu gleicher Zeit den metallenen Klang des Herrscherwortes hören. Die Referenten der Fachabteilungen legten ihre Berichte über die Arbeit der zehn Jahre vor, sie meldeten über die Art und Methode und über den Erfolg. Die „Friedenskommission“ gab Rechenschaft über die wirtschaftliche Arbeit des Dezenniums und die Abgesandten der einzelnen Monarchien teilten die Daten über den Fortschritt in ihren Ländern mit.

Und dann erfolgte der hehrste Moment.

Der deutsche Kaiser löste die politischen Rahmen auf und seinem Beispiel folgten sämtliche herrschenden Korporationen. Auf Erden gab es keine Staaten — sondern Völker. Die Nationen der Erde vereinigten sich zu einem einzigen Staate: Zum Weltreich.

Es wurde die Entschließung ausgesprochen, daß es keine Armee mehr gibt.

Ein ständiger Kongreß erledigte die Kulturangelegenheiten des Weltreichs, ein anderer die landwirtschaftliche Organisation, ein dritter regelte das administrative Leben des Weltreichs.

Der deutsche Kaiser befreite Franzosen und Russen, und an diesem Tage lösten sich die übrigen Monarchien auf, damit in dem zusammenhaltenden magnetischen Ring der Gemeinschaft von Herz, Seele und Sprache die hierhergehörigen einzelnen Nationen selbständig ihr nationales Leben führen sollten.

Zum Kaiser des Weltreichs wurde der deutsche Kaiser gewählt, der an der Spitze des Reichskongresses die Einheit des Reiches vertrat und das unappellierbare Verfügungs- und Tribunalrecht der Regierungskörperschaft sanktionierte. Die reduzierten Armeen dienten bloß zur Aufrechterhaltung der Ordnung und der Erhaltung körperlicher Abhärtung und seelischer Disziplin der Jugend. Die Strafe mit der Waffe wurde außer Kraft gesetzt. In eventuellen Fällen von Uneinigkeiten zwischen Nationen hat der Reichskongreß zu entscheiden. Es gab nur noch eine Geldstrafe, kein Vergießen unschuldigen Menschenblutes mehr.

Nach der Kongreßsitzung, in der der Bund des Weltreiches geschlossen wurde, zog die Versammlung von den Millionen des Volkes geleitet, auf die Felder von Ludwigslust, wo unter Gottes freiem Himmel der Bund durch die von den Nationen gesandten Priestern gesegnet wurde in allen Sprachen und Religionen der Welt.

Über den Platz hinweg brausten, als der Chorgesang der zehntausend Sänger anhob, die Teutonen des Weltreiches.

Fast viertausend Flugzeuge . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Gute Brants herrschte tiefe Stille. An der Fassade des Schlosses war die Fahne der Germanischen Monarchie gehißt.

Zu Ehren der zehnjährigen Jahreswende.

Die kleine Familie stand in ihrem Empfangssaal. Durch

die Fenster stahl sich ein Sonnenstrahl und hüpfte um die durchfurchte Stirn Brants. Bald schlich er auf die Biedermeiermöbel und huschte neugierig in jede Ecke. Die kleine Gisela wäre so gern dem glitzernden Gaste nachgeeilt . . . aber es war nicht möglich: Mutti, in deren Haar die überstandenen Qualen schon viele weiße Fäden gezogen hatten, hielt ihr Händchen fest.

Sophie hielt den gänzlich ergrauten und mit kraftlosen Schultern dastehenden Georg umschlungen. Das kleine Mädchen spielte mit dem großen schweren Ring seines Vaters und drückte schalkhaft Georgs abgemagerte Finger.

Brant blickte ernst auf die drei vor ihm stehenden Männer; sie waren die Abgesandten des Kaisers. Sie lasen gerade ein langes Dokument vor: sie zählten Brants unvergängliche Verdienste auf und teilten ihm mit, daß sein Standbild vor dem Reichstag dem Denkmal Bismarcks gegenüber enthüllt würde. Wenn der größte Sohn der Nation an der Festlichkeit zwar nicht teilnehmen konnte — suchte ihn in seiner Einsamkeit die Gnade des Kaisers auf und dekorierte ihn zur Erinnerung an das Entstehen des Weltfriedensbundes mit der Fürstenwürde.

Das neue Weltreich beeilte sich gleichfalls seinen Dank abzustatten; es wurde ihm die Würde des Kanzlers des Weltreiches angeboten . . .

Fürst Georg Brant, der Kanzler des Weltreiches! — Oh, wie Sophie sich darüber freuen konnte . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nachmittags machten sie einen Spaziergang in den Park.

Georg blickte auf die hoch über ihm kreuzenden Teutonen. Lange verfolgte er mit den Augen die majestätischen Bewegungen des stolzen Luftkreuzers . . . Dann sank sein Haupt ihm auf die Brust. Das über ihm schwebende Verhängnis lachte ihm ins Gesicht: „Ach was: Fürst! — Ein gebrechlicher Greis bist du, ein Gefangener hinter Schloß und Riegel!“ Sophie umschlang seine Schultern und brachte tausend Kleinigkeiten ihm in Erinnerung . . . Sie tröstete ihn mit dem Glück . . . Sie hob sein Haupt zu ihrem lächelnden Gesicht und sprach vom Frieden der Zukunft.

„Siehst du, Georg, jetzt werden wir glücklich sein, jetzt brauchen wir uns nicht mehr zu fürchten: Die Völker feiern den Frieden. Das Leben wird ein Rahmen des Glückes. — Sei nicht traurig, verzweifle nicht. Glaube mir, Georg, deine Feinde sind verstummt, schau, man kann gar nichts mehr von ihnen hören . . .“

Georg drehte sich rasch um: von der großen Glastüre des Schlosses, welches in den Garten führte, kam ein Geräusch. Georg eilte in der Richtung des Springbrunnens weg, die kleine Gisela blieb allein . . .

In der Tür stand ein fremder Mann.

Georg hatte keine Zeit mehr ihn anzurufen — der Eindringling hob seinen Arm — seine Hand hielt einen Revolver:

„Georg Brant! Wir bezahlen die Tränen — im Namen der Witwen und Waisen . . .“

Sophie warf sich mit einem verzweifelten Aufschrei vor Georg . . .

Der Schuß krachte.

Sophie sank, in das Herz getroffen, zusammen. — In diesem Moment erzitterte die ganze Umgebung, ein fürchterlicher Donnerschlag machte sie erbeben: Das Schloß flog in die Luft!

Vorbei . . .

Die letzte Arbeit der französischen Anarchisten war gelungen. Die Windstille — Georg vermutete richtig — kündigte den Sturm an. Die Liga ließ mit einer zähen, übermenschlichen Arbeit von der französischen Grenze bis an das Schloß Brants einen Tunnel bohren . . .

Jahrelang hat das Heranwinden des rachsüchtigen Wurms zu dem Manne gedauert, der ihn aus seinem Neste getrieben hatte.

Jetzt war es erreicht.

Die Schurken hatten den Tag der Verkündigung des Weltfriedens zur Vernichtung des Schöpfers des Weltfriedens bestimmt.

Consummatum est.

Das Herz rissen sie ihm heraus, sie vergifteten ihm die Seele, es war noch immer nicht genug! . . . jetzt zerschmet-

terten sie auch die pflegende Hand, das liebliche Kinderköpfchen: die ganze Welt des großen Mannes . . .

Consummatum est! . . . Diesmal sagte es das Gericht. Sie stöberten das ganze Verbrechernest auf: die Hauptschuldigen blieben unter den Trümmern des Schlosses liegen, welche auch Sophie und die kleine Gisela bedeckten. Es mußte aber der ganze Geheimbund büßen. Die erste Tätigkeit des Reichstagskongresses war, annähernd sechshundert Mitschuldige hinzurichten.

Dann ruhte der Scharfrichter.

Er fand keine Arbeit mehr.

* * *

Fürst Brant wurde unter den Trümmern halbtot hervorgezogen; körperlich hatte er kaum gelitten, denn ein Fensterflügel war glücklicherweise so auf ihn gestürzt, daß er mit leichteren Hautabschürfungen davonkam.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Genfer See liegt eine ruhige Heilanstalt. Sie ist von einem wunderbaren Park umgeben. Der dehnt sich bis an das Ufer des Sees. Ihn hütet keine umfriedende Mauer.

Wozu?

Da wohnen sehr ruhige Menschen. Harmlose, ungefährliche Kranke, Tote bei lebendigem Leibe.

Wenn sich auf die Seele die Nacht des Unbewußtseins breitet, hat der Mensch zu leben aufgehört. — Was sich noch bewegt, was noch atmet, was noch sinnlose Silben stottert, ist nur die Maschine: der Körper.

Und warum soll der Körper sich vernichten?! Fühlt er Schmerzen? Fühlt er Freuden? Weiß der Körper, wann es Frühling ist und wann der Winter kommt?

Der Körper ist nur für sich, er leistet unfruchtbare Arbeit, er stottert sinnlose Worte: er lebt nicht.

Es ist nicht nötig, den Garten der Anstalt abzusperren.

„Irren-Heilanstalt . . .!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Georg Brant befindet sich seit zehn Jahren in dieser Irrenanstalt am Ufer des Genfer Sees — in der Einsamkeit.

Der lebende Tote. Armer, unschuldiger, erschöpfter, genialer Geist!

Vom Weltenlauf weiß er nichts; wurde doch sein Geist vor zehn Jahren, als die Völker der Erde zu neuem Leben erwachten, gestört — ewige Finsternis entstand in ihm — in seinen Augen und in seiner zu Tode gequälten Seele.

Er weiß nicht, daß die Kultur der neuen Generation die ganze Welt erobert hat, daß die erbarmungslose Vernichtung der Menschenleben — der Krieg ein längst unbekannter Begriff — eine Legende! für die arbeitende Menschheit ist, daß der ewige Friede den Alpdruck der Menschheit, die Ungewißheit, das Elend, verjagt hat, daß der ganze Erdball glücklich ist, daß sein Weib gestorben ist . . . daß sein kleines Töchterchen auch unter der Erde liegt . . . daß er allein ist — auf dieser ganzen, großen Welt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Seit zehn Jahren führt ihn sein Pfleger täglich an das Ufer des Sees hinunter. Dort hockt sich Georg Brant nieder; aus runden Kieskörnchen häuft er kleine Hügel zusammen und wenn er fertig ist, steckt er je eine Rose an die Spitze der Hügel, der Grabmäler . . .

Er betastet die Hügelchen, er streichelt die Rosen: „Väterchen ... Mütterchen ... Töchterchen ...“ Er grübelt: „Es fehlt jemand ... wer denn? Wer kann die sein, die untreu geworden ist . . . Wer kann es nur sein? . . .“ Dann fängt er von neuem an: „Väterchen, Mütterchen . . .“ Bis ein wogender, krauser Wellenschlag kommt und auch diesen Schimmer der Erinnerung wegspült . . . Wenn die Wellen zurückgelaufen, tastet er weiter auf dem feuchten Kies, er sucht die Hügel, die Rosen ...

„Wo seid ihr hin? Wo seid ihr alle ... Jetzt ist keiner mehr da ... ihr ... habt mich ... alle ... alle verlassen ... Alle ...“

Zum Abendbrot führt ihn der Pfleger zurück.

In das große, schweigsame, stille Haus . . .

Jahr für Jahr.

G. Pätz'sche Buchdr., Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.

